

Nr. 50 Deutschland € 9,- • Schweiz sfr 18,60 • Österreich € 10,20 •
Benelux € 10,80 • Finnland € 13,80 • Frankreich € 12,20 • Italien € 12,20 • Norwegen NOK 120,- • Spanien € 12,20

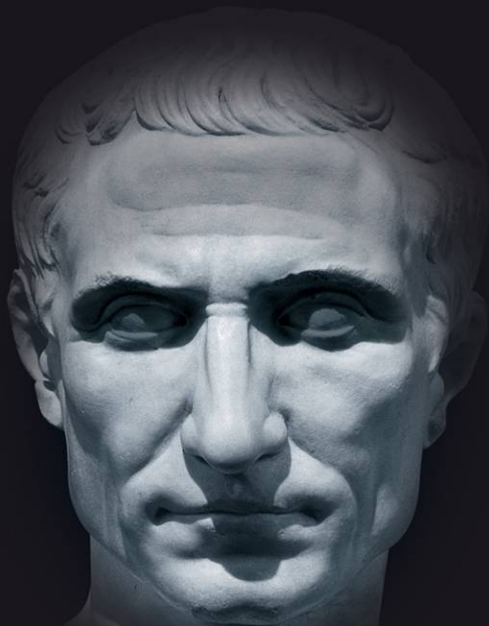
GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

GEO EPOCHE ROM – DIE REPUBLIK

ROM

Die Geschichte der Republik



500 v. Chr. – 27 v. Chr.



Damit Sie immer eine intelligente Ausrede haben, weshalb Sie zu spät sind.



* Heft ohne DVD: 8,50 € (A: 9,80 € / CH: 17,60 CHF).
Heft mit DVD: 15,90 € (A: 17,90 € / CH: 35,00 CHF).

Auch mit DVD erhältlich*

Liebe Leserin, lieber Leser

Was wäre geschehen, wenn der karthagische Feldherr Hannibal am Abend des 2. August 216 v. Chr., nach seinem vernichtenden Sieg bei Cannae über die Truppen der Römischen Republik, seinen Offizieren befohlen hätte, nun auf Rom zu marschieren und die knapp 400 Kilometer entfernte, kaum verteidigte Tiberstadt zu erobern und für immer dem Erdboden gleich zu machen?

Würden Sie dann jetzt ein Heft über die Geschichte des ruhmreichen Karthago aufschlagen, das erst das westliche Mittelmeer beherrschte, später auch die Griechen und andere Völker im Osten besiegte, ein Weltreich schuf und im 5. nachchristlichen Jahrhundert an seinen inneren Widersprüchen zerbrach?

Wir wissen, dass es anders kam. Hannibal entschied sich, wohl zum fassungslosen Erstaunen vieler seiner Offiziere, gegen den Angriff auf Rom – möglicherweise, so schreibt mein Kollege Cay Rademacher in diesem Heft, weil er mit einer längeren Belagerung der Stadt rechnete und befürchtete, seinen Truppen könnte die Versorgung ausgehen.

Vielleicht aber zog er auch deshalb nicht an den Tiber, weil er nach seinem grandiosen Sieg ohnehin damit rechnete, dass die geschlagenen Römer demütig Unterhändler zu ihm schicken und ihn um Frieden bitten würden – natürlich zu Hannibals Bedingungen. So zumindest hätten nach einer vergleichbar verheerenden Niederlage wohl alle anderen Mächte der antiken Welt gehandelt.

Rom aber schützelte sich nur kurz, bestellte innerhalb kürzester Zeit alle wehrfähigen Bür-

ger ein, zwang neue Rekruten zum Kriegsdienst und war schon bald wieder verteidigungsbereit; die Gelegenheit zur Eroberung der Stadt war vertan. Zwar blieb Hannibal noch weitere 13 (!) Jahre in Süditalien, doch eine zweite Chance bot sich ihm nicht mehr; vielmehr besiegten ihn die Römer beim nächsten größeren militärischen Aufeinandertreffen der beiden Mächte – woraufhin Karthago sofort kapitulierte und um Frieden bat, zu jedem Preis.

Das also war der Unterschied zwischen Rom und Karthago, und das machte die Tiberstadt in der Antike so einzigartig: Für die Republik war Kapitulation nie eine Option, selbst nach bitteren Niederlagen. Denn nichts galt den Senatoren und ihren Magistraten mehr als das Streben nach *dignitas*, nach Ehre und Ruhm, und das war nach ihrem Verständnis vor allem auf dem Schlachtfeld möglich, sodass Kapitulationsverhandlungen sie nicht nur die Macht in Rom gekostet hätten, sondern viel mehr: nämlich ihr Ansehen.

Und so zog die Elite der Stadt aus militärischen Rückschlägen zwar ihre Konsequenzen, strukturierte die Armee im Verlauf der Jahrhunderte mehrfach um, änderte Taktik und Kriegführung – aber gab in militärischen Auseinandersetzungen nie, nie nach.

Denn Rom verlor vielleicht Schlachten, aber keine Kriege.

Von diesem wohl einzigartigen Kampfgeist erzählt das vorliegende Heft – aber natürlich auch von der klugen Machtteilung, auf die sich die führenden Familien der Stadt

ab 500 v. Chr. verständigten, sowie der sich daraus entwickelnden Mechanik der gegenseitigen Kontrolle, die dazu führte, dass alle relevanten gesellschaftlichen Gruppen Roms Expansionsstrategie mittrugen.

Gut 350 Jahre lang funktionierte dieses System der *checks and balances* – bis es ab etwa 133 v. Chr. nach und nach zerstört wurde, weil der bis dahin geltende Konsens über die Ziele und Werte der Republik erodierte und die Staatsführung in Interessengruppen zerfiel, die sich schon bald mit dem Schwert bekämpften. Dieser Niedergang dauerte ziemlich genau 100 Jahre an, dann waren die Fundamente der Republik ausgehöhlt, und ein Alleinherrscher riss die Macht an sich. Er etablierte seine eigene Dynastie, machte aus Rom eine Monarchie – und warf diesen so singulären Stadtstaat gesellschafts-

politisch um Jahrhunderte zurück. Aber das ist eine andere Geschichte, und die werden wir in einem halben Jahr erzählen: in dem zweiten Rom-Heft über die „Geschichte des Kaiserreichs“.



Im April 2012 erscheint
»Rom – Die Geschichte
des Kaiserreichs«

*

Die vorliegende Ausgabe ist die 50. seit der Premiere von GEOEPOCHE im März 1999. Allen, die uns seither so zahlreich regelmäßig lesen, danken wir für ihre Treue.

Herzlich Ihr

Michael Steiner



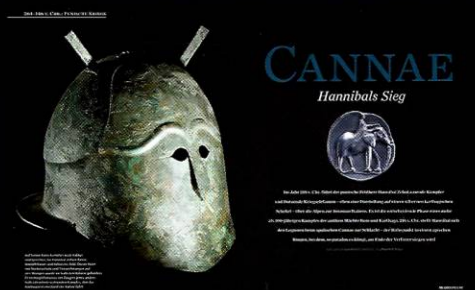
Die Althistorikerin Julia Kreische
(oben links) hat die Heftredakteurin
Dr. Anja Fries fachlich beraten



MONUMENTE Tempel und Theater, Straßen und Brücken künden noch heute von der Größe der Römischen Republik.
Seite 6



ANFÄNGE Nicht von dem mythischen Zwilling Romulus wird die Tiberstadt gegründet, sondern von latinischen Siedlern.
Seite 20



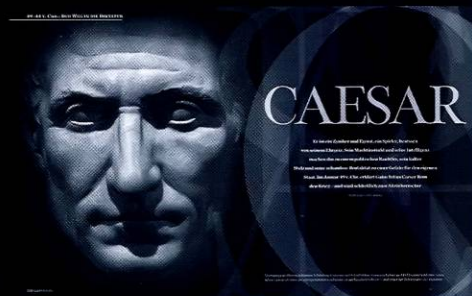
HANNIBAL Karthago ist der ärgste Rivale der Republik. 216 v. Chr. kommt es zwischen beiden zur größten Schlacht jener Zeit.
Seite 54



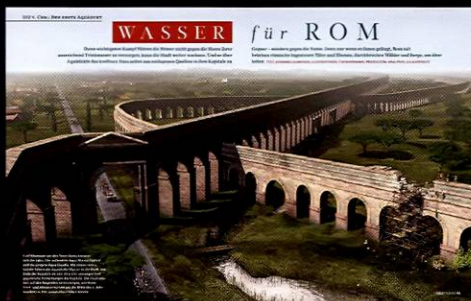
SKANDAL Der Gott Bacchus verheißt seinen Jüngern Ekstase und Erlösung. Sein Kult droht die Ordnung Roms zu gefährden.
Seite 72



TRIUMPHZUG Drei Tage währt 167 v. Chr. die Siegesfeier für Lucius Aemilius Paullus, den Bezwingen der Makedonen.
Seite 82



DIKTATUR 49 v. Chr. greift Gaius Iulius Caesar, Roms skrupellosester Politiker, nach der Alleinherrschaft.
Seite 132



AQUÄDUKT 312 v. Chr. bauen Ingenieure Roms erste Fernwasserleitung und sichern so die Expansion der Metropole.
Seite 40



CICERO Der Außenseiter steigt dank seines Intellekts zum Konsul auf – und rettet die Republik vor einer Verschwörung.
Seite 120



ENDE DER REPUBLIK Nach Caesars Tod erkämpft sein Adoptivsohn die Macht – und zerschlägt die alte Ordnung für immer.
Seite 146

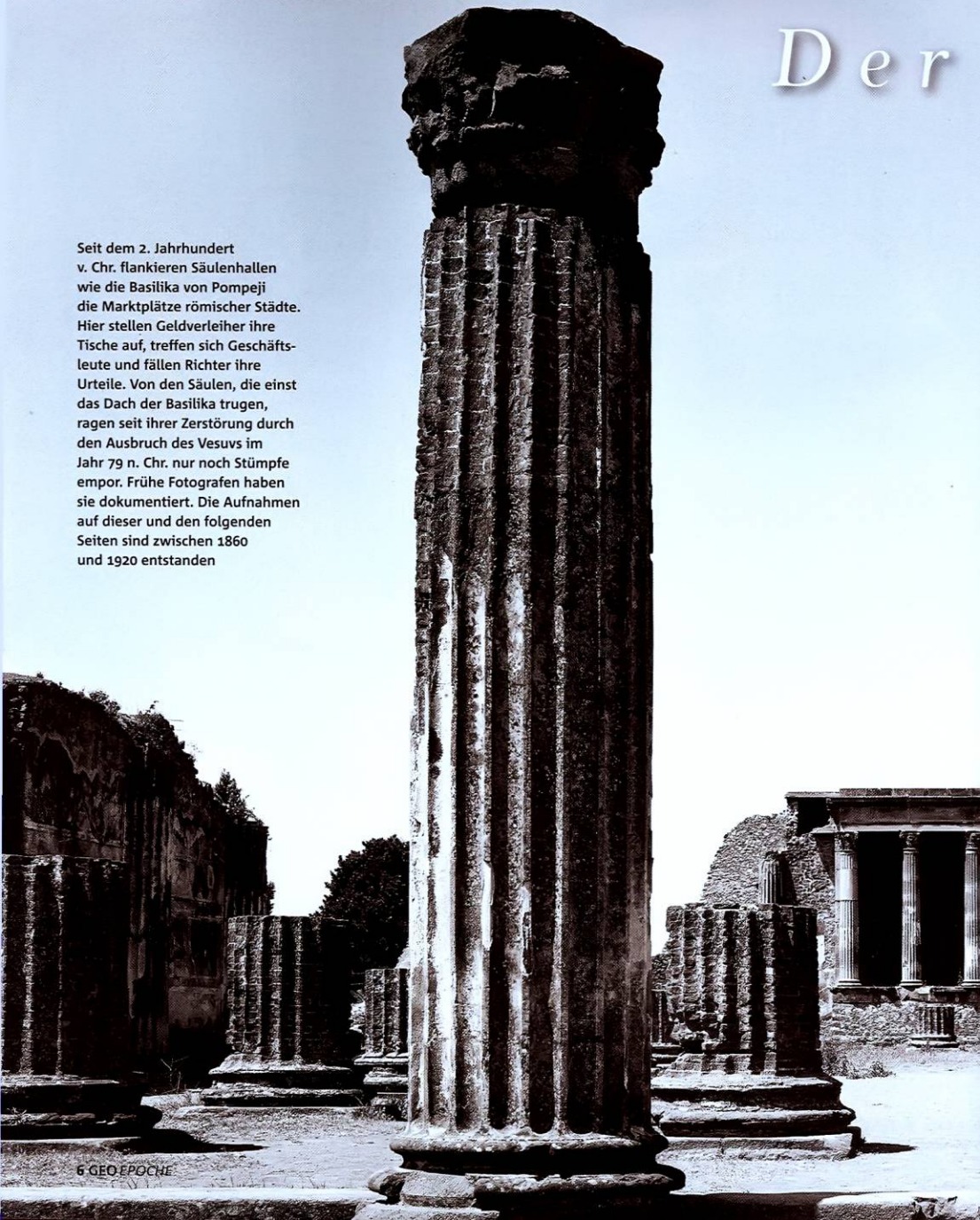
| | |
|---|------------|
| Um 500–27 v. Chr. MONUMENTE Der Stolz der Republik | 6 |
| Um 1000–264 v. Chr. ANFÄNGE Geburt einer Weltmacht | 20 |
| MYTHOS Die Erfindung Roms | 26 |
| ETRUSKER Das Vorbild aus dem Norden | 30 |
| 312 v. Chr. DER ERSTE AQUÄDUKT Wasser für Rom | 40 |
| 264–146 v. Chr. PUNISCHE KRIEGE Cannae – Hannibals Sieg | 54 |
| 186 v. Chr. »BACCHANALIEN-SKANDAL« Gefährliche Mysterien | 72 |
| 167 v. Chr. TRIUMPHZUG Die Stunde des Siegers | 82 |
| EXPANSION IM OSTEN Der Kampf um Griechenland | 96 |
| 133–121 v. Chr. DIE GRACCHEN Zwei Brüder gegen den Senat | 99 |
| 88 v. Chr. SULLAS MARSCH AUF ROM Aufruhr am Tiber | 108 |
| MILITÄRREFORM Roms neue Legionen | 118 |
| 106–43 v. Chr. CICERO Die Macht des Wortes | 120 |
| 49–44 v. Chr. DER WEG IN DIE DIKTATUR Caesars Griff nach der Herrschaft | 132 |
| 27 v. Chr. AUGUSTUS Der erste Kaiser | 146 |
| Mitarbeiterporträt, Bildvermerke, Impressum | 159 |
| INTERVIEW: DIE KRISE DER REPUBLIK Als der Konsens zerbricht | 160 |
| ZEITTADEL Daten und Fakten | 162 |
| VORSCHAU GEOEPOCHÉ Das China des Mao Zedong GEOEPOCHÉ EDITION Expressionismus | 170 |
| Übersicht Die wichtigsten Ämter und Institutionen | 166 |
| GEOEPOCHÉ.de Buchtipps und Berichte zu diesem Heft finden Sie im Internet unter www.geo-epoche.de | |

TITELBILD: posthumer Porträtkopf des Gaius Iulius Caesar, zwischen 27 und 20 v. Chr. entstanden, Vatikanische Museen, Vatikanstadt. Alle Fakten, Daten und Karten in dieser Ausgabe sind vom GEOEPOCHÉ-Verifikationsteam auf ihre Richtigkeit überprüft worden. Kürzungen in Zitaten sind nicht kenntlich gemacht. Alle Begriffe in lateinischer Sprache werden bei ihrer jeweils ersten Erwähnung in einem Beitrag klein und kursiv geschrieben – etwa das Wort *dignitas*. Im Deutschen geläufige Namen und Begriffe, etwa Mark Anton, Oktavian, die Legion, der Senat, der Konsul, werden in ihrer eingedeutschten Form verwendet. Ausnahme: Gaius Iulius Caesar – auch zur Unterscheidung vom Wort „Caesare“.

Redaktionsschluss: 28. Juli 2011

Der

Seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. flankieren Säulenhallen wie die Basilika von Pompeji die Marktplätze römischer Städte. Hier stellen Geldverleiher ihre Tische auf, treffen sich Geschäftsleute und fällen Richter ihre Urteile. Von den Säulen, die einst das Dach der Basilika trugen, ragen seit ihrer Zerstörung durch den Ausbruch des Vesuvus im Jahr 79 n. Chr. nur noch Stümpfe empor. Frühe Fotografen haben sie dokumentiert. Die Aufnahmen auf dieser und den folgenden Seiten sind zwischen 1860 und 1920 entstanden



STOLZ *der* REPUBLIK

Im Gemeinwesen der Römer verwandeln Senatoren, Würdenträger und Feldherren die Städte in Denkmäler ihres eigenen Ruhms: Sie errichten Grabtürme, um ihre Familien zu verherrlichen; bauen Theater, um die Gunst der Massen zu gewinnen; stiften Tempel, um die Götter auf ihre Seite zu ziehen. Doch allen Werken ist eines gemein – sie feiern auch die Erfolge des römischen Staates

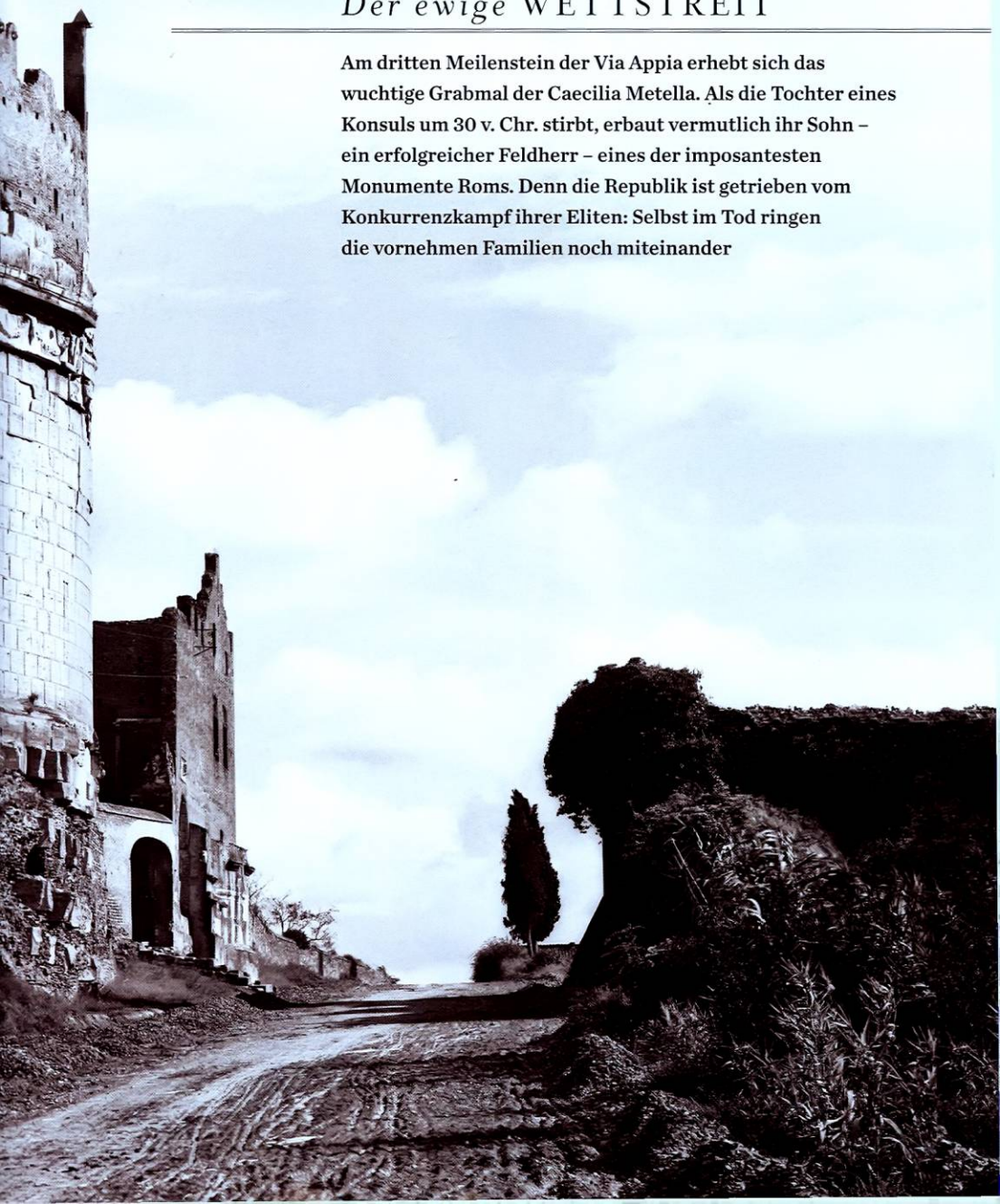
TEXTE: JOACHIM TELGENBÜSCHER



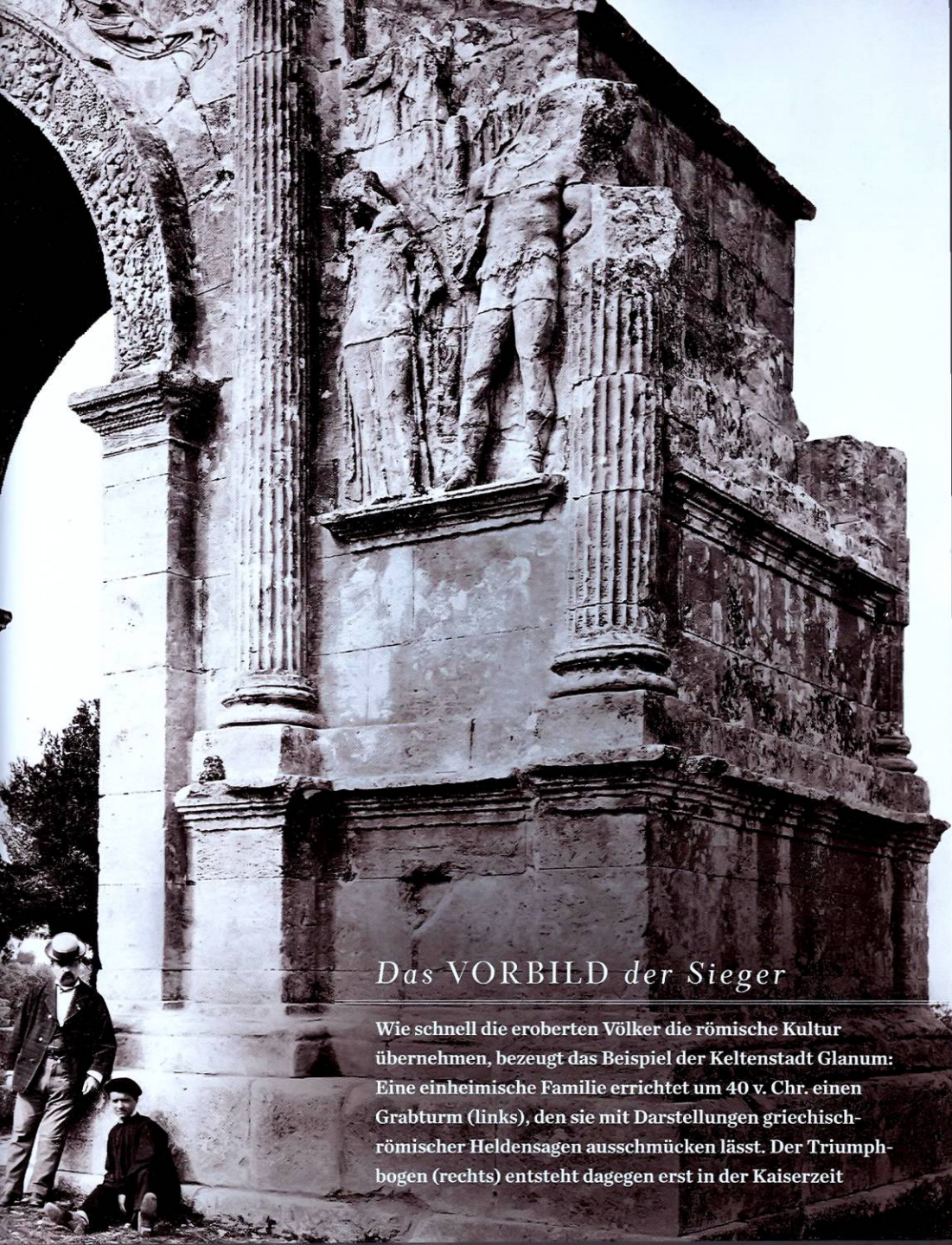


Der ewige WETTSTREIT

Am dritten Meilenstein der Via Appia erhebt sich das wuchtige Grabmal der Caecilia Metella. Als die Tochter eines Konsuls um 30 v. Chr. stirbt, erbaut vermutlich ihr Sohn – ein erfolgreicher Feldherr – eines der imposantesten Monumente Roms. Denn die Republik ist getrieben vom Konkurrenzkampf ihrer Eliten: Selbst im Tod ringen die vornehmen Familien noch miteinander







Das VORBILD der Sieger

Wie schnell die eroberten Völker die römische Kultur übernehmen, bezeugt das Beispiel der Keltenstadt Glanum: Eine einheimische Familie errichtet um 40 v. Chr. einen Grabturm (links), den sie mit Darstellungen griechisch-römischer Heldensagen ausschmücken lässt. Der Triumphbogen (rechts) entsteht dagegen erst in der Kaiserzeit

Die BÜHNEN des Todes

Manneskraft und Tapferkeit zählen zu den wichtigsten Tugenden im kriegerischen Staat der Römer. Niemand verkörpert sie so sehr wie die Gladiatoren – jene Schwertkämpfer, die zur Belustigung der Massen in den Amphitheatern antreten. Das älteste erhaltene dieser Bauwerke wird um 80 v. Chr. in Pompeji errichtet. Die geschwungenen Ränge fassen 20 000 Menschen

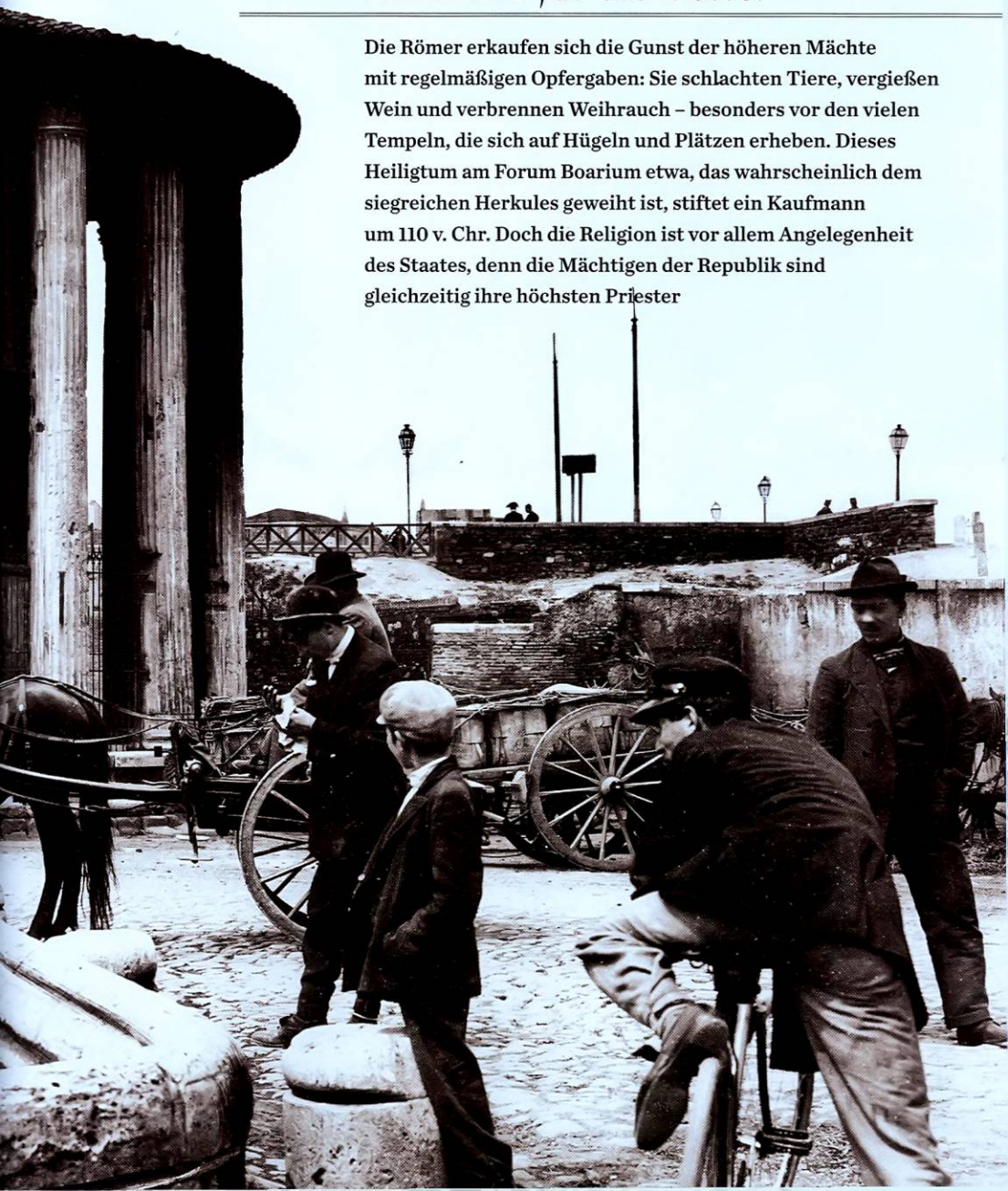






Ein HEIM für die Götter

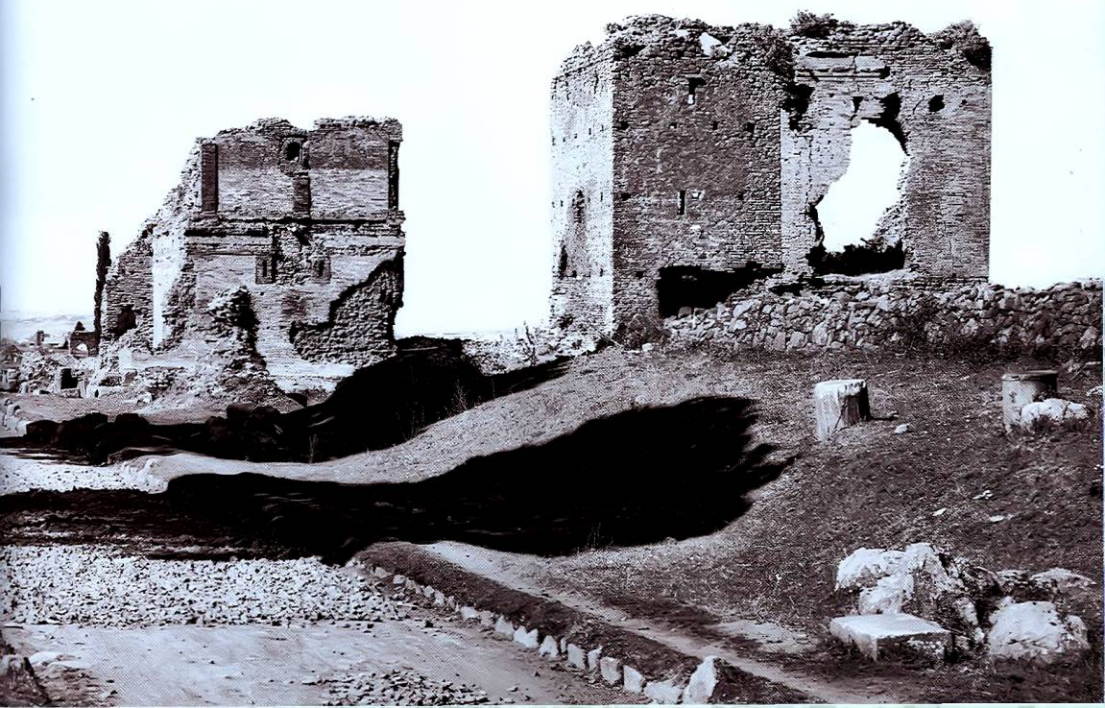
Die Römer erkaufen sich die Gunst der höheren Mächte mit regelmäßigen Opfergaben: Sie schlachten Tiere, vergießen Wein und verbrennen Weihrauch – besonders vor den vielen Tempeln, die sich auf Hügeln und Plätzen erheben. Dieses Heiligtum am Forum Boarium etwa, das wahrscheinlich dem siegreichen Herkules geweiht ist, stiftet ein Kaufmann um 110 v. Chr. Doch die Religion ist vor allem Angelegenheit des Staates, denn die Mächtigen der Republik sind gleichzeitig ihre höchsten Priester





Der WEG zum Sieg

Die Erfolge der Republik beruhen nicht nur auf dem Mut ihrer Soldaten, sondern auch auf dem Geschick ihrer Ingenieure: 312 v. Chr. erbauen die Römer die erste befestigte Fernstraße, die Via Appia. Sie verbindet die Tiberstadt mit Süditalien – und sichert so das kürzlich eroberte Kampanien. Damit die Soldaten auf ihr schneller vorankommen, verläuft sie meist pfeilgerade; der längste Abschnitt ohne Kurve misst fast 60 Kilometer





Die Meister der NACHAHMUNG

Schon die Etrusker wissen, wie man steinerne Brücken konstruiert, doch erst ihre römischen Nachbarn treiben die Technik zur Vollendung. Gestützt von zwei Bögen, führt der Pons Fabricius über den Tiber. Die älteste erhaltene Brücke Roms aus dem Jahr 62 v. Chr. bezeugt die Brillanz der römischen Architekten: Bei Hochwasser strömen die Fluten auch durch die Öffnung im Mittelpfeiler – so wird der Druck auf das Bauwerk vermindert □



GEBURT einer



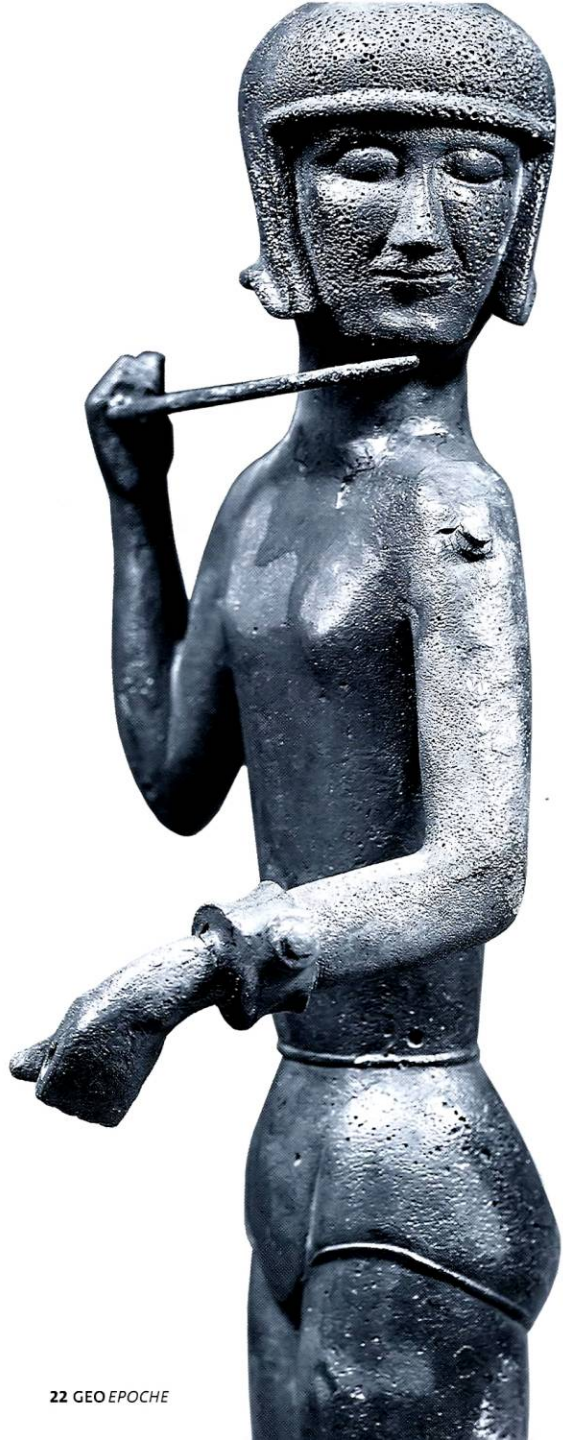
Der Legende nach wird Rom von Romulus gegründet, dem Sohn des Kriegsgottes Mars und Nachfahren eines trojanischen Helden. Die Wirklichkeit ist viel nüchterner: Um 1000 v. Chr. errichten Siedler vom Stamm der Latiner einige Hütten auf Hügeln am Tiber. Jahrhunderte später wachsen diese verstreuten Dörfer zu einer Stadt zusammen, die anfangs unter der Herrschaft etruskischer Könige steht. Erst um 500 v. Chr. vertreiben die Römer die fremden Monarchen – und der langsame Aufstieg zur Großmacht beginnt

VON MARTIN PAETSCH

WELTMACHT



Romulus, der mythische Gründer der Tiberstadt, und dessen Zwillingsbruder Remus werden von einer Wölfin gesäugt – so jedenfalls die Sage, die sich die Römer erzählen (im Hintergrund die Kopie einer Karte aus der Zeit des Kaiserreichs, die Rom im Zentrum des antiken Straßennetzes zeigt)



E

s sind armselige Hütten, die um 750 v. Chr. auf dem Palatin-Hügel stehen. Die Bewohner haben ihre Siedlung auf dieser Anhöhe über dem Tiber errichtet, um sich besser vor Überfällen schützen zu können und vor den Mücken aus den Sümpfen der Flussniederung, die Malaria übertragen.

In den harten Grund haben sie Löcher gehauen und darin die Pfosten ihrer Behausungen verankert, haben die Wände aus Zweigen geflochten und mit Lehm verkleidet. Strohdächer schützen sie vor der Witterung.

Die Siedler pflanzen Getreide, Bohnen und Erbsen an. Viel gibt der Boden nicht her: In den dichten Wäldern des Umlands müssen sie Beeren sammeln. Sie halten Schweine, Ziegen und Schafe.

Nur einige Dutzend Menschen vom Stamm der Latiner leben auf dem Palatin. Weitere Hütten finden sich auf den benachbarten Anhöhen: einfache Dörfer, ärmer als manch andere latinische Siedlungen der Region.

Nichts deutet darauf hin, dass an dieser Stelle einmal das Herz eines Weltreiches schlagen wird. Und doch beginnt genau hier die Geschichte einer Stadt, die in den folgenden Jahrhunderten ihre Macht zunächst über Italien, dann über den gesamten Mittelmeerraum ausdehnen wird. Die Geschichte Roms.

DIE LATINER SIND einer von vielen Stämmen auf der Apenninenhalbinsel – und bei Weitem nicht der mächtigste. Sie gehören zu einer Gruppe von Völkern, den Italikern, die wohl um 1000

Nur wenige Plastiken und Bilder sind aus den ersten Jahrhunderten Roms überliefert. Doch die Kunstwerke der benachbarten Etrusker – hier die Statuette eines Kriegers aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. – zeigen, wie das Leben in dieser Zeit bei den Völkern Italiens ausgesehen hat

v. Chr. auf der Suche nach Ackerland aus dem Norden eingewandert sind.

Sie kamen in ein Land, das fast vollständig vom Mittelmeer umgeben und mit einem milden Klima gesegnet ist. Im Norden durchfließt der Po eine breite fruchtbare Ebene. Südlich davon wird die Halbinsel von den kargen Gipfeln des Apennins geprägt, eines 1200 Kilometer langen Gebirgszuges, der sich über ihre gesamte Länge erstreckt.

Die Völker aus dem Norden besiedeln etliche Gebiete. Die Latiner etwa bleiben in Küstennähe. Die Umler, Sabiner und Samniten dagegen lassen sich in den Bergen des Apennins nieder. Vielerorts müssen sich die Neankömmlinge gegen andere Stämme behaupten.

Einige davon sind selbst eingewandert: So stammen die in der Po-Ebene ansässigen Veneter und die Messapier im Südosten des Landes möglicherweise aus dem Balkanraum. Andere dagegen leben schon länger in Italien, darunter die Ligurer im Nordwesten – und wohl auch die Etrusker, ein mächtiges Volk, das die erzeiche Region nördlich des Tibers kontrolliert (siehe Seite 30).

Ab etwa 750 v. Chr. siedeln zudem Griechen in Sizilien und an den südlichen Küsten Italiens. Sie gründen befestigte Kolonien, die wahrscheinlich in regelmäßige Parzellen aufgeteilt sind, leben dort in Häusern aus Lehmziegeln. Aus solchen Niederlassungen gehen später Städte wie Neapel oder Tarent hervor. Deren Bewohner unterhalten weiterhin enge Beziehungen zu ihrer hellenischen Heimat, treiben Handel auf der Halbinsel und darüber hinaus.

Inmitten all dieser Völker siedeln seit etwa 1000 v. Chr. die Latiner in einem hügeligen und wasserreichen Land südlich des Tibers, das nach seinen Bewohnern künftig „Latium“ genannt wird.

In seiner Mitte erheben sich die bis zu 1000 Meter hohen Albaner Berge. Auf ihren Hängen wachsen dichte Wälder aus Lorbeerbäumen und Buchen, in die Täler rauschen Bäche herab. In Küstennähe erstrecken sich Ebenen voller Sümpfe und Tümpel.

Die Latiner leben in Gemeinschaften aus jeweils mehreren Familien. Einige dieser Clans haben sich im äußersten Norden des Stammesgebietes nieder-

gelassen: am Tiber, der die Grenze zum Land der Etrusker bildet. Die von ihnen begründeten Siedlungen liegen rund 25 Kilometer vom Meer entfernt auf einer Gruppe von Hügeln direkt am Fluss.

Hier ragen drei schroffe Felsen namens Kapitol, Palatin und Aventin in die Höhe. Weiter vom Ufer entfernt liegen die eher sanften Anhöhen Quirinal, Viminal, Esquilin und Caelius. Es sind diese Erhebungen, die später als „die sieben Hügel Roms“ in die Geschichte eingehen werden – auch wenn es in Wirklichkeit weitaus mehr Anhöhen gibt.

Weshalb in den nun folgenden Jahrhunderten unter allen Völkern Italiens ausgerechnet die Latiner nach und nach zu Herrschern der antiken Welt aufsteigen – und warum unter ihnen ausgerechnet die Dorfbewohner vom Tiber:

Darüber rätseln in späteren Zeiten auch die Römer selbst.

Es gibt keine schriftlichen Berichte aus der Frühzeit ihrer Stadt, nur einige geheimnisvolle Inschriften in archaischem Latein. Schon im 1. Jahrhundert v. Chr. klagt deshalb der römische Geschichtsschreiber Titus Livius über den Mangel an glaubwürdigen Quellen.

Und so versuchen die Römer ihre Vergangenheit mit Legenden zu erklären; demnach wurde die Stadt von Romulus gegründet, dem ersten von sieben Königen (siehe Seite 26).

Doch obwohl diese Geschichte nur ein Mythos ist, scheint sie der Wahrheit in manchen Details durchaus nahezu kommen. So sind es offenbar tatsächlich

UM 500 V. CHR.: ROM UND SEINE NACHBARN



Etwa 100 Jahre lang regierten etruskische Könige Rom. Bis die Einwohner der Tiberstadt die fremden Monarchen um 500 v. Chr. vertreiben und eine Republik begründen. Vielleicht 35 000 Menschen wohnen zu jener Zeit in der Stadt, die sich neben Völkern wie etwa den Samniten als regionale Macht in Mittelitalien etabliert hat. Im Süden der Halbinsel haben Griechen zahlreiche Kolonien errichtet, die Inseln stehen weitgehend unter Kontrolle der Karthager

Könige, die über das frühe Rom herrschen. Das immerhin verraten die wenigen Funde aus jener Zeit. Doch oft erlauben die Gräber, die Scherben, Inschriften und Fundamente mehrere Deutungen. Und so lässt sich nur in groben Zügen rekonstruieren, was vor über 2500 Jahren am Tiber geschah. Es ist die Geschichte von den Anfängen einer Weltmacht.

DER AUFSTIEG ROMS wie der etlicher anderer Siedlungen Mittelitaliens beginnt im 7. Jahrhundert v. Chr. Möglicherweise gelingt es den Menschen zu dieser Zeit, reichere Ernten zu erzielen. Denn die Bevölkerungszahl nimmt zu. Auch die Latiner am Tiber bauen neue Behausungen. Langsam verschmelzen ihre Dörfer miteinander.

Sie liegen günstig: Am Fuß des Palatins führt eine Furt über den Fluss. Hier treiben Hirten ihre Herden durch das seichte Wasser und lassen ihr Vieh am Ufer weiden. Auf dem künftigen Forum Boarium, einem ersten Marktplatz, machen sie schon früh Geschäfte mit den Bewohnern der Tiberdörfer.

Ebenso wichtig ist die Via Salaria, die an den Hütten vorbeiführt. Über diese Route transportieren Händler an der Mündung des Flusses gewonnenes Salz ins Landesinnere. Ihre Ware ist nicht nur als Würzmittel begehrt, sie erlaubt es auch, rohes Fleisch durch Einsalzen haltbar zu machen. Die Siedler am Tiber profitieren von dem Geschäft mit dem begehrten Rohstoff.

Etwa um 630 v. Chr. wagen sie sich an ein Bauprojekt, das die Grundlagen für die spätere Größe ihrer Stadt schafft: Sie legen die Fiebersümpfe rings um das ehemalige Totenfeld trocken. Bis dahin

ist das Gebiet bei Hochwasser häufig unter den Fluten des Tiber verschwunden – eine dauerhafte Besiedlung war undenkbar. Deshalb schütteten die Latiner die Talsohle nun mit Erde und Geröll auf. Es dauert Jahre, den Boden so um bis zu drei Meter anzuheben.

Um das Feuchtgebiet zusätzlich zu entwässern, legen sie in der Mitte des neu geschaffenen Geländes einen breiten Graben an. Es ist der Anfang der *cloaca maxima* – jener Kanalisation, die in späteren Zeiten im Untergrund von Rom verlaufen und das Schmutzwasser

der Metropole in den Tiber leiten wird.

Auf beiden Seiten des Kanals bepflanzen Arbeiter den Talgrund mit Tonerde und Kieselsteinen. So schaffen sie um 625 v. Chr. einen Platz, das Forum Romanum, das künftige Zentrum ihrer Gemeinde. Die einzelnen Dorfgemeinschaften haben nun eine Mitte, um die sich das gesellschaftliche Leben abspielt.

Es ist die eigentliche Geburt Roms: Mit dem Platz beginnen die Siedlungen, zu einer Stadt zusammenzuwachsen. Wie sie zu jener Zeit heißt, ist nicht bekannt. Doch vielleicht trägt sie schon jenen Namen, unter dem sie später berühmt wird und der möglicherweise von einem etruskischen

Geschlechternamen abgeleitet ist.

Ihre Bewohner, die Römer, bauen in den folgenden Jahrzehnten erste Steinhäuser mit Ziegeldächern. Und sie errichten in der Nähe des Forums mehrere öffentliche und religiöse Gebäude. Darunter die Curia Hostilia, eine Art Rathaus, in dem die Anführer der verschiedenen Clans zusammenkommen.

Womöglich ist bereits um diese Zeit ein einfacher, mit Stroh gedeckter Rundbau der Vesta gewidmet, der Herrin des Herdfeuers, einer der ältesten Gottheiten der Stadt. Ihre Dienerinnen müssen unbefleckt sein, und so werden für die

Rolle jungfräuliche Mädchen ausgesucht, deren Aufgabe es fortan ist, das ständig im Heiligtum brennende Feuer zu hüten.

Unweit dieser Stätte steht ein hölzernes Bauwerk, das Archäologen bis heute Rätsel aufgibt. Mehrmals brennt es nieder, doch jedes Mal errichten es die Römer in ähnlicher Form wieder.

Hinter dem Eingang des etwa 20 Meter langen Gebäudes öffnet sich ein Hof, an dessen Rückseite zwei Räume liegen. Deren Wände sind seit etwa 550 v. Chr. mit Friesplatten geschmückt, auf denen Tiere und Fabelwesen zu erkennen sind: Wildkatzen, ein straußenähnlicher Vogel, ein Mensch mit Stierkopf.

Die Räume eignen sich kaum zum Wohnen. In einem steht ein Schrein für Ops Consiva, eine archaische Göttin des Ackerbaus. Das Zimmer daneben ist Mars gewidmet, der nicht nur als Kriegsherr gilt, sondern auch als Fruchtbarkeitsbringer. Vermutlich, so die These einiger Forscher, dient der Bau als Ort, an dem ein Priester Rituale zelebriert, dabei vielleicht die Götter darum bittet, das Vieh vor Krankheiten zu schützen und das Getreide gedeihen zu lassen.

Wer dieser Priester ist, darauf deutet eine zwischen den Fundamenten gefundene Tonscherbe aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. hin. Auf ihr sind drei Buchstaben eingeritzt: REX – das lateinische Wort für König.

Gut möglich also, dass solche Alleinherrscher das frühe Rom regieren. Wie viele andere Könige des Altertums sind sie zugleich die obersten Priester ihres Volkes, vollführen regelmäßig feierliche Rituale. Mit Hilfe der Götter soll die lateinische Stadt reich und mächtig werden.

Dabei sind einige dieser Herrscher nicht einmal Latiner: Bereits seit frühester Zeit pflegen die Römer enge Beziehungen zu den Etruskern im Norden. Wohl seit dem 8. Jahrhundert v. Chr. importieren sie Keramik aus Etrurien. Bald kommen von dort Handwerker und Kaufleute als Besucher in die wachsende Tibersiedlung, wo ihre Dienste gefragt sind.

Immer wieder aber setzen auch etruskische Kriegerbanden über die Furt. Ihre Anführer sind auf der Suche nach



Beute und einem Territorium, das sie unterwerfen können. Und tatsächlich schwingen sie sich wohl um 600 v. Chr. in Rom zu Königen auf.

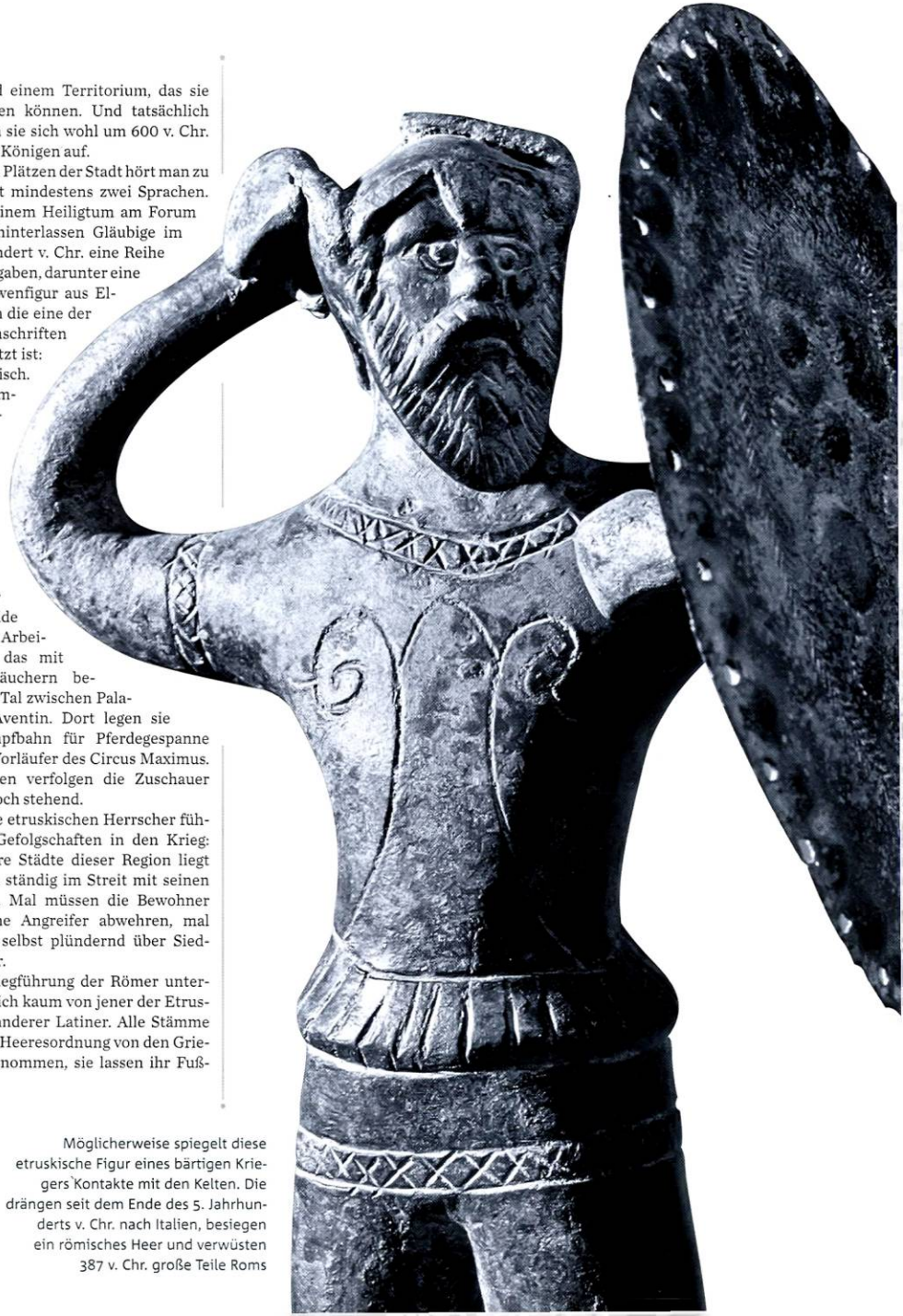
Auf den Plätzen der Stadt hört man zu dieser Zeit mindestens zwei Sprachen. Denn in einem Heiligtum am Forum Boarium hinterlassen Gläubige im 6. Jahrhundert v. Chr. eine Reihe von Opfergaben, darunter eine kleine Löwenfigur aus Elfenbein, in die eine der ältesten Inschriften Roms geritzt ist: auf Etruskisch.

Die fremden Könige treiben die Römer zu immer neuen Bauprojekten an. Unter ihrer Ägide planen Arbeiter auch das mit Myrtensträuchern bewachsene Tal zwischen Palatin und Aventin. Dort legen sie eine Kampfbahn für Pferdegespanne an – den Vorläufer des Circus Maximus. Die Rennen verfolgen die Zuschauer anfangs noch stehend.

Und die etruskischen Herrscher führen ihre Gefolgschaften in den Krieg: Wie andere Städte dieser Region liegt auch Rom ständig im Streit mit seinen Nachbarn. Mal müssen die Bewohner räuberische Angreifer abwehren, mal fallen sie selbst plündernd über Siedlungen her.

Die Kriegsführung der Römer unterscheidet sich kaum von jener der Etrusker oder anderer Latiner. Alle Stämme haben die Heeresordnung von den Griechen übernommen, sie lassen ihr Fuß-

Möglicherweise spiegelt diese etruskische Figur eines bärtigen Kriegers Kontakte mit den Kelten. Die drängen seit dem Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr. nach Italien, besiegen ein römisches Heer und verwüsten 387 v. Chr. große Teile Roms



DIE ERFINDUNG ROMS

Mit Legenden verklären die Römer die bescheidene Herkunft ihrer Stadt

Nahzu jede antike Kultur schafft sich eine Gründungslegende: eine sagenhafte Geschichte darüber, wie Götter und Helden das jeweilige Reich errichtet haben. Wohl nirgendwo aber ist dieser Mythos so finster wie in Rom, wo dieses Epos von Krieg und Brudermord handelt.

Gemäß dieser Legende entkommt am Ende des trojanischen Krieges – traditionell auf 1184 v. Chr. festgesetzt – Äneas, ein Sohn der Göttin Venus, dem brennenden Troja. Nach langer Irrfahrt über das Mittelmeer landet er mit seinen Leuten an Italiens Westküste. Dort heiratet er die Tochter des örtlichen Königs. In einer neu gegründeten Stadt lassen sich die Trojaner nieder. Der Sohn des Äneas verlegt die Residenz nach Alba Longa (wohl 20 Kilometer südöstlich des späteren Roms).

Mehrere Jahrhunderte lang – so zumindest berichtet es der berühmte römische Historiker Titus Livius um 27 v. Chr. – herrschen die Nachkommen des Äneas über Alba Longa. Bis sich ein Bruderpaar über die Thronfolge entzweit. Der Jüngere vertreibt den Älteren und tötet dessen Söhne, die Tochter aber macht er zur Priesterin der Göttin Vesta und verdammt sie damit zu ewiger Keuschheit. Dennoch schenkt die Vestalin Zwillingen das Leben: Der Kriegsgott Mars habe sie vergewaltigt. Die beiden Knaben werden noch als Säuglinge in einem Trog auf dem Tiber ausgesetzt.

Das Gefäß aber bleibt am Ufer hängen. Eine Wölfin nimmt sich der Kinder an, säugt sie, bis ein Hirte die Zwillinge entdeckt und gemeinsam mit seiner Frau aufzieht (möglicherweise ist „Wölfin“ auch nur deren Spitzname). Der Hirte erkennt schon bald die wahre Herkunft der Brüder, denen er die Namen Romulus und Remus gibt. Doch erst als sie schon junge Männer sind, offenbart er ihnen, woher sie wirklich stammen. Sie töten ihren Großonkel, verhelfen endlich ihrem Großvater zu seinem Recht als König.

Am Ort ihrer Rettung aus dem Tiber aber wollen sie eine Siedlung gründen: in der Gegend

des Palatins und der umliegenden Hügel. Und ein göttliches Zeichen soll entscheiden, wer von ihnen Herrscher über die Stadt wird – und wessen Namen diese tragen soll. Dazu beobachten beide den Zug der Vögel. Remus erblickt als Erster sechs große Greifvögel, Romulus daraufhin zwölf: Das Urteil der Götter ist offenbar zweideutig. Beide werden von ihren Anhängern als König ausgerufen und beginnen mit dem Bau ihrer Stadt.

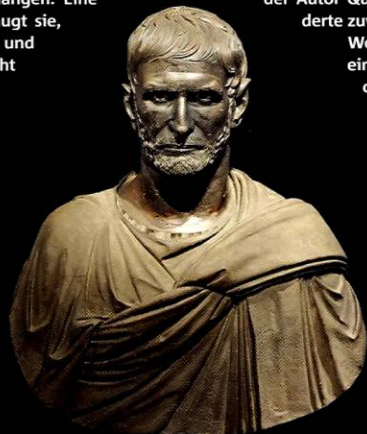
Zum Spott springt Remus über eine der von seinem Bruder errichteten Mauern. Daraufhin erschlägt ihn Romulus und verkündet, so werde es in Zukunft jedem ergehen, der sich über seine Mauern hinwegsetze. Ein Brudermörder also ist es, der die Stadt am Tiber gründet. 37 Jahre wird Romulus herrschen, wird benachbarte Völker mit Krieg überziehen. Bis zu jenem Tag, da er auf einem Feld außerhalb der Stadt Truppen mustert und plötzlich ein Unwetter aufzieht: Als sich der Himmel wieder lichtet, ist Romulus verschwunden.

Einmal noch soll er aber einem der Bürger erschienen sein: „Geh und künde den Römern vom Willen der Himmelschen, dass mein Rom die Hauptstadt der Welt sei. Sie sollen deshalb das Kriegswesen pflegen und wissen – und es so auch den Nachkommen weitergeben –, dass keine menschliche Macht den römischen Waffen widerstehen könne.“

Dies ist der Mythos von der Gründung Roms, wie ihn Livius überliefert. Er bezieht sich dabei auf einen Text, den der Autor Quintus Fabius Pictor fast zwei Jahrhunderte zuvor verfasst hat.

Wohl kurz nach 216 v. Chr. schreibt Pictor eine Geschichte der Stadt von der Gründung bis in seine eigene Zeit. Pictor, der Spross eines traditionsreichen Patriziergeschlechts, gehört dem Senat an. Nur ihr Stand, davon sind die Mitglieder des Rates überzeugt, besitzt die Autorität zu bestimmen, was als die wahre Historie Roms angesehen werden darf und was nicht. So wird Pictor zum ersten römischen Geschichtsschreiber.

Für seinen Bericht über die Entstehung der Tibermetropole sammelt er die Erzählungen, die



Lucius Iunius Brutus, den diese Büste angeblich zeigt, soll der Sage nach den letzten etruskischen König aus Rom vertrieben haben



in Rom. Insgesamt erstreckt sich die Siedlung über ein Gebiet, das etwa halb so groß ist wie das der griechischen Stadt Athen mit ihrem Hafen Piräus.

Die Macht Roms reicht jedoch schon über diese Region hinaus. Wie groß zu dieser Zeit das Einflussgebiet des Stadtstaates ist, geht aus einem Vertrag hervor, den die Römer am Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr. mit Karthago schließen und dessen Wortlaut von Geschichtsschreibern überliefert worden ist. Darin sichert die Handelsmetropole im heutigen Tunesien zu, von Rom kontrollierte oder jedenfalls beanspruchte Gebiete nicht anzugreifen – darunter eine Gegend, die 100 Kilometer südlich der Tiberstadt liegt.

Die römische Einflussphäre ist damit deutlich größer als die anderer Städte in Latium. Die vormals bescheidene Siedlung ist unter den etruskischen Königen zu einer regionalen Macht in Mittelitalien aufgestiegen.

Doch die Monarchen regieren den Stadtstaat längst nicht mehr allein – seit dem 7. Jahrhundert v. Chr. hat sich in Latium eine neue Elite herausgebildet: Es sind Sippenführ-

Vielleicht 4000 Fußsoldaten umfasst die römische Streitmacht in der Frühzeit der Republik – und ist damit stärker als die meisten anderen latinischen Heere. Die Infanteristen tragen eine ähnliche Kampfausrüstung wie dieser etruskische Krieger (Bronzestatue, 5. Jahrhundert v. Chr.)

rer, die jeweils über eine Gruppe aus mehreren Familien gebieten und dieses Vorrecht von Generation zu Generation weitervererben. Eine Art Adel ist so entstanden. Mit der Zeit haben diese Sippenführer große Viehherden und umfangreiche Ländereien in ihren Besitz gebracht. Auf den Feldern bauen ihre Gefolgsleute zunächst Getreide an, später auch Wein und Oliven.

Einige dieser latinischen Aristokraten haben auf diese Weise enorme Schätze angehäuft. Sie besitzen Gefäße aus Edelmetall, reich verziert nach ägyptischem Stil. Ihre Frauen und Töchter tragen mit Bernstein und Glasperlen verzierte Gewänder, schmücken ihr Haar mit Silberdraht oder Goldreifen. Bei Trinkgelagen lassen sie ihren Gästen aus Nordafrika importierten punischen Wein einschenken.

Auch in der Stadt am Tiber stellt die Oberschicht ihren Reichtum zur Schau: Bereits im späten 6. Jahrhundert v. Chr. bewohnen die „Patrizier“, wie die römischen Aristokraten heißen (lat. *patricii*, von *patres*, „Väter“), ein teures Viertel auf einem Hang des Palatins. Die Häuser verfügen über riesige Innenräume, in denen sich mehrere Hundert Menschen versammeln können und wo die Hausherrn jeden Morgen ihre Untergebenen zur Audienz empfangen.

Denn die Patrizier gebieten inzwischen über eine große Anhängerschaft. Ursprünglich haben sie nur einige Familien kontrolliert, doch mit der Zeit haben sich ihnen immer mehr Bauern, Handwerker und sogar ganze Dörfer unterstellt.

Diese „Klienten“ müssen ihrem Patron dienen, und der ist im Gegenzug dazu verpflichtet, für sie zu sorgen, ähnlich wie ein Familienvater. Er vertritt seine Gefolgsleute etwa vor Gericht und hilft ihnen manchmal wohl auch, sich mit Rüstung und Waffen auszustatten.

An diesen einflussreichen Patriarchen kann der König kaum vorbeiregieren. Und so hat er Zugeständnisse gemacht. Vertreter der angesehensten Adelsfamilien formen nun einen Ältestenrat, der sich regelmäßig in der Curia Hostilia am Forum Romanum versam-

melt. Dieser Senat (von *senex*, „alter Mann“) darf den Regenten bei seinen Entscheidungen beraten.

Doch die bloße Mitbestimmung genügt den Patriziern schon bald nicht mehr: Als sich ihnen um 500 v. Chr. die Gelegenheit dazu bietet, stürzen sie den König.

Wie es zu diesem Umsturz kommt, ist unbekannt. Die Überlieferung schildert den letzten Monarchen als Tyrannen, gegen den seine Untertanen schließlich aufbegehren. Doch die märchenhaft ausgeschmückte Geschichte ist möglicherweise ebenso erfunden wie jene des Stadtgründers Romulus.

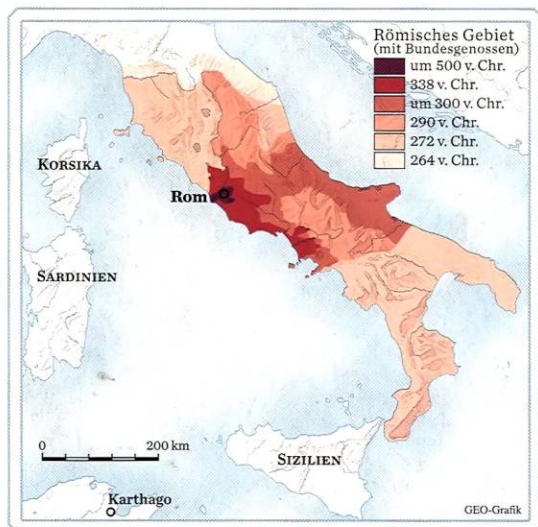
Moderne Forscher haben ein anderes Szenario entworfen: Demnach muss der Regent fliehen, als die Armee eines etruskischen Rivalen in Rom einrückt; einige Jahre lang ringen verschiedene Parteien um die Stadt am Tiber. Und am

Ende befreien sich die Römer nicht nur von ihren Besatzern – sie verwerfen auch ihrem früheren König die Rückkehr.

So endet die Ära der etruskischen Herrscher. Von nun an teilen die Adelsfamilien die Macht unter sich auf: Sie ernennen einen obersten Beamten, der jeweils ein Jahr lang regiert, bevor er durch den Vertreter eines anderen Clans abgelöst wird – er ist im Prinzip also nichts weiter als ein König auf Zeit. (Wohl erst später gehen die Römer dazu über, jährlich zwei gleichberechtigte Spitzenbeamte zu wählen, die Konsuln.)

MIT DER REVOLTE der Aristokratie beginnt um 500 v. Chr. die Römische Republik (von *res publica*, „öffentliche Sache“). Doch für die meisten Bewohner der Tiberstadt ändert sich durch den

500–264 v. CHR.: AUFSTIEG ZUR GROSSMACHT



Jahrhunderte brauchen Roms Feldherren, um Mittel- und Süditalien unter ihre Kontrolle zu bringen. In langen Kriegen unterwerfen sie Latiner, Etrusker, Samniten und andere Völkerschaften. Selbst schwere Niederlagen – etwa gegen die Kelten oder Truppen des griechischen Königs Pyrrhos – halten die Expansion nur für kurze Zeit auf

Machtwechsel nur wenig: Die Herrschaft liegt nach wie vor in den Händen weniger Privilegierter.

Der Rest der Römer fühlt sich übergangen. Es sind die Plebejer (von *plebs*, „die Menge“): freie Bauern, Handwerker, Händler und Tagelöhner. Einige von ihnen müssen täglich um ihren Lebensunterhalt kämpfen. Andere sind zu Wohlstand gekommen, besitzen Land oder ein Geschäft – und können die für den Kriegsdienst nötige Ausrüstung erwerben.

Im römischen Heer stellen sie die Fußtruppen, rücken geschlossen in der Phalanx gegen den Feind vor. In vielen Schlachten haben sie eisern die Formation gehalten, haben so Mut und Disziplin bewiesen.

Diese Art des Kampfes hat die Plebejer zum wichtigsten militärischen Element gemacht, hat ihr Ständebewusstsein gestärkt. Sie sind nun ein unverzichtbarer Teil der römischen Streitkräfte; deshalb fordern sie schon wenige Jahre nach Gründung der Republik ihren Anteil an der politischen Macht.

Doch der Adel weigert sich. Daraufhin beginnen die Plebejer, sich zu organisieren. Zwar kommt das römische Volk bereits von Zeit zu Zeit zusammen, um zum Beispiel darüber zu entscheiden, ob die Stadt einen Krieg beginnen soll oder nicht. Doch in den Versammlungen stimmt es nach Geschlechterverbänden ab, folgt dabei wohl meist den Clanoberhäuptern – also den Patriziern.

Und so rufen die unzufriedenen Plebejer irgendwann im 5. Jahrhundert v. Chr. eine unabhängige Volksversammlung ins Leben. Zu den Leitern dieser Zusammenkunft ernennen sie zwei Männer: die Volkstribune. Die sollen ihren Stand gegenüber den Patriziern vertreten und einzelne Plebejer verteidigen, wenn diesen Unrecht widerfährt.

Doch weil die staatliche Gewalt fast ausschließlich in den Händen des Adels liegt, genießen die Volksvertreter selbst keinen rechtlichen Schutz. Deshalb unterziehen sich die Auserwählten einer weihvollen Zeremonie beim Tempel der Ceres, einer Göttin des Gedeihens,

DAS VORBILD AU

Von den Etruskern übernehmen die Römer

Von allen antiken Völkern Italiens sind die Etrusker das geheimnisvollste. Schon ihre Herkunft ist ein Rätsel. Laut dem Griechen Herodot sind sie im 13. Jahrhundert v. Chr. aus Kleinasien in das Gebiet der heutigen Toskana eingewandert. Der Historiker Dionysios von Halikarnassos aber schreibt um 8 v. Chr., die Etrusker stammen von alters her aus diesem Landstrich, aus Etrurien.

Sicher ist nur, dass ein Volk von Bauern und Hirten ab etwa 1000 v. Chr. zwischen Arno und Tiber siedelt und langsam jene Eigenheiten herausbildet, von denen römische und griechische Gelehrte berichten: Aus Blitzen lesen sie den Willen der Götter; ihren Toten errichten sie prunkvolle Heimstätten; und die Frau ruht beim Trinkgelage neben ihrem Gatten, wie es sonst nirgendwo Sitte ist im antiken Europa.

Etrurien ist ein reiches Land. In der fruchtbaren Erde gedeihen Wein und Getreide, Flüsse und große Seen spenden Wasser. Die zerklüftete Küste formt ideale Naturhäfen. Hügel und steil abfallende Felsen schützen vor Angreifern. Vermutlich ab 800 v. Chr. entstehen wohlhabende Stadtstaaten, beherrscht von einem König oder Aristokraten.

Den entscheidenden Vorteil aber verschafft ihnen eine neue Technologie: die Produktion von Eisen. Spätestens um 750 v. Chr. fördern die Etrusker im Norden ihres Landes Eisenerz. Das Wissen, wie man daraus das begehrte Metall gewinnt und verarbeitet, dringt zu dieser Zeit aus dem östlichen Mittelmeerraum nach Italien vor. Bis dahin wurden Schwerter und Pflüge aus Bronze hergestellt, Eisen aber ist härter, und die Etrusker lernen, das Metall in Öfen zu schmelzen und daraus Waffen und Werkzeuge zu schmieden.

Bald kommen immer mehr Händler zu ihnen, vor allem aus den griechischen Städten in Süditalien und auf Sizilien sowie Karthager aus Nordafrika. Die Schwerter, Doppeläxte und landwirtschaftlichen Geräte der Etrusker zählen zu den besten im Mittelmeerraum. Und die Erzminen in den Hügeln Etruriens sowie auf der Insel Elba scheinen unerschöpflich.

Das Geschäft mit Eisen macht die Etrusker reich. Küstenstädte wie Caere und Tarquinia bauen ihre Häfen aus, stellen eigene Handelsflotten auf. Kriegsschiffe sichern Routen nach Karthago, Sizilien und Marseille.

Doch regiert keine zentrale Macht in Etrurien – die mächtigsten Stadtstaaten schließen sich im 6. Jahrhundert v. Chr. nur zu einer lockeren Allianz zusammen. Und so sind es meist einzelne Städte, die Kolonien gründen: in der Po-Ebene im Norden und in Kampanien im Süden. Das etruskische

M NORDEN

tlliche Teile ihrer Kultur

Herrschaftsgebiet erstreckt sich schon bald von Mantua bis fast nach Pompeji. Auch einige Städte in Latium geraten unter den Einfluss der Stadtstaaten – darunter Rom, eine Stadt am Tiber, in der ab etwa 600 v. Chr. etruskische Könige herrschen.

Die Reichen Etruriens schmücken ihre Häuser mit Bronzeschalen aus Nordsyrien, fein bemalten Vasen aus Korinth und verwenden parfümierte Öle aus Kleinasien.

Die Kostbarkeiten aus den verschiedenen griechischen Kolonien am Mittelmeer beeinflussen die einheimischen Handwerker. Etruskische Künstler brennen kolossale Tonfiguren mit großen Mandelaugen, weit geschwungenen Augenbrauen und vollen, zu einem Lächeln geformten Lippen, wie sie auch die Griechen herstellen. Sie ahmen die verschiedenen Stile der hellenischen Vasenmaler nach. Doch bald schaffen sie eine ganz eigene Keramik, deren tiefschwarze Farbe die Gefäße metallisch wirken lässt.

Zu wahrer Meisterschaft gelangen die etruskischen Goldschmiede mit der Granulation: Sie zerhacken Golddraht zu Zehntelmillimeter kleinen Körnchen, *granula*, und löten sie mit einer Mischung aus Leim und Kupfersalzen auf goldene Gürtelschnallen, Armreife und Halsketten. Es entstehen Muster und Formen von solcher Feinheit, dass es wirkt, als ob die goldenen Tropfen schwebten.

Manche dieser Schätze schmücken auch die Grabkammern der Reichen, die wie Wohnräume aussehen, denn die Etrusker glauben, dass das Leben im Jenseits dem irdischen ähnelt. Sie bauen große Totensiedlungen außerhalb ihrer Dörfer und Städte, schlagen für die Verbliebenen Höhlen in

Etruskisches Gefäß,
hergestellt im 4. Jahr-
hundert v. Chr.



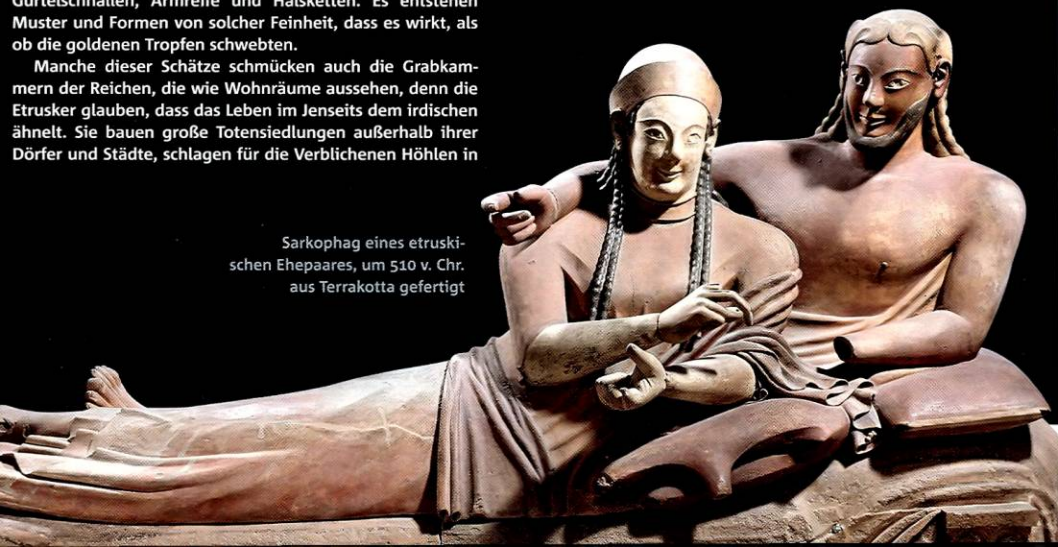
den Tuffstein und richten sie mit Vasen, Schmuck und Waffen für die Ewigkeit her. Wandgemälde erzählen von Festbanketten, von Fischfang, Gesang, Spiel und Tanz, vom irdischen Glanz eines wohlhabenden Volkes.

Ihren Göttern zu Ehren errichten die Etrusker riesige Tempel, von denen die größten sogar den Parthenon in Athen übertreffen. Die hölzernen Giebel sind mit Skulpturen aus gebranntem Ton geschmückt, im Inneren stehen Kultbilder. Denn den überirdischen Mächten messen sie große Bedeutung zu: In jedem Windstoß, in jedem Albtraum, in jedem Muttermal sehen sie ein Zeichen für den göttlichen Willen – und entwickeln ein kompliziertes Regelwerk, um ihn zu deuten.

Zuckt ein Blitz beispielsweise im Nordwesten, so kommt er aus der Unterwelt und verheißt nichts Gutes. Erhellet er dagegen den Nordosthimmel, wo die höchsten Götter wohnen, ist das ein positives Zeichen. Selbst die Einschlagstelle, die Stärke und die Farbe des Blitzes sind voller Botschaften.

Auch glauben die etruskischen Priester, mit den Göttern sprechen und verhandeln zu können. Aus dem Flug mancher Vögel sowie den Lebern geopferter Tiere lesen sie die Zu-

Sarkophag eines etruskischen Ehepaares, um 510 v. Chr.
aus Terrakotta gefertigt



kunft, um ihre Taten dem bereits bestimmten Lauf der Dinge anzupassen.

Die Römer wenden sich oft an etruskische Wahrsager, denn deren Zivilisation erscheint ihnen, neben der griechischen, lange Zeit als überlegenes Vorbild. Etruskische Ingenieure haben wohl auch an der Trockenlegung jener Tal-senke mitgewirkt, in der das Forum Roma-num liegt, das Zentrum des späteren Weltreichs. Und etruskische Baumeister errichteten einen monumentalen Jupiter-Tempel auf dem Kapitol.

Etwa 100 Jahre lang wird Rom von etruskischen Königen regiert, doch irgendwann empfinden die Stadtbewohner die Monarchen nur noch als Tyrannen. Römische Geschichtsschreiber berichten später, im Jahr 509 v. Chr. hätten die Römer den König vertrieben, weil einer seiner Söhne eine Frau geschändet habe. Die genauen historischen Umstände des Sturzes sind indes nicht überliefert, gewiss ist nur, dass Rom um 500 v. Chr. zur Republik wird und sich von der fremden Macht löst.

Den Etruskern erwachsen nun mehrere bedrohliche Gegner. In Süditalien eskaliert ein Konflikt mit den seit Jahrhunderten in ihrer Kolonie Kyme (lat. Cumae) siedelnden Griechen. Etrusker wollen die Stadt in der Nähe von Neapel einnehmen – und scheitern. Im Jahr 474 v. Chr. besiegen die Griechen vor Kyme eine etruskische Flotte. In der Folgezeit plündern griechische Seefahrer auch die nordetrurische Küste. Die Seewege der Etrusker sind nicht mehr sicher. Dann fallen um 400 v. Chr. keltische Stämme über die Alpen in Italien ein und zerstören alle etruskischen Städte in der Po-Ebene.

Zugleich wird im Süden Rom immer mächtiger. Geschick spielen die Römer die etruskischen Stadtstaaten gegeneinander aus. Deren loses politisches System, das den einzelnen Städten viele Freiheiten lässt, wird ihnen nun zum Verhängnis.



Bronzeplastik des
etruskischen Sonnengottes,
um 500 v. Chr.

Nur selten können die Etrusker sich zu einer gemeinsamen Abwehr entschließen, doch auch dann unterliegen sie der aufstrebenden Republik.

Dazu kommen innere Konflikte: In Arretium im Osten Etruriens erhebt sich 302 v. Chr. das Volk gegen die dort herrschende Familie. Rom erobert die durch den Bürgerkrieg geschwächte Stadt.

Die Aristokraten von Volsinii in Mitteletrurien fliehen 264 v. Chr. vor einem Aufstand ihrer Sklaven und bitten die Römer um Hilfe. Die jedoch erobern die Stadt, zerstören sie und siedeln alle Einwohner um.

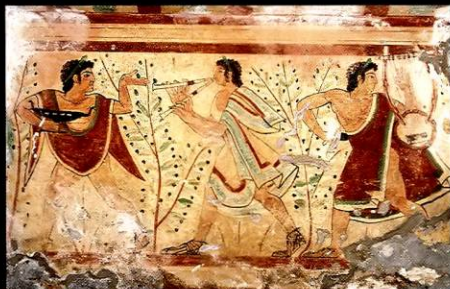
Ein Stadtstaat nach dem anderen fällt in die Hände Roms. Als sich die Stadt 205 v. Chr. für eine entscheidende Schlacht gegen Karthago rüstet, sind die Etrusker bereits so weit unter römischer Kontrolle, dass sie Getreide, Waffen und vor allem mehrere Tausend Soldaten beitrugen müssen.

Ihre Kultur geht nach und nach im neu entstehenden Reich auf. Doch sie verschwindet nicht: Die Römer gründen Städte, indem ein Priester die Stadtmauer und die Tore mit einem bronzenen Pflug markiert – ein etruskisches Ritual. Sie wohnen in Atriumhäusern, die sich zu einem zentralen Innenraum öffnen, in dem ein Becken das Regenwasser auf-fängt – eine Bauform, die aus Etrurien stammt. Und sogar Insignien der römischen Staatsmacht – etwa Rutenbündel und Klappstuhl – stammen aus der Zeit der etruskischen Könige.

Von ihrer Kultur bleiben unzählige Spuren, auch viele Inschriften, aber kaum zusammenhängende Texte – denn nachdem sich Latein auf der Halbinsel verbreitet hat, stirbt die etruskische Sprache langsam aus.

Da sie keinem anderen Idiom Europas ähnelt, ist es Forschern bis heute unmöglich, sie zu dechiffrieren – und damit bleibt sie ebenso rätselhaft wie die Herkunft und Gedankenwelt ihrer Sprecher.

Jochen Pioch



Diener und Musikanten bei
einem Festmahl, Wandmalerei aus
dem frühen 5. Jahrhundert v. Chr.

die vor allem den Plebejern heilig ist. Feierlich schwören die Revolutionäre, jeden gemeinsam anzugreifen und zu töten, der sich an einem Volkstribun vergreift.

Damit gelten die Tribune fortan als unantastbar: Selbst ein Staatsbeamter, der einen von ihnen verletzt, macht sich aus Sicht der Plebejer eines Sakrilegs schuldig.

Um ihre Forderungen nach Gleichberechtigung durchzusetzen, bedienen sich die Plebejer zudem eines äußerst wirksamen Druckmittels: des Militärstreiks. Sie weigern sich, mit den Patriziern in den Krieg zu ziehen; ohne die wichtigen Fußtruppen ist ein Heer jedoch unvorstellbar.

Auf diese Weise erkämpfen sich die Plebejer über die Jahrzehnte immer mehr Rechte. Schließlich wird bestimmt, dass der oberste Beamte, der zugleich Befehlshaber der römischen Armee ist, künftig von der *comitia centuriata* gewählt wird, einer weiteren Volksversammlung, die aus der Heeresorganisation hervorgegangen ist (siehe Kasten Seite 169).

Das Stimmrecht der Teilnehmer hängt dabei von ihrer Bewaffnung ab, also ihrem Wohlstand: Das Votum eines adeligen Reiters zählt mehr als das eines voll ausgerüsteten Fußsoldaten, der wiederum mehr Einfluss hat als ein leicht bewaffneter Kämpfer. Wer reich ist und im Krieg viel leistet, so der Grundgedanke, dem steht auch ein größerer Anteil an der politischen Macht zu.

Dank dieser Regelung können nun auch die Plebejer, von denen viele als gepanzerte Fußsoldaten in den Kampf ziehen, über die Besetzung des höchsten Staatsamtes mitentscheiden. Und ab 367 v. Chr. dürfen sie sogar selbst für diesen Posten kandidieren.

Nun regieren stets zwei Konsuln die Stadt – oft ist einer Patrizier, der andere Plebejer.

Die gesellschaftlichen Spannungen haben also nach und nach ein hoch entwickeltes Staatssystem geformt, das aus verschiedenen politischen Organen besteht, die auf komplexe Weise miteinander verwoben sind.

So bildet sich eine Bürgerschaft heraus, deren Mitglieder feste Rechte und Pflichten haben.

Die verschiedenen Volksversammlungen ernennen nicht nur die beiden Konsuln, sondern auch eine Reihe anderer Magistrate. Die Bewerber müssen sich den Massen in einer weißen Toga präsentieren, der *toga candida* – nach diesem Kleidungsstück werden sie „Kandidaten“ genannt.

Zu den niedrigen Beamten zählen die Quästoren: Sie kümmern sich unter anderem um die Finanzen der Stadt (siehe Kasten Seite 166). Über ihnen stehen die Ädilen, die anfangs Tempelbeamte sind, bald aber auch polizeiliche Aufgaben übernehmen – sie beaufsichtigen unter anderem die Märkte und verhängen Strafen, wenn Verkäufer beim Wiegen der Ware falsche Gewichte verwenden.

Noch höher im Rang steht der Prätor, der für die Rechtsprechung verantwortlich ist und die Konsuln als Heerführer vertreten kann. Die Konsuln schließlich stehen an der Spitze der Hierarchie: Im Normalfall befehlen sie die Armee, können ihren Namen so mit militärischen Erfolgen verbinden.

All diese Würdenträger bleiben in der Regel ein Jahr im Amt. Zudem sind fast sämtliche Posten mindestens doppelt besetzt: So kontrollieren sich die Beamten gegenseitig und können einschreiten, falls ihr jeweiliger Kollege seine Macht missbraucht.

Die Beamten müssen in der Regel zehn Jahre lang in der Armee dienen, ehe sie sich um ein Amt bewerben dürfen. Die politische Laufbahn führt sie dann oft in den Senat. Der Ältestenrat mit seinen rund 300 Mitgliedern ist Roms eigentliches Machtzentrum. Er hat die Oberhoheit über die Staatskasse, bestimmt die Außenpolitik, sendet

Kriegserklärungen oder Friedensangebote zu anderen Völkern und empfängt im Gegenzug deren Gesandtschaften.

Zwar berät er die Konsuln offiziell nur – doch die widersprechen dem Rat der Altgedienten nur selten.

Theoretisch kann jetzt jeder Plebejer in den Senat aufsteigen, indem er sich in ein hohes Amt wählen lässt. Doch tatsächlich steht dieser Weg nur Angehörigen reicher Familien offen. Denn die römischen Beamten beziehen

kein Gehalt, müssen sogar ihr Hilfspersonal selbst stellen – wer diese Laufbahn wählt, braucht deshalb eine große Gefolgschaft und ein beträchtliches Privatvermögen.

Doch einige plebejische Geschlechter sind durchaus in der Lage, eine solche Karriere zu finanzieren. Und so stellen auch sie bald Konsuln und Senatoren, stehen den Patriziern bei diesen Beamtenkarrieren schließlich in nichts mehr nach.

Auf diese Weise bildet sich mit der Zeit eine neue Oberschicht heraus, die „Nobilität“ (lat. *nobilitas*, von *nobilis*, „edel“). Ihr gehören unabhängig vom Geburtsstand all jene Familien an, deren Angehörige bereits

das Konsulat bekleidet haben – und die zudem in der Lage sind, weitere neue Kandidaten aufzustellen.

Es ist diese Elite, die fortan die Geschicke Roms bestimmt.

DOCH DIE OBERSCHICHT ist auch dazu verdammt, sich immer wieder aufs Neue zu beweisen. Zwar mag so manches Geschlecht früher einmal Konsuln gestellt haben, die als Heerführer große Taten vollbracht haben. Doch wenn dieser Ruhm erst einmal verblasst, wenn ande-





re Größeres leisten, droht der Familie der gesellschaftliche Abstieg.

Und so streben Söhne, Enkel und Urnenkel ständig danach, an die Verdienste ihrer Vorfahren anzuknüpfen, sie gar zu übertreffen. Dieser Ehrgeiz entlädt sich auf dem Schlachtfeld. Dort versuchen sich die Männer gegenseitig zu übertreffen: Wer sich im Kampf auszeichnet, bleibt dem Volk in Erinnerung, hat so später größere Chancen, in ein hohes Amt gewählt zu werden.

Mit Genehmigung des Senats darf ein siegreicher Feldherr sogar im Triumph durch Rom ziehen, wo ihn die Massen als Helden feiern. Die erbeuteten Sklaven und Goldschätze machen ihn zum vermögenden Mann: Er kann etwa einen Tempel stiften, sich damit oder mit einem anderen Bauwerk über seinen Tod hinaus ein Denkmal setzen.

Doch auch weniger vermögenden Plebejern bietet der Krieg die Gelegenheit zum gesellschaftlichen Aufstieg: Sie hoffen auf einen Anteil an der Beute oder ein Stück des eroberten Landes. So haben fast alle Bevölkerungsschichten ein Interesse daran, immer wieder in die Schlacht zu ziehen.

Es ist diese Beutegemeinschaft, die das Volk trotz aller sozialen Spannungen eint – und die es ständig neue Herausforderungen suchen lässt. Krieg hat die römische Gesellschaft geformt, und Krieg hält sie zusammen.

Schon lange vor dem Ende der Kämpfe zwischen Plebejern und Patriziern, bereits zu Beginn des 4. Jahrhunderts v. Chr., bietet sich Rom die Gelegenheit, seine Herrschaft weiter auszubauen.

Denn nun kommt es zu einer Reihe von Feldzügen, die mehr als ein Jahrhundert andauern und schließlich fast ganz Italien in ein Schlachtfeld verwan-

deln werden. In dieser Zeit wird der Krieg zu einem festen Bestandteil des römischen Lebens, stellen die Konsuln phasenweise fast jeden Sommer ein Heer auf, um monatelang in den Kampf zu ziehen.

Die kriegerische Ära beginnt mit einem Triumph: Um 396 v. Chr. erobern Roms Truppen das rund 20 Kilometer entfernte Veji. Die Etruskerstadt, mit der die Römer seit Jahren um die Vorherrschaft in der Region gekämpft haben, wird zerstört, das Land unter plebejischen Siedlern verteilt. Der Feldherr Marcus Furius Camillus zieht unter dem Jubel des Volkes in Rom ein.

Doch dem Siegesrausch folgt wenig später eine katastrophale Niederlage gegen einen neuen Gegner: Keltische Stämme, die bereits seit Jahren über die Alpen drängen und sich inzwischen in der Po-Ebene angesiedelt haben, unternehmen von dort aus um 390 v. Chr. einen Beutezug ins Etruskerland – und rücken schließlich auch gegen Rom vor.

Ein Heer, das versucht, ihnen an einem Nebenfluss des Tibers den Weg zu verstellen, wird von den Angreifern vernichtend geschlagen. Kurz darauf besetzen die Kelten Rom – und ziehen erst wieder ab, nachdem sie große Teile der Stadt verwüstet haben.

Die Erinnerung an diese Schmach wird die Römer über Jahrhunderte traumatisch verfolgen. Der 18. Juli, an dem ihr Heer den Kelten unterlag, gilt ihnen als unheilvoller Tag.

Neue Notstandsgesetze erlauben es den Regierenden fortan, im Falle eines weiteren Keltenangriffs rücksichtsloser als zuvor Soldaten zu rekrutieren.

Zudem errichten Arbeiterkolonnen rings um Rom eine steinerne Mauer. Weil das örtliche Vulkangestein nicht witterungsbeständig genug ist, schaffen sie höherwertige Quader aus der Umgebung des besiegten Veji herbei. Das fertige Bollwerk ist elf Kilometer lang.

Und nicht zuletzt verstärken die Römer ihre militärische Schlagkraft durch eine geschickte Bündnispolitik. So schließen sie um 370 v. Chr. einen Pakt mit den benachbarten Latinern, mit denen sie vorher schon häufig zusammengeköpft haben. Gemeinsam drängen sie in den folgenden Jahren

Die Kunst der Hellenen beeinflusst etruskische Meister. Auch das hier angewandte Schema der Darstellung eines Jünglings haben sie von griechischen Vorbildern übernommen: frontal, nackt und mit vollen, zu einem Lächeln geformten Lippen (Bronze, um 500 v. Chr.)

die abermals angreifenden Kelten sowie andere kriegerische Völker zurück.

Doch die Bündnispartner fühlen sich von den Römern zunehmend bevormundet: Sie stellen zwar Soldaten, doch die politischen Entscheidungen fallen meist in der machtvollen Tiberstadt.

Die Allianz zerbricht, und 340 v. Chr. zieht die Mehrheit der Latiner sogar gegen Rom ins Feld.

Zwei Jahre lang dauert der Bruderkrieg. Am Ende kann Rom seine Widersacher mit Mühe niederringen. Es verleiht sich weite Gebiete Latiums ein, macht die ehemaligen Gegner zu Bürgern, die damit zugleich das Heer verstärken. Andere Gemeinden bewahren zwar einen Teil ihrer Eigenständigkeit, dürfen aber künftig nur noch unter römischem Kommando kämpfen.

Später werden die Römer ihre Geschichte beschönigen, werden behaupten, sie hätten sich gegen immer neue Bedrohungen verteidigen müssen. Tatsächlich aber kämpfen ihre Truppen von

nun an kaum noch auf eigenem Territorium, sondern meist im Land ihrer Gegner. 326 v. Chr. etwa beginnt der Krieg gegen die Samniten, die in den Bergen Mittel- und Süditaliens siedeln. Das Land dort ist karg und zerklüftet, verfügt weder über Bodenschätze noch über fruchtbare Ebenen. Die Menschen halten Schafe und Rinder, treiben ihre Herden im Frühjahr ins Hochland und im Herbst hinab in die Täler.

Die Bergbewohner sind ähnlich wie die Kelten in Stämmen organisiert. Ihre Kultur erscheint im Vergleich zu der Roms primitiv. Doch die Samniten sind zähe Krieger – und mit dem Kampf in den Bergen vertraut.

Zudem setzen Roms Generäle auf die falsche Taktik: Wie schon seit Jahrhunderten marschieren ihre Truppen in einer geschlossenen Phalanx auf den Feind zu, um ihn abzudrängen und seine Schlachtreihe zu zerbrechen.

Dieses Vorgehen aber taugt nichts in hügeligem Terrain – und jedes Mal, wenn die Phalanx unter den Attacken des Gegners aufreißt, bricht Panik unter

den Soldaten aus. Auch die langen Lanzen, mit denen die Römer gegen ihre Feinde vorrückten, behindern sie an den Berghängen nur.

321 v. Chr. gerät ein römisches Heer in einen Hinterhalt – und muss sich ergeben. Die Samniten erlauben den Römern zwar den Abzug, doch unter einer Bedingung: Sie müssen sich vor den johlenden Siegern erniedrigen, müssen sich Mann für Mann halb entblößen und gebückt unter einem Joch aus Speeren hindurchlaufen.

Bald aber flammen die Kämpfe erneut auf. Mehr als 30 Jahre lang ringen die Kontrahenten miteinander, unterbrochen von kurzen Friedenspausen. Und nun zeigen die Römer eine Fähigkeit, die ihnen im Laufe ihrer Geschichte immer wieder Vorteile verschaffen wird: Sie lernen von ihren Gegnern.

VON DEN SAMNITEN etwa übernehmen sie den Wurfspieß, der handlicher ist als die lange Lanze. Sie lockern die starre



Sprachen lernen? Betrachten Sie es als ein Kinderspiel.

Erinnern Sie sich daran, wie Sie als Kind Ihre Muttersprache erlernt haben. Die Welt war Ihr Klassenzimmer, aber es gab keine Schulstunden. Sie haben auf eine spielerische Weise aktiv am Lernprozess teilgenommen. **Es war ein Kinderspiel.**

Das ist das Geheimnis von Rosetta Stone. Wir fördern Ihre natürliche Fähigkeit, eine Sprache zu erlernen. Unsere **Dynamic Immersion™** Methode hilft Ihnen von Anfang an in der neuen Sprache zu denken, nämlich ganz ohne Übersetzungen und lästiges Auswendiglernen von Vokabeln. Sie haben Spaß und finden es leicht, Ihre Sprachlernziele zu verwirklichen.



In 31
Sprachen
erhältlich

**10% Rabatt
+ Gratis Lieferung**

Aktionscode "geoe611"

Informieren Sie sich jetzt

0800 030 30 700

RosettaStone.de/geoe611

RosettaStone®



Formation der Phalanx auf, kämpfen stattdessen wie ihre Widersacher in kleineren und beweglicheren Einheiten, den Manipeln.

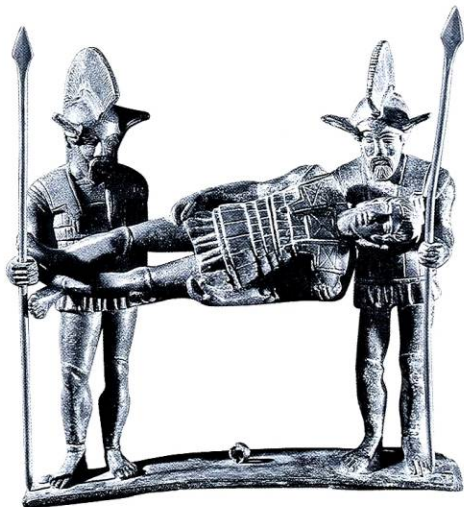
Sie verfeinern diese Art der Kriegsführung, passen ihr Heer daran an. So ist die römische Armee fortan in Legionen eingeteilt, von denen jede mindestens 4500 Kämpfer umfasst. Die meisten von ihnen sind mit Wurfspieß und Kurzschwert bewaffnet, schützen sich mit einem ovalen Schild.

Statt in der Phalanx rücken sie nun in einer flexiblen Formation gegen den Feind vor, gestaffelt in drei Linien, von denen jede in zehn Manipel (zu dieser Zeit meist 120 Mann) aufgeteilt ist. Bricht diese Ordnung auseinander, können die kleineren Einheiten unter der Führung von Offizieren, den Zenturionen (von lat. *centuria*, „Hundertschaft“), unabhängig voneinander weiterkämpfen. Dieses System erlaubt es, die Taktik dem jeweiligen Gelände anzupassen – und der Kampfweise des Gegners. Das verschafft den Römern einen Vorteil gegenüber vielen anderen Völkern.

Doch die Samniten sind zäh, ziehen in ihren Kämpfen mit Rom immer mehr Rivalen der Tiberstadt auf ihre Seite, darunter Etrusker und Kelten. Ständig müssen die Römer nun an mindestens zwei Fronten kämpfen; der Konflikt mit den Bewohnern des Apennins weitet sich so zu einem Krieg um ganz Italien aus.

Bei Sentinum in Umbrien kommt es 295 v. Chr. zu einer entscheidenden Schlacht. Die Samniten haben dort mit verbündeten Kelten ein gewaltiges Heer aufgestellt. Die Römer führen rund 35000 Mann ins Feld, wohl die größte bis dahin von der Stadt mobilisierte Armee.

Dennoch kann die Streitmacht dem Ansturm der Samniten und Kelten kaum



Soldaten tragen einen gefallenen Kameraden vom Schlachtfeld. Kein italisches Volk ist der Kampfkraft der Römer gewachsen. Doch Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. trifft Rom auf einen ebenbürtigen Gegner: die Großmacht Karthago

standhalten. Als die Formation seiner Männer aufzureißen droht – so berichtet es jedenfalls später der Geschichtsschreiber Titus Livius –, weicht sich der amtierende Konsul Publius Decius Mus den Göttern der Unterwelt. Dann reitet er mitten hinein in die feindlichen Reihen und opfert sein Leben in der Hoffnung, seine Widersacher mit ins Verderben zu reißen.

Am Ende siegen die Römer tatsächlich, und der Triumph von Sentinum wird zum Wendepunkt im Kampf um Italien: Nach einigen weiteren Schlachten nehmen die Römer 290 v. Chr. das gesamte Land der Samniten ein. Und in den folgenden Jahrzehnten unterwerfen sie nach und nach auch deren frühere Verbündete.

Einigen Besiegten verleihen sie ein eingeschränktes Bürgerrecht. Andere machen sie zu „Bundesgenossen“, binden sie durch Verträge eng an Rom. Alle müssen künftig Soldaten stellen.

Um diese abhängigen Stämme und Städte besser kontrollieren zu können, gründen die Römer auf dem ehemals feindlichen Gebiet mehrere Kolonien, von denen einige mehrere Tausend Siedler aufnehmen. Von diesen befestigten Stützpunkten aus können sie Aufstände schnell niederschlagen.

Während der Feldzüge gegen die Samniten haben die Römer zudem begonnen, neue Straßen anzulegen, darunter die nach Süden führende Via Appia. Über den knapp 200 Kilometer langen Verbindungsweg lassen sich die neuen Kolonien besser erreichen, Armeen können nun in kurzer Zeit in das Land der Samniten

vorstoßen. Die Straße ist somit sichtbarer Beweis dafür, wie weit die Macht ihrer Erbauer reicht.

Auch in Rom stößt der Krieg neue Bauprojekte an: In der Stadt entstehen immer prunkvollere Siegesmonumente – darunter eine Jupiterstatue, gefertigt aus den bronzenen Brustpanzern, Helmen und Beinschienen der Samniten. Die auf dem Kapitol aufgestellte Figur ist derart gewaltig, dass sie selbst von den 25 Kilometer entfernten Albanerbergen noch zu erkennen ist.

Die Römer kontrollieren nun fast ganz Italien südlich der Po-Ebene, doch diese Vormachtstellung bringt die Stadtrepublik zunehmend in Konflikt mit anderen Mächten. Im Süden der Halbinsel etwa fühlt sich die griechische Kolonie Tarent bedroht. Deren Bewohner rufen schließlich den größten Feldherrn jener Zeit zu Hilfe: Pyrrhos, den König von Epirus, dessen Reich den Nordwesten Griechenlands einschließlich des heutigen Albanien umfasst.

Der ehrgeizige Regent sieht sich in der Tradition Alexanders des Großen, träumt davon, seinen Herrschaftsbereich auszudehnen – und so kommt ihm

Gratis-Baumspende

Helfen Sie uns, den Regenwald zu schützen!

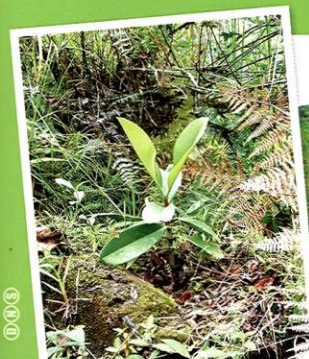
Für Ihren kostenlosen Anruf spendet GEO einen Baum in Ecuador.



Gutes tun kann so einfach sein!

Wir spenden pro Teilnehmer einen Baum im Wassereinzugsgebiet von El Paraíso/Ecuador. Zum Hintergrund: Abholzung und Brandrodung bedrohen den Regenwald im Norden Ecuadors und lassen das Trinkwasser knapp werden.

Der Verein „GEO schützt den Regenwald e.V.“ will durch Aufforstung die Versorgung der Menschen mit sauberem Trinkwasser sicherstellen. **Das Projekt ist ein voller Erfolg:** Seit 2009 konnten bereits 41.200 Baumsetzlinge gespendet werden!



Ihr Baum
für Ecuador!

ECUADOR

Ambato

GUAYAQUIL

5897m
Cotopaxi

6272m
Chimborazo

Mehr erfahren und online mitmachen unter:

www.geo.de/baumspende

Oder kostenlos anrufen!

0800/592 92 96

Servicezeiten: Mo.-Fr. 9:00-20:00 Uhr, Sa. 10:00-15:00 Uhr

das Gesuch der Tarentiner sehr gelegen. Mit mehr als 28000 Fußsoldaten, Bogenschützen und Reitern landet er 280 v. Chr. in Italien. Zum ersten Mal begegnen die Römer einem voll ausgerüsteten griechischen Heer, befehligt von einem begabten Strategen.

Zunächst setzen sich die Invasoren durch, 7000 Römer bleiben tot auf dem Schlachtfeld zurück. Allerdings fallen auch 4000 griechische Kämpfer, darunter viele der besten Männer von Pyrrhos.

Der König schickt einen Boten an den Tiber, übermittelt seine Bedingungen für einen Frieden: Er verlangt den Rückzug Roms aus Süditalien.

Pyrrhos erwartet, dass Rom auf das Angebot eingeht, so wie es die meisten griechischen Staaten nach einer verheerenden Niederlage tun würden.

Doch dieser Gegner ist anders.

Bereits in diesem Konflikt offenbaren die Römer eine Eigenheit, die sie in den folgenden Jahrhunderten auszeichnen wird: Beharrlichkeit. Sie weigern sich, die Niederlage anzuerkennen, kämpfen stattdessen stur weiter. Und haben damit Erfolg.

Zwar verlieren sie im folgenden Jahr eine weitere Schlacht, doch auch diesmal töten sie Tausende griechischer Soldaten. Und während Pyrrhos kaum Ersatz für seine gefallenen Krieger findet, können die Römer unter den eigenen Bürgern sowie den Bundesgenossen immer neue Truppen ausheben.

Schließlich zieht der König vorübergehend ab, folgt einem Hilferuf griechischer Städte auf Sizilien, die von Karthago bedrängt werden, jener Han-



Über die griechischen Kolonien auf der Apenninenhalbinsel dringt auch die Mythologie der Hellenen in die Kultur der italischen Völker ein. Diese etruskische Statue zeigt Ajax, der sich in sein Schwert stürzt – eine Szene aus dem Trojanischen Krieg

delsmetropole, die vom heutigen Tunesien aus ein Großreich im westlichen Mittelmeerraum aufgebaut hat.

Als Pyrrhos wenige Jahre später erneut die Römer bedroht, schlagen die erstmals sein Heer. Nun muss sich der Grieche endgültig aus Italien zurückziehen. Die Sieger unterwerfen bis 267 v. Chr. ihre letzten Widersacher im Süden, darunter auch Tarent.

Damit haben die Römer nahezu die gesamte Halbinsel erobert, kontrollieren ein gewaltiges Gebiet von der Po-Ebene im Norden bis hin zur südlichsten Spitze. Sie haben die anderen Völker Italiens in Bündnisse gezwungen und dazu verpflichtet, Kämpfer zu stellen. So können sie nun über ein enormes Heer gebieten.

Die Ära des Krieges, die im 4. Jahrhundert v. Chr. begann, hat die Republik verändert. Wieder und wieder sind ihre Bürger ins Feld gezogen, haben einen Widersacher nach dem anderen niedergeworfen, haben schwere Krisen

überstanden und eine außergewöhnliche Zähigkeit bewiesen.

Und sie haben gelernt. Haben ihre Kampfweise weiter entwickelt, die Kunst des Krieges perfektioniert.

Jahr für Jahr kommen neue Konsuln an die Macht, führen neue Heere in die Fremde. Jeder von ihnen will größere militärische Erfolge feiern als die eigenen Vorfahren, will in der Stadt gewaltigere Monumente zu seinen Ehren errichten.

Der Krieg ist endgültig zum Motor der römischen Gesellschaft geworden, in der vor allem der Sieg auf dem Schlachtfeld zählt und Niederlagen nicht geduldet werden.

In Italien hat der Stadtstaat vom Tiber keine

ebenbürtigen Gegner mehr. Während der Auseinandersetzung mit Pyrrhos haben die Römer bereits erste Erfahrungen mit neuen Kampfmethoden gesammelt: Sie sind auf Kriegselefanten gestoßen, die der Griechen mit auf die Halbinsel gebracht hatte.

Anfangs sind die Soldaten vom Tiber noch in Panik vor den meterhohen Kolossen geflohen. Doch in der letzten Schlacht gegen Pyrrhos widerstanden sie den Furcht einflößenden Dickhäutern, haben sogar einige von ihnen erbeutet und im Triumph nach Rom gebracht.

Dort verewigen sie die fremdländischen Geschöpfe auf Bronzebarren, die zu jener Zeit als Währung zirkulieren. Das Bild des exotischen Tieres kündigt vom Anbruch einer neuen Epoche: Denn von nun an wird Rom über die Grenzen Italiens hinausschauen.

Und seine Herrschaft schließlich ausdehnen, bis an den Rand der bekannten Welt. □

Was für ein gewaltiges Reich aus den Dörfern am Tiber hervorging, konnte Martin Paetsch, 40, bereits früh bestaunen: Als Kind faszinierten ihn römische Triumphbögen und Amphitheater in Südfrankreich.

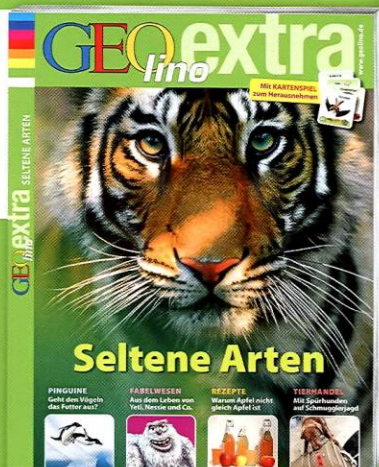
Literaturempfehlungen: Tim J. Cornell, „The Beginnings of Rome“, Routledge: Der Althistoriker ordnet und entwirrt die oft widersprüchlichen Informationen über Roms Frühgeschichte. Gary Forsythe, „A Critical History of Early Rome“, University of California Press: Standardwerk mit einer neuen Betrachtungsweise der antiken Quellen.

Jetzt im Handel

Selten so gestaunt!

Das Extra-Heft für junge Entdecker ab 8 Jahren. In dieser Ausgabe: schräge Vögel, Riesenbäume und unsichtbare Katzen.

AUCH MIT
DVD
ERHÄLTICH



GEOlino. Wissen macht Spaß

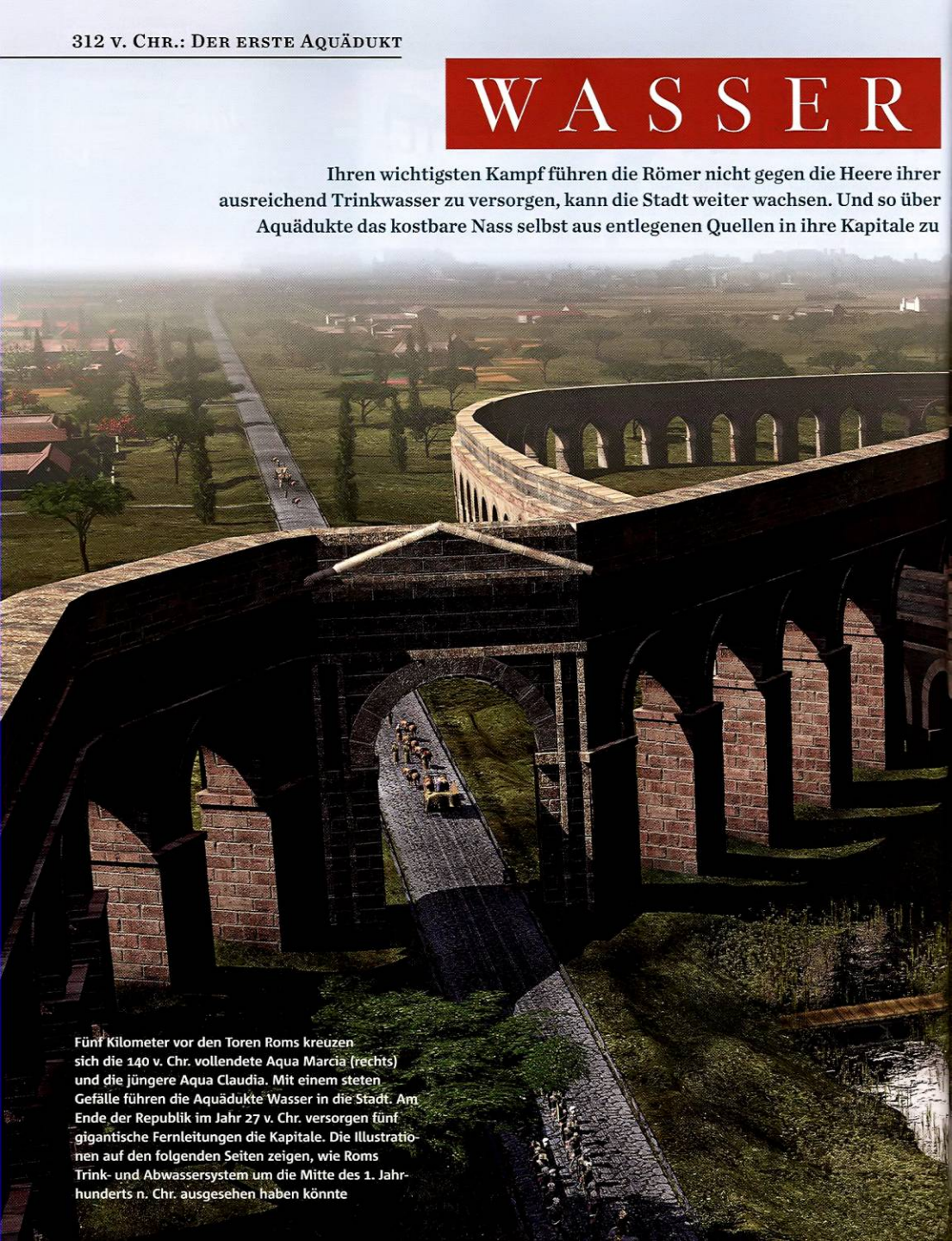


Sie können dieses Heft auch direkt bestellen unter Tel. 01805/861 80 00*

* 0,14 €/Min. aus dem dt. Festnetz, max. 0,42 €/Min. aus den dt. Mobilfunknetzen.

WASSER

Ihren wichtigsten Kampf führen die Römer nicht gegen die Heere ihrer ausreichend Trinkwasser zu versorgen, kann die Stadt weiter wachsen. Und so über Aquädukte das kostbare Nass selbst aus entlegenen Quellen in ihre Kapitale zu



Fünf Kilometer vor den Toren Roms kreuzen sich die 140 v. Chr. vollendete Aqua Marcia (rechts) und die jüngere Aqua Claudia. Mit einem steten Gefälle führen die Aquädukte Wasser in die Stadt. Am Ende der Republik im Jahr 27 v. Chr. versorgen fünf gigantische Fernleitungen die Kapitale. Die Illustrationen auf den folgenden Seiten zeigen, wie Roms Trink- und Abwassersystem um die Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. ausgesehen haben könnte

f ü r R O M

Gegner – sondern gegen die Natur. Denn nur wenn es ihnen gelingt, Rom mit
brücken römische Ingenieure Täler und Ebenen, durchbrechen Wälder und Berge, um über
leiten **TEXT: JOHANNES SCHNEIDER; ILLUSTRATIONEN: TIM WEHRMANN; PRODUKTION: ANJA FRIES, JULIA KREISCHE**



TRIUMPH DER INGENIEURE

An der Porta Praenestina im Osten Roms erreichen mehrere Aquädukte die Stadt. Die Aqua Marcia und Claudia oberirdisch, die Aqua Appia in einem unterirdischen Kanal. Sie speisen das Wasser in ein gewaltiges Reservoir ein, von dem aus Druckleitungen das Nass zu Verteilerbecken im Zentrum führen – oder direkt zu den Gartenteichen, Springbrunnen und Villen in den Vierteln der Reichen









BRUNNEN FÜR MILLIONEN

Laufbrunnen, in denen das Wasser Tag und Nacht nicht versiegt, plätschern an fast jeder Straßenecke. Von diesen aus Druckleitungen gespeisten Quellen können sich auch die ärmeren Bürger mit Trinkwasser versorgen – all jene, die nicht über das Geld verfügen, sich Leitungen ins Haus legen zu lassen. Um die Zeitenwende leben etwa eine Million Menschen in der Stadt am Tiber, die meisten in Wohnblöcken aus mehrstöckigen Mietshäusern



om hat keinen bedeutenden Hafen, liegt weder an einem großen See noch am Meer – und doch ist Wasser das Geheimnis seiner Größe.

Denn Wasser lässt die Stadt wachsen, als die natürlichen Grenzen ihrer Ausdehnung längst erreicht sind. Ohne Wasser hätten die Römer ihre Stadt nicht zur mächtigsten Metropole der Welt ausbauen können. Hunderte Millionen Liter sind für diesen einzigartigen Aufstieg nötig, glasklares Nass, jeden Tag.

Die unmittelbare Umgebung der Stadt bietet diese unverzichtbare Ressource nicht in ausreichender Menge. Um sie dennoch zu bekommen, müssen die Bewohner die Natur besiegen.

Und so bestreiten die Römer ihren bedeutendsten Kampf nicht gegen die Armeen ihrer Feinde, sondern gegen die Täler und Berge, die Sümpfe und Wälder, die ihre Stadt umgeben.

Nur so können sie sicherstellen, dass das Wachstum ihrer Stadt nicht im

Chaos endet. Es ist ein Kampf, der jahrhundertlang andauert und der Roms Ingenieure immer wieder vor scheinbar unlösbare Probleme stellt. Und der doch dazu führt, dass Bauwerke entstehen, die zu den beeindruckendsten der Geschichte gehören: Roms Aquädukte.

Aqua bedeutet im Lateinischen „Wasser“, *ductus* „Leitung“. Die Römer versuchen also, das Wasser zu leiten, es zu beherrschen.

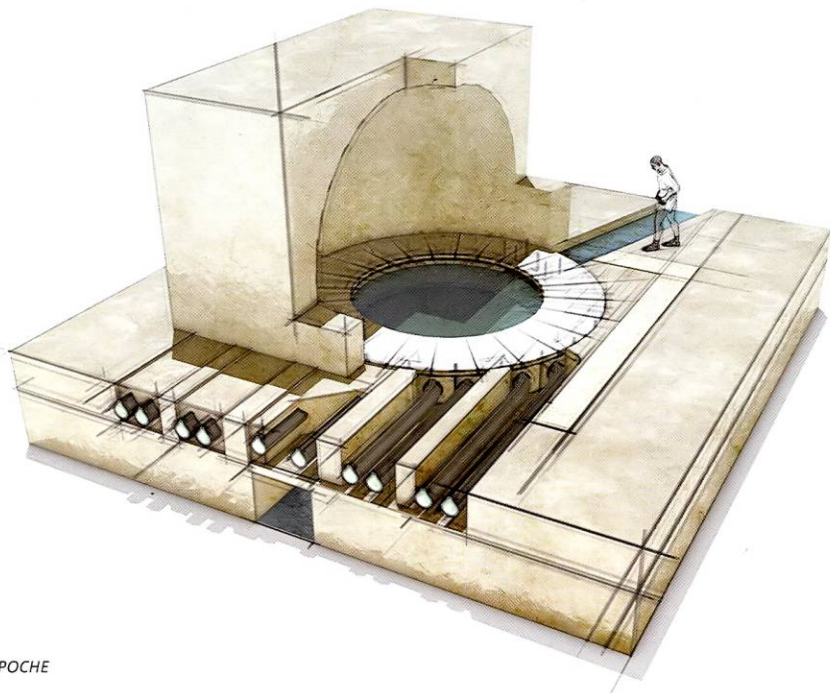
Zwar bauen schon die Griechen Wasserleitungen, um ihren Bedarf an Trinkwasser zu decken, auch die Assyrer sowie die Etrusker in Norditalien. Doch niemand perfektioniert die Technik so sehr wie die Ingenieure aus der Tiberstadt.

Verteiler: Dieses römische *castellum divisorium* führt das Wasser in mehrere Druckleitungen aus Blei. Damit die nicht bersten, sind sie hier am Becken in Mörtel eingebettet

Als die Republik im Jahr 27 v. Chr. endet, transportieren fünf gigantische Fernwasserleitungen jeden Tag mehr als 200 Millionen Liter Wasser in die Stadt. Die Aquädukte verlaufen insgesamt über mehr als 200 Kilometer Länge, überwinden Täler, Berge und Flüsse.

In Rom ergießen sich die Aquädukte in Reservoirs. Von dort aus leiten Tausende Blei- und Tonrohre das Wasser in die verschiedenen Bezirke, speisen Brunnen, öffentliche Bäder und bringen das Nass sogar direkt in Häuser wohlhabender Römer. Die gewaltigen Mengen an Schmutzwasser, die täglich anfallen, nehmen mächtige, unterirdische Kanäle auf und führen sie in den Tiber.

Es ist ein System, in seiner Vollkommenheit typisch für die Römer. Sie mögen keine großen Erfinder sein, doch sobald sie bei anderen Völkern eine Technik entdecken, die ihnen nützlich erscheint, bringen sie die Idee der anderen zur Vollendung. Sie konstruieren nicht die ersten Katapulte, stellen aber bald die durchschlagkräftigsten her; sie bauen nicht die ersten Wassermühlen, aber sehr wahrscheinlich die größten.



Und sie errichten auch nicht die ersten Fernwasserleitungen – aber die besten.


Allein: Gegen Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr. bleibt ihnen keine andere Wahl mehr.

LANGE ZEIT DECKEN die Römer ihren Wasserbedarf ohne Leitungen. Die ersten Siedler, die auf Hügeln nahe einer Furt über den Tiber in Lehmhütten hausen, schöpfen ihr Wasser aus dem Tiber sowie aus nahen Bächen und kleinen Quellen. Als Rom im Laufe der Jahrhunderte allmählich zur ländlichen Kleinstadt heranwächst, heben seine Bewohner mehr und mehr Brunnen aus und legen Zisternen an, von denen manche Zehntausende Liter Wasser fassen. Das reicht aus, um die Stadt zu versorgen.

Vom 4. Jahrhundert v. Chr. an aber triumphiert Rom zunehmend über die benachbarten Völker und Gemeinwesen, erobert nach und nach die etruskischen Stadtstaaten, zwingt Latiner in ein Bündnis, später auch Samniten. Immer mehr Menschen siedeln am Tiber, die in der Metropole eine Chance zum wirtschaftlichen Aufstieg sehen. Gegen Ende des Jahrhunderts zählt Rom bereits etwa 75 000 Einwohner. Und wächst weiter.

Die Neuankömmlinge brauchen sauberes Trinkwasser. Ihre Abfälle, feste wie flüssige, müssen entsorgt werden, sonst drohen Krankheiten. Nur mit Brunnen, Zisternen und Kanälen sind diese Probleme nicht mehr zu bewältigen.

Doch als der Zensor Appius Claudius – in seinem Amt unter anderem für Roms öffentliche Bauten zuständig – 312 v. Chr. den Bau der ersten Fernwasserleitung in der römischen Geschichte plant, sind viele Mitglieder des Senats gegen das Projekt. Vermutlich



Messgerät: Gefälle bestimmen die Römer mit dem sechs Meter langen *chorobat* – entweder durch die Neigung der Bleilote oder durch den Wasserpegel auf der Oberseite des Geräts

empfinden sie das Vorhaben als zu groß, zu teuer und zu risikoreich.

Und womöglich verdächtigen sie Appius auch, mit dem epochalen Bau vor allem persönliche Ziele zu verfolgen.

Denn obwohl der Politiker aus einem traditionsreichen römischen Adelsclan stammt, sind in den Jahrzehnten zuvor nur wenige seiner Familienmitglieder in bedeutende Ämter aufgestiegen. Und so könnte Appius die Fernwasserleitung dazu nutzen, sich bei seiner weiteren politischen Karriere die Unterstützung der ärmeren Bevölkerung zu sichern – denn es sind vor allem die vielen Bewohner der engen und verdreckten Mietshäuser, die von einer besseren Wasserversorgung profitieren würden.

Ist der erste Aquädukt Roms also nichts anderes als ein vorzeitiges Wahlkampfgeschenk? Das verwegene Prestigeprojekt eines ehrgeizigen Politikers?

Tatsächlich ist der Plan des Appius Claudius, von Osten her eine mehr als 16 Kilometer lange, zumeist unterirdische Wasserleitung an die Stadt heranzuführen zu lassen, ein waghalsiges Unternehmen. Und mit der von Claudius zeitgleich geplanten Via Appia – einer knapp 200 Kilometer langen Straße in den Süden – Teil eines der

größten Bauprogramme der römischen Geschichte: ein Projekt, das viele Millionen Sesterzen verschlingt und Roms Ingenieure vor extrem komplexe technische Herausforderungen stellt.

Doch so sehr die Senatoren an diesem Großvorhaben auch zweifeln mögen – verhindern können sie es nicht: Zu drückend ist der Mangel an sauberem Wasser in der wachsenden Metropole.

Wie die Römer nach und nach die Wasserversorgung ihrer Stadt perfektionieren, davon berichten der Architekt Vitruv sowie der Senator Frontin, später Leiter der Wasserbehörde. Obwohl der Baumeister zur Zeit Caesars

lebt und der Politiker in der Kaiserzeit, gelten etliche ihrer Ausführungen auch für die republikanische Epoche, denn die Grundsätze der Konstruktion bleiben die gleichen.

SO STEHT AM BEGINN des Baus jedes Aquädukts die Suche nach ergiebigen Quellen, geeigneten Seen oder Flussläufen. Dazu erforschen Experten gezielt das Umland, achten dabei unter anderem auf Zeichen, die auf Grundwasserquellen hinweisen – sie suchen nach bestimmten Pflanzen, Weiden etwa, Erlen, Binsen. Legen sich flach auf den Bauch, stützen ihr Kinn auf den Boden und achten auf Verdunstungen, die aus dem Erdreich aufsteigen.

Haben sie eine vielversprechende Stelle ausgemacht, entscheidet sich oft wohl schon nach dem ersten Spatenstich, ob es lohnt, weiterzugraben: Ist der Boden lehmig oder grobkörnig, suchen die Männer anderswo, denn das Wasser unter diesen Böden wird im besten Falle „nicht wohlschmeckend“ sein, wie Vitruv schreibt, und im schlimmsten sogar „schlammig trübe“. Am reinsten, so der Architekt, sei das Wasser meist

am Fuß von Bergen: kühl „und der Gesundheit zuträglich“.

Für den Bau der Aqua Appia entdecken die Römer um 312 v. Chr. am Rande der Sabiner Berge nordöstlich ihrer Stadt Quellen von bester Qualität.

Doch ob die als Startpunkt ihres Aquädukts taugen, wissen sie damit noch lange nicht. Denn entscheidend beim Wassertransport ist die Schwerkraft: Die Aquädukte müssen ein Gefälle haben, andernfalls erreicht kein einziger Tropfen die Stadt.

Deshalb müssen die Ingenieure vor dem Bau eines Kanals nicht nur seinen Start-, sondern auch den exakten Endpunkt festlegen. Sie müssen bestimmen, wo genau die Wasserleitung in Rom ankommen soll und welche Höhe sie dort noch hat, damit das Wasser in der Stadt möglichst viele Bezirke erreicht.

Von dem Punkt in der Stadt aus, den sie für günstig halten, laufen sie dann zurück zur Quelle, notieren die Lage von Hügeln, schätzen die Tiefe von Tälern, achten während des Weges auf jeden Höhenunterschied. Sie „lesen“ also den

Verlauf der Landschaft, erwägen unterschiedliche Strecken, machen Umwege. Erst dann stecken Arbeiter Holzpfähle in den Boden, markieren so den Weg, den der Aquädukt nehmen soll.



anschließend bringen Männer einen Chorobat zur Quelle: ein Gerät zum Messen von Höhenunterschieden. Sie stellen die schmale, knapp sechs Meter lange Platte, als deren Beine hüfthohe Hölzer dienen, auf den markierten Verlauf des Aquädukts.

Vermutlich haben sie Holzkeile, Balken und Steine dabei, die sie so unter die Beine schieben, dass die Apparatur waagrecht steht. Sie können sich dabei an vier Bleiloten orientieren, die von der Platte herabhängen und mit senkrechten Markierungen an den Streben

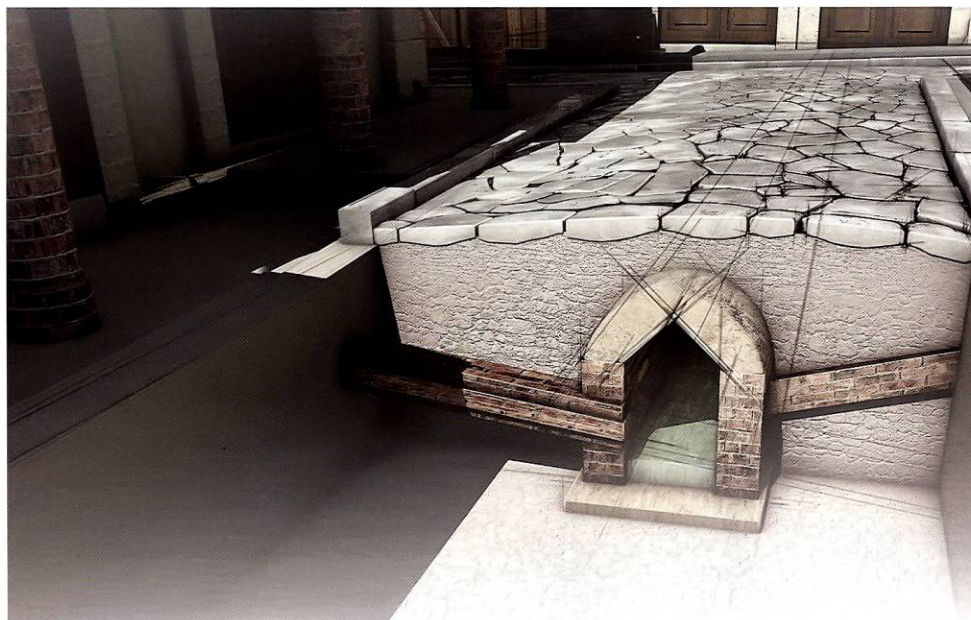
Entsorgung: Unterirdische Kanäle sammeln das Abwasser und leiten es etwa über die *cloaca maxima* in den Tiber. Die »große Kloake« ist Roms ältestes Bauwerk

übereinstimmen, sobald die Apparatur horizontal ausgerichtet ist (siehe Illustration Seite 47).

Wenn bei starkem Wind die Lote nicht zur Ruhe kommen, füllt ein Arbeiter eine Mulde in der Mitte der Holzplatte mit Wasser. Reicht die Flüssigkeit an allen Stellen bis zum Rand der Mulde, ohne überzulaufen, wissen sie, dass ihr Gerät ebenmäßig steht.

Sobald der Chorobat exakt waagrecht steht, stecken Landvermesser zwei Latten vor und hinter dem Gerät in den Boden, jeweils ein paar Meter entfernt. Ein dritter geht am Gerät in die Hocke, sodass seine Augen genau auf der Höhe der waagerechten Platte des Chorobats sind, und visiert die Messlatten über die Platte an. Anhand der Markierungen an den Latten kann er die Höhenunterschiede zwischen ihren Positionen berechnen – und so das Gefälle zwischen den beiden Messpunkten bestimmen.

Mithilfe des Chorobats vermessen die Männer so die Strecke des Aquädukts, notieren akribisch jede Änderung des Gefälles. Meist benutzen sie



dazu wohl die Messlatten; in Streckenabschnitten aber, die recht ebenmäßig sind, bestimmen sie das Gefälle wahrscheinlich direkt am Chorobat, indem sie die Höhe der Holzbalken festhalten, die sie brauchen, um das Gerät in die Waagrechte zu bringen. Nach jeder Messung drehen sie das Gerät um 180 Grad – bewegen es also wie einen Stechzirkel vorwärts.

Denn die Landvermesser sind sich sehr wohl bewusst, dass selbst ein sorgfältig gearbeiteter Chorobat nicht immer exakt gleich lange Beine hat, dass sich die Platte verziehen kann, etwa nach einem Regenschauer. Und auch wenn die Ungenauigkeiten nur minimal sind, würden sie sich bei der Vielzahl der Messungen zu einem gravierenden Fehler summieren.

Deshalb ermitteln die Landvermesser den Höhenunterschied regelmäßig an beiden Enden ihres Geräts – und gleichen die Unzulänglichkeit ihres Materials dadurch aus, dass sie zweimal „falsch“ messen, in der Summe aber das richtige Ergebnis erhalten.

Bis sie an Roms Stadtgrenze angekommen sind, haben sie den Chorobat mehrere Tausend Male akribisch in die Waagrechte gebracht, die Messstäbe anvisiert, die Ergebnisse auf Schreiftafeln zusammengestellt und an den Bauleiter übergeben.

Der kann nun seinen Arbeitertrupp genau sagen, wie sie das Gelände in ihrem jeweiligen Abschnitt nivellieren müssen, damit die Leitung eine möglichst einheitliche Neigung hat – die Römer bauen einen Aquädukt nicht vom Start zum Ziel, sondern teilen die Strecke, um Zeit zu sparen, in viele Einzelabschnitte auf. Die Arbeiter kennen nur das Gefälle in ihrem Bereich; sie wissen beispielsweise, dass ihre Trasse pro Kilometer fünf Meter an Höhe verlieren soll.



Hygiene: Brauchwasser – etwa aus Bädern – fließt in die öffentlichen Toiletten. Unter den Sitzen spült ein beständiger Strom allen Unrat in die Kanalisation

Mit dieser Vorgabe beginnen sie zu graben, schlagen Schneiden in die Pinienwälder der Umgebung. Denn die Aquädukte verlaufen zumeist unterirdisch – unter anderem deshalb, weil sie so geschützt sind: vor Feinden, die sie zerstören oder das Wasser vergiften könnten; vor Wasserdieben, die die Leitungen anzapfen. Die Aqua Appia etwa verläuft nur auf einem Teilstück von rund 100 Metern über der Erde. Die junge, von Konkurrenten umgebene Republik will ihre erste Lebensader so gut wie möglich verstecken.

Und so heben Hunderte Arbeiter einen kilometerlangen Graben aus, der genug Platz lässt für den Bau der etwa 80 Zentimeter breiten und doppelt so hohen Wasserleitung. Um sicherzugehen, dass sie beim Ausheben der Trasse das vorgegebene Gefälle einhalten, hat jeder Bautrupps drei T-förmige Hölzer dabei. Die, etwa brusthoch, haben erfahrene Tischler mit exakt den gleichen Abmessungen gefertigt.

Am Beginn ihres Trassenabschnitts stecken Landvermesser zwei der Hölzer entlang der Strecke in die Erde. Diese Fixpunkte, einige Meter voneinander entfernt, haben sie per Chorobat so eingerichtet, dass ihr Höhenunterschied genau dem Gefälle entspricht, das der Bauleiter bestimmt hat.

Nun stellt sich ein Arbeiter mit dem dritten T-Holz weiter unten im Trassenverlauf auf. Oben geht der Inge-

nieur vor dem ersten T-Holz in die Knie, blickt genau über dessen Oberkante, kneift ein Auge zu und peilt das zweite Holz an, so dass sich die Oberkanten der Hölzer decken.

Aus diesem Blickwinkel weist er den Arbeiter mit dem dritten Holz so lange ein, bis sich auch die Oberkante des dritten Holzes auf einer Linie mit den ersten beiden befindet. Dieser Punkt wird wie die beiden ersten mit Holzpflocken für den Bautrupps markiert.

Das T-Holz am Start der Trasse ist jetzt frei, um es weiter unten

wieder aufzustellen und mit ihm einen vierten Punkt abzustecken, den ein Arbeiter bestimmt, indem er vom zweiten über das dritte T-Holz peilt. So geht es weiter. Bei jedem Durchgang markieren die Arbeiter den neu gefundenen Fixpunkt mit einem kleinen Holzpflock, bis zum Ende ihres Trassenabschnitts.

Mit den T-Hölzern heben die Arbeiter die gewünschte Gefällelinie sozusagen vom Boden auf Augenhöhe – so können sie das Gefälle Stück für Stück überprüfen, schnell und ohne großen Aufwand.

Allerdings hat die Methode einen Nachteil. Da die Arbeiter stets in einer geraden Linie über die Oberkanten der Hölzer blicken, lässt sie die Erdkrümmung außer Acht: Die Arbeiter kommen mit den T-Hölzern auf ihrem Abschnitt stets ein wenig über dem gewünschten Endpunkt an. Die Abweichung wird größer, je länger die Strecke ist.

Die Ingenieure entscheiden deshalb, die einzelnen Abschnitte der Trasse immer von oben nach unten festzulegen, also von der Quelle in Richtung Stadt. Denn auf diese Weise können sie darauf vertrauen, dass sie den jeweils anschließenden Streckenabschnitt niemals zu tief, sondern stets ein wenig zu hoch erreichen – ein

Fehler, der sicherstellt, dass der Aquädukt immer ausreichendes Gefälle hat und den die Arbeiter ausgleichen können, indem sie die beiden Kanalabschnitte durch ein kurzes, steileres Stück verbinden.

Auf diese Weise folgt die Trasse dem Bodenprofil und verliert in der Regel pro Kilometer zwischen anderthalb und drei Metern an Höhe.

WÄHREND HUNDERTE Arbeiter entlang der Trasse Bäume fällen, Tonnen von Erde bewegen und durch Tausende Messungen dieses stetige Gefälle garantieren, schufteten mindestens ebenso viele in den staatseigenen Tuff- und Kalksteinbrüchen östlich von Rom. Hilfsarbeiter trennen dort riesige Steinquader aus den Felswänden, benutzen meterlange, zahnlose Sägeblätter, die den Stein mithilfe jenes scharfkantigen Sandes durchdringen, den die Arbeiter in die Schnittkerbe streuen. Oder sie schlagen Spalten in den Fels, treiben in bestimmten Abständen eiserne Keile hinein und sprengen so das Gestein von der Felswand ab.

Aus den Blöcken meißeln Steinmetze gleichmäßige Quader. Mit zwei- oder vierrädrigen Gespannen bringen Kutscher das Baumaterial zur Trasse.

Roms Zensoren schreiben jedes größere Bauvorhaben öffentlich aus und beauftragen dann die Unternehmer, die den besten Preis bieten. Dennoch kostet jeder Aquädukt die Republik gewaltige Ressourcen an Material und Arbeitskräften. Und gehört ein Stück Land, über das die Wasserleitung ver-

Baukunst: Nur wenn etwa Täler zu überwinden sind, bauen die Römer Bogenbrücken für die Aquädukte. Die meisten Leitungen verlaufen in unterirdischen Kanälen

laufen soll, einem Privatmann, muss der Staat es ihm teuer abkaufen, denn enteignen würde er seine Bürger nicht. So belastet allein die Aqua Marcia, die dritte von Roms Fernwasserleitungen, die Staatskasse mit wohl 180 Millionen Sesterzen (der Jahreslohn einer Legion von 5000 Soldaten beträgt zu jener Zeit etwa 2,4 Millionen Sesterzen).

Kein Wunder also, dass Beamte die Bauarbeiten penibel überwachen und jeden Mangel sofort beanstanden. Sie wissen: Das Wasser ist ein gnadenloser Gegner – kraftvoll und gegenüber dem Material schonungslos.

Um es zu bändigen, heben die Arbeiter an der Quelle sehr wahrscheinlich eine Grube aus und bauen darin ein

großes Auffangbecken aus *opus caementicium*, einem Gussbeton aus Kalkmörtel, in den Vulkanerde und Gesteinsbruch gemengt werden. *Opus caementicium* ist robuster als andere Baustoffe – und noch wichtiger: Es härtet auch unter Wasser aus.

Im unteren Bereich der Beckenwände lassen die Arbeiter kleine Schlitz zum Erdreich; durch sie kann das Quellwasser eindringen. An einer großen Öffnung weiter oben wird später die Wasserleitung angeschlossen.

Sie wird zumeist aus Stein gemauert. Von innen verputzten Arbeiter die Leitung mit *Opus caementicium*, und – wohl ab dem 1. Jahrhundert v. Chr. – einer dünnen Schicht *opus signum*, einem ebenfalls undurchlässigen Material, das das Wasser in seinem Fluss kaum bremst. Den U-förmigen Kanal verschließen sie anschließend mit großen Steinplatten, oder sie mauern als Dach einen Bogen darüber.

So nimmt die Leitung nach und nach Form an, immer mehr Trassenabschnitte werden verbunden, und endet einer von ihnen am Abgrund eines tiefen Tals, steht dort oft schon eine Brücke, über die der Kanal die andere Seite erreichen kann.

DENN NACHDEM der Bauleiter die Trasse des Aquädukts festgelegt hat, sind auch Brückenbauer losgezogen. Mit Steinquaden haben sie die Außenwand der Brückenpfeiler gemauert, die Fundamente tief im Erdreich verankert. Ab einer gewissen Höhe haben sie die Steine mit Kränen angehoben, deren



Zugseile über eine Welle mit einem großen hölzernen Rad verbunden waren, in dem mehrere Sklaven liefen und dem Flaschenzug des Krans so genügend Hubkraft verliehen.

In die fertig gemauerten Pfeiler, noch hohl, haben sie Opus caementicium gefüllt: Der Gussbeton soll die mächtigen Stützen stabilisieren, die für die relativ geringe Last, die sie tragen sollen, eigentlich zu groß sind – aber so Jahrhunderte überdauern.

Von Pfeiler zu Pfeiler haben die Brückenbauer große Bögen gemauert. Durch die Bogentechnik sparen sie viele Tonnen an Material, können die Brücken auch über längere Strecken bauen. Schon die Etrusker und Ägypter errichteten Bögen, doch die Römer entwickeln die Methode weiter, setzen bei ihren Aquäduktbrücken mehrere Bogenreihen übereinander und schaffen schließlich Bauwerke von fast 50 Meter Höhe.

Die letzte, entscheidende Ebene, auf der die Wasserleitung entlanglaufen soll, errichtet der Bautrupps wahrscheinlich erst, wenn die Arbeiten an dem Trassenabschnitt vor dem Aquädukt fast beendet sind. Denn obwohl die Planer den Anfangs- und Endpunkt der Brücke per Chorobat bestimmt haben, wissen sie erst, wenn der Kanal in Sicht ist, wie hoch die Brücke tatsächlich sein muss.

Bei besonders tiefen Tälern entscheiden die Ingenieure (vor allem in der Kaiserzeit), nur eine kleine Brücke am Talboden zu bauen und die Wasserleitung an den Hängen herab- und wieder hinaufzuführen.

Die Rohre für diese steilen Strecken gießen Handwerker aus Blei, denn die Leitungen, die einen geringeren Durchmesser haben als das steinerne Aquädukt, müssen dem hohen Druck des Wassers standhalten.

Am Ausgangspunkt des steilen Abschnitts bauen Arbeiter ein offenes Becken. Hier sammelt sich später das Wasser, bevor es in die Bleirohre schwappet, die vom oberen Ende des Bassins abzwiegen. Auf der anderen Seite des Tales errichtet ein weiterer Bautrupps am Anfang des nächsten Leitungsstücks ein zweites Sammel-

becken – allerdings einige Meter tiefer als das Gegenüberliegende: So kann das Wasser später gemäß dem Gesetz kommunizierender Röhren die Steigung überwinden.

Die größte Herausforderung für die Ingenieure sind aber nicht die Täler – sondern die Berge. Wann immer möglich, umgehen die Planer Erhebungen, nehmen auch Umwege in Kauf.

Doch nicht immer hilft diese Lösung; denn wird die Strecke des Aquädukts zu lang, reicht das Gefälle nicht mehr aus, um das Wasser bis nach Rom zu bringen. Und so bleibt den Römern manchmal nichts anderes übrig, als das Wasser durch einen Berg hindurchzuführen.

Mit dem Chorobat bestimmen Spezialisten wahrscheinlich die Lage von Ein- und Ausgang des Tunnels und stecken von dort aus den geplanten Tunnelverlauf über den Höhenzug ab.

Entlang dieser Linie graben Arbeiter mit Schaufeln, eisernen Keilen und Hämmern senkrechte Schächte aus. Dann treiben Arbeitertrupps Verbindungsstollen zwischen den Schächten durch den Berg. Damit der Tunnel am Ende das vom Bauleiter vorgegebene Gefälle hat, orientieren sich die Arbeiter an Bleiloten, die in jedem Schacht hängen und mit den Holzlatten an der Oberfläche auf einer Linie sind.

Muss ein Aquädukt jedoch durch einen besonders hohen Hügel geführt werden, ist die Schacht-Methode zu aufwendig; dann entscheiden Ingenieure, den Tunnel von beiden Seiten durch die Anhöhe zu treiben. So können zumindest zwei Trupps aufeinander zu arbeiten, sparen damit die Hälfte der Bauzeit.

Doch nicht immer stoßen die beiden Grabungstrupps präzise aufeinander. Zwar stecken die Ingenieure vor beiden Tunnelleingängen Holzstäbe in die Erde, die sie mit den anderen Stäben, die über den Hügel den Verlauf des Tunnels anzeigen, in Flucht gebracht haben. So wissen die Arbeiter, dass sie auf dem richtigen Weg sind, solange sie den Stab vom Stollen aus sehen können.

Aber dennoch kommt es vor, dass sich die beiden Trupps nicht treffen, sei es wegen falsch vermessener Tunnelleingänge oder Schlamperei der Tunnelarbeiter.

Aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. überliefert eine Inschrift sogar den Fall, dass Arbeiter bei einem Aquäduktbau

im heutigen Algerien so lange aneinander vorbeigraben, bis jeder Trupp fast den ganzen Hügel durchstoßen hat. Erst der Landvermesser – der die Baustelle in der Zwischenzeit verlassen hatte – bringt die eifrigen Gräber wieder auf Kurs.

Doch meist überprüfen Arbeiter die bereits gebaute Strecke regelmäßig anhand der Fluchtstäbe, nehmen, wann immer nötig, kleine Korrekturen vor und schaffen es so, den anderen Bautrupps zu treffen.



enn nach monatelanger Arbeit schließlich alle Hügel durchtunnelt, alle Täler überbrückt und alle Bau-

abschnitte vollendet sind, lassen die Ingenieure an der Quelle das Wasser erstmals in den Aquädukt fließen. Zumindest an den Druckleitungen werden sie an diesem Tag Arbeiter postiert haben, um sie zur Not rasch zu reparieren. Denn die Biegungen, in der die Leitungen von schrägen Abhängen auf die waagerechten Talbrücken übergehen, sind Schwachstellen der Konstruktion: Baut sich der Druck zu schnell auf, bersten die Rohre.

Einige Stunden dauert es, bis das Wasser Roms Stadtmauer passiert und ein gewaltiges Reservoir erreicht. Von diesem *castellum* gehen mehrere große Blei- oder Tonrohre ab, durch die das Wasser zu Verteilerbecken in den Stadtbezirken gelangt (137 dieser Becken verteilen sich am Ende der Republik über die Stadt). Dort setzen sich auch Sandkörner und andere Verunreinigungen des Wassers am Boden ab. Von diesen Verteilerbecken führen Rohre zu öffentlichen Brunnen und Bädern sowie zu den Häusern wohlhabender Bürger.

Roms Einwohner dürfen kostenlos Wasser zum Trinken und Kochen aus den Brunnen schöpfen, sich in Badehäusern – für die sie Eintritt zahlen – waschen und in öffentlichen Latrinen mit dem Sitznachbarn plaudern, während die Kanäle unter den Toilettensitzen pausenlos durchgespült werden. Doch nur Roms Oberschicht kann all die Annehmlichkeiten, die das

Wasser bringt, auch im eigenen Wohnhaus genießen.

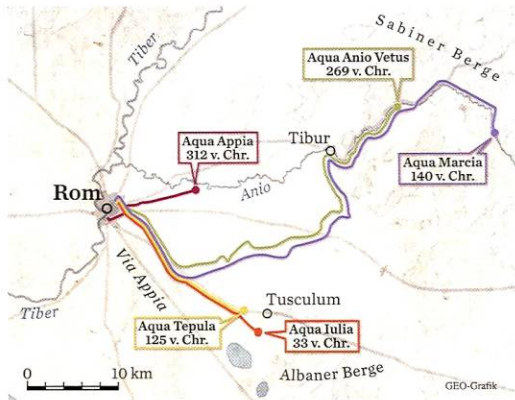
Die Höhe des Wassergeldes, das Wohlhabende für diesen Luxus zu entrichten haben, richtet sich nach dem Durchmesser der Zuleitung. 25 verschiedene Normgrößen verwendet die Wasserbehörde, die im 1. Jahrhundert n. Chr. zeitweise 250 000 Sesterzen pro Jahr von den Hausbesitzern kassiert.

Im Haus selbst zweigen von der Zuleitung häufig mehrere Rohre ab, die das Wasser in die Küche und den Waschraum bringen. Für stets gleichmäßigen Druck in den Leitungen sorgen die *Castella*, die – vergleichbar einem Wasserturm – einige Meter über dem Straßenniveau liegen.

Mit Wasserhähnen können die Privilegierten zwischen kaltem und heißem Nass wählen, denn nicht nur in öffentlichen Dampfbädern, sondern auch in manchem Privathaus münden einige der Rohre in einem durch glühende Holzkohlen erhitzten Kessel.

Die Armaturen an den Leitungsenden erlauben es, den Wasserfluss zu stoppen, doch meist lassen die Hausbesitzer das Nass einfach laufen, Tag und Nacht; schließlich haben sie dafür bezahlt, und seit es die Aquädukte gibt, erscheinen die Reserven schier unerschöpflich.

Aus den Häusern sowie den öffentlichen Bädern und Latrinen fließt das einst so rare Wasser in die Kanalisation, die unter Roms Straßen verläuft. Dort münden viele der kleineren Abwasser-



Lebensadern: Die Aqua Marcia ist mit mehr als 90 Kilometern die längste der fünf Fernwasserleitungen aus republikanischer Zeit. Ihre Quelle liegt am oberen Anio – fast 50 Kilometer von Rom entfernt

bäche in Hauptleitungen. Die wichtigste, die *cloaca maxima*, haben die Römer bereits im 7. Jahrhundert v. Chr. ausgehoben, um das Sumpfland, auf dem bald das Forum Romanum entstand, zu entwässern.

Zunächst war die Cloaca nicht mehr als ein offener Graben, der in den Tiber mündete. Doch nach und nach verbesserten die Römer den Kanal, überdachten und isolierten ihn teilweise mit Opus signum.

Gegen Ende der Republik ist die Cloaca so groß, dass Inspektoren sie mit dem Boot durchfahren können, und droht sie zu verstopfen, leiten die Verantwortlichen überschüssiges Wasser zu, um sie durchzuspülen. In der Zeit der Aquädukte entsorgt der Kanal jeden Tag Millionen Liter von Schmutz- und Regenwasser in den Tiber – und hilft so, Roms System des ewig fließenden Wassers zu vollenden.

AUCH DANK IHRER am Ende bis zu 91 Kilometer langen Fernwasserleitungen wächst die Stadt schneller als je zuvor und hat um die Zeitenwende fast eine Million Einwohner. Immer höher führen die Römer die Aquädukte auf ihre Stadt zu, damit das Wasser auch die Bezirke auf den Hügeln der Metropole erreichen kann.

Und bald ziehen sich Aquäduktbögen mitten durch Roms Häuserschluchten,

überspannen mit bis zu 37 Meter hohen Brücken das Gewimmel in den Straßen.

Stolz sind die Römer auf ihre Wasserbrücken, errichten sie auch außerhalb ihrer Kapitale: In zahlreiche Provinzen, die die Legionen erobert haben, bringen Ingenieure erstmals Wasserleitungen. So lernen viele der Unterworfenen neben den Togen und Zirkusspielen auch den Luxus fließenden Wassers kennen.

Verstecken müssen die Römer ihre Aquädukte nun nicht mehr – längst sind sie zu Symbolen ihrer Macht

geworden, sei es in Gallien oder in Nordafrika. „Mit diesen so vielen und so notwendigen Wasserbauten“, schreibt der Leiter der städtischen Wasserverwaltung selbstbewusst, „kannst du natürlich die überflüssigen Pyramiden oder die übrigen nutzlosen, weithin gerühmten Werke der Griechen vergleichen.“

Und tatsächlich: Wie kein anderes Bauwerk der Antike entsprechen Roms Wasserleitungen den grundlegenden Bedürfnissen der Bevölkerung: Sie löschen den Durst Zehntausender, verbessern die Hygiene, machen den Alltag in der Metropole erträglich.

Es sind die Triumphe auf dem Schlachtfeld, die Roms Aufstieg vorantreiben; aber erst die Fernwasserleitungen ermöglichen es der Stadt, über Jahrhunderte groß zu bleiben, Kriege und Machtwechsel zu überstehen.

Und so wurde, was der Zensor Appius Claudius im Jahr 312 v. Chr. mit seiner nur wenige Kilometer langen Leitung begann, zum vielleicht wichtigsten Faktor von Roms einzigartigem Erfolg. □

Johannes Schneider, 30, hat Geschichte und Englisch studiert. Sein Respekt vor Ingenieuren ist während der Arbeit an diesem Text enorm gewachsen. Der Illustrator Tim Wehrmann, 36, freut sich, seine Begeisterung für die Stadt Rom in diesen Grafiken ausleben zu können.

Literaturempfehlungen: A. Trevor Hodge, „Roman Aqueducts and Water Supply“, Duckworth: umfassendes Werk zur Wasserversorgung Roms und selbst für den Laien verständlich. Klaus Grewe, „Meisterwerke antiker Technik“, Philipp von Zabern: lehrreicher Bildband eines der renommiertesten Kenner römischer Ingenieurskunst.

Legendär: Wunschmagazin mit bis zu 13 % Ersparnis und Geschenk!

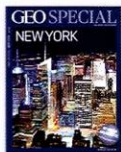
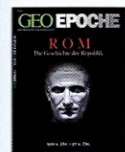
HÄUSSER-Uhr „Night Light“

Dieser sportliche Zeitmesser hält dem Zeitdruck stand! Mit poliertem und gebürstetem Gehäuse, schwarzem Zifferblatt, drehbarer Lünette, nachleuchtenden Zeigern und Datumsanzeige. Besonders schick: das khakifarbene Textilarmband! Gehäuse-Ø: ca. 4 cm.



- ☒ Ein Geschenk gratis!
- ☒ Lieferung frei Haus!
- ☒ Ein oder mehrere Magazine zur Wahl!

☒ Ja, ich möchte mein/e GEO-Wunschmagazin/e zum Vorzugspreis:



1 Auf den besonderen Spuren der Geschichte.

2 Aufwändige Reportagen über den Zustand der Welt.

3 Spannende Erkundungen – ja Heft ein Land, eine Region oder eine Stadt.

4 Die schönsten Reiseziele der Welt – anladend und informativ

5 Die großen Themen der Allgemeinbildung – visuell: eindrucksvoll, leicht verständlich.

6 Rätsel, Bastelspaß und Spiele – für Kinder von 5 bis 7 Jahren.

7 Spielerisch-sympathisch lernen – für Kinder von 8 bis 14 Jahren.

GEO EPOCHE
erscheint 6x jährlich zum Preis von zzt. € 8,- statt € 9,- im Einzelkauf mit 11% Ersparnis. **Best-Nr.**
☐ selbst lesen! **766 644**
☐ verschenken! **766 645**

GEO
erscheint 12x jährlich zum Preis von zzt. € 5,65 statt € 6,30 im Einzelkauf mit 10% Ersparnis. **Best-Nr.**
☐ selbst lesen! **766 646**
☐ verschenken! **766 647**

GEO SPECIAL
erscheint 6x jährlich zum Preis von zzt. € 6,95 statt € 9,- im Einzelkauf mit 13% Ersparnis. **Best-Nr.**
☐ selbst lesen! **766 648**
☐ verschenken! **766 649**

GEO SAISON
erscheint 12x jährlich zum Preis von zzt. € 4,40 statt € 5,- im Einzelkauf mit 12% Ersparnis. **Best-Nr.**
☐ selbst lesen! **766 650**
☐ verschenken! **766 651**

GEO kompakt
erscheint 4x jährlich zum Preis von zzt. € 7,75 statt € 8,50 im Einzelkauf mit 9% Ersparnis. **Best-Nr.**
☐ selbst lesen! **766 652**
☐ verschenken! **766 653**

GEO mini
erscheint 12x jährlich zum Preis von zzt. € 2,60 statt € 2,90 im Einzelkauf mit 10% Ersparnis. **Best-Nr.**
☐ selbst lesen! **766 654**
☐ verschenken! **766 655**

GEO line
erscheint 12x jährlich zum Preis von zzt. € 3,05 statt € 3,40 im Einzelkauf mit 10% Ersparnis. **Best-Nr.**
☐ selbst lesen! **766 656**
☐ verschenken! **766 657**

Senden Sie mir bzw. dem Beschenkten die oben ausgewählte(n) Zeitschrift(en) aus der GEO-Familie ab der nächststärkeren Ausgabe. Mein Geschenk erhalte ich nach Zahlungsergang. Nach 1 Jahr kann ich das Abonnement jederzeit beim GEO-Kundenservice, 20080 Hamburg, kündigen. Im Voraus bezahlte Beträge erhalte ich dann zurück. Dieses Angebot gilt nur in Deutschland und nur, solange der Vorrat reicht. Auslandsangebote auf Anfrage.

Meine persönlichen Angaben: (bitte unbedingt ausfüllen)

Name, Vorname _____ Geburtsdatum 19 _____

Straße, Hausnummer _____

PLZ _____ Wohnort _____

Telefonnummer _____ E-Mail-Adresse _____

☐ Ja, ich bin damit einverstanden, dass GEO und Gruner + Jahr mich künftig per Telefon oder E-Mail über interessante Angebote informieren.

Ich bezahle bequem per Bankeinzug: (jährliche Abbuchung)

Bankleitzahl _____ Kontonummer _____

Geldinstitut _____ ☐ Ich zahle per Rechnung.

Ich verschenke ein oder mehrere Magazine aus der GEO-Familie an:

(bitte nur ausfüllen, wenn Sie ein oder mehrere Magazine aus der GEO-Familie verschenken möchten)

Name, Vorname des Beschenkten _____ Geburtsdatum 19 _____

Straße, Hausnummer _____

PLZ _____ Wohnort _____

Telefonnummer _____ E-Mail-Adresse _____

☐ Die Belieferung soll frühestens ab dem 20 _____ beginnen. (Optional)

Widerrufrecht: Die Bestellung kann ich innerhalb der folgenden zwei Wochen ohne Begründung beim GEO-Kundenservice, 20080 Hamburg in Textform (z.B. E-Mail oder Brief) widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

Datum _____ Unterschrift _____

Bestellen leicht gemacht:

Per Post:
GEO-Kundenservice,
20080 Hamburg

Per Telefon: (Bitte die Bestell-Nr. angeben)
01805/861 80 00

14 Cent/Min. aus dem dt. Festnetz, max. 42 Cent/Min. aus dem dt. Mobilfunknetz.
Abonnenten-Service Österreich und Schweiz: +49 1805/861 00 00

Online mit noch mehr Angeboten:
www.geo.de/familie



Auf Seiten Roms kämpfen auch Italiker und Griechen, für Hannibal ziehen Iberer, Nordafrikaner und Kelten ins Feld. Dieser Helm mit Nackenschutz und Tierzeichnungen auf den Wangen wurde im Südosten Italiens gefunden. Er ist möglicherweise ein Zeugnis jenes andert-halb Jahrzehnte währenden Kampfes, den der Karthager im Herzland der Römer führt

CANNAE

Hannibals Sieg



Im Jahr 218 v. Chr. führt der punische Feldherr Hannibal Zehntausende Kämpfer und Dutzende Kriegselefanten – oben eine Darstellung auf einem silbernen karthagischen Schekel – über die Alpen zur Invasion Italiens. Es ist die entscheidende Phase eines mehr als 100-jährigen Kampfes der antiken Mächte Rom und Karthago. 216 v. Chr. stellt Hannibal sich den Legionen beim apulischen Cannae zur Schlacht – der Höhepunkt in einem epischen Ringen, bei dem, so paradox es klingt, am Ende der Verlierer siegen wird

TEXT: CAY RADEMACHER; KARTEN: THOMAS WACHTER

Am Morgen des 2. August 216 v. Chr. steht die Sonne bleifarben am apulischen Himmel. Der Wind jagt Erde aus trockenen Feldern in feinen Nebeln über die Ebene. Ein Tag zum Sterben – und gestorben wird an diesem Tag so zahlreich und so grausam wie nie zuvor in Europas Geschichte und vielleicht auch seither niemals wieder.

Es ist der Tag der bis dahin größten Schlacht der Antike und der militärisch folgenreichsten der Weltgeschichte.

Der Tag von Cannae.

Cannae, so heißt eine Burg am Fluss Ofanto: Mauern auf einem Hügel in Südostitalien, wenige Kilometer vom Mittelmeer entfernt. Speicher, in denen das Getreide der fruchtbaren Landschaft lagert – mehr nicht. Doch vor jener Festung, auf einer weiten Ebene am südlichen Ufer des Ofanto, marschieren bald nach Sonnenaufgang zwei Heere auf.

Trompetenschmettern. Pferdewiehern. Das Trommeln Tausender nervös tänzelnder Hufe. Blitzende Feldzeichen im Morgenlicht. Befehle, Anfeuerungen, Gebete zu den Göttern – hervorgestoßen auf Latein und Punisch, in den Sprachen Afrikas, Spaniens, Italiens, auf Griechisch, auf Keltisch.

Die Feldherren haben ihre Armeen in gleicher Ordnung aufgestellt: erst Reiterscharen am Flussufer, dann die Masse der Fußsoldaten im Zentrum, dann wieder Reiter (siehe Kasten Seite 58).

Das eine Heer steht im Südwesten des Feldes, das andere vielleicht einen Kilometer entfernt im Nordosten.

Im Südwesten sammeln sich die fremden Söldnerscharen, die vor fast zwei Jahren ins Land eingefallen sind. Näher am Ofanto bilden iberische und keltische Reiter den wohl 200 Meter breiten ersten Flügel des Heeres: die Iberer in weißer und purpurner Tunika, viele mit Schilden aus lederbezogenem Holz, mit der Falcata, dem geschwungenen, rasiermesserscharfen Schwert; die Kelten in Bronzehelm und Kettenhemd, mit Speiß und Schwert sowie abgeschlagenen Köpfen am Zaumzeug – grauisgen Trophäen früherer Siege.

Neben den Reitern gehen Fußsoldaten in Stellung: eine Front, die wohl einen Kilometer breit ist und mehr als 20 Reihen tief; die kampfesmutigsten Krieger drängen sich nach vorn.

Libyer, Männer aus den Berberstämmen Nordafrikas, bilden die linke und die rechte Seite dieser Front. Es sind schlachterfahrene Eliteeinheiten, deren Rüstungen – Helm, Schild, Harnisch, Beinschiene – mehr als zehn Kilogramm schwer sind.

Im Zentrum der Fußsoldaten stehen erneut Iberer mit ihren schwarzen Kappen aus getrockneten Tiersehhnen sowie Kelten, manche mit bloßem Oberkörper, in der Faust Schwerter von fast einem Meter Länge.

Und neben den Fußsoldaten noch einmal Reiter: nordafrikanische Numi-

von etwa 30 Jahren, einäugig, in Helm und Harnisch. Hannibal Barkas.

Der Sohn und Schwager berühmter Schlachtenlenker, der selbst fast sein ganzes Leben im Feldlager verbracht hat, führt die etwa 40 000 Fußsoldaten und 10 000 Reiter an: im Namen Karthagos. Die legendär reiche Handelsstadt an Nordafrikas Küste finanziert mit ihrem Silber die Krieger. Für Karthago kämpfen die Männer nun hier in Italien gegen jene aufstrebende Macht, die zur tödlichen Bedrohung der alten, stolzen Metropole geworden ist.

Gegen Rom.

ACHT LEGIONEN der Tiberstadt stellen sich den Karthagern gegenüber auf, wahrscheinlich 1000 Meter entfernt, dazu die Einheiten der italischen und griechischen Bundesgenossen: insgesamt wohl 70 000 Fußsoldaten sowie 6000 Reiter.

Niemals zuvor hat Rom ein so gewaltiges Heer ins Feld geführt, niemals zuvor ist die Elite der Tibermetropole derart geschlossen in die Schlacht gezogen: Die beiden Heerführer – die Konsuln Gaius Terentius Varro, ein plebejischer Aufsteiger, sowie Lucius Aemilius Paulus, Abkömmling einer uralten Familie und erfahrener Feldherr – werden von mehreren früheren Konsuln begleitet sowie von vielen Senatoren und Vertretern fast aller patrizischen Familien.

Acht Legionen: Das ist eine Kampfmaschine aus Eisen, Bronze, Muskelkraft. Ein stolzes Bürgerheer, die ältesten Soldaten sind 45 Jahre alt, die jüngsten erst 17. Jede Legion besteht aus Leichtbewaffneten, Reitern sowie 30 Manipeln von meist rund 140 Mann, die von je zwei Zenturionen befehligt werden, den in vielen Kriegszügen erprobten, harten Unterführern. Die Legionäre scharen sich um gold- oder silberglänzende Feldzeichen.

Sie sind alle nahezu gleich ausgerüstet: verborgen hinter ovalen Schilden; geschützt von Helm, Brustpanzer oder Kettenhemd sowie einer bronzenen Unterschenkelschiene am linken Bein, das im Schwertkampf vorgestellt wird; bewaffnet mit dem *gladius*, einem Kurzschwert, und dem *pilum*, einem bis zu vier Kilogramm schweren und zwei

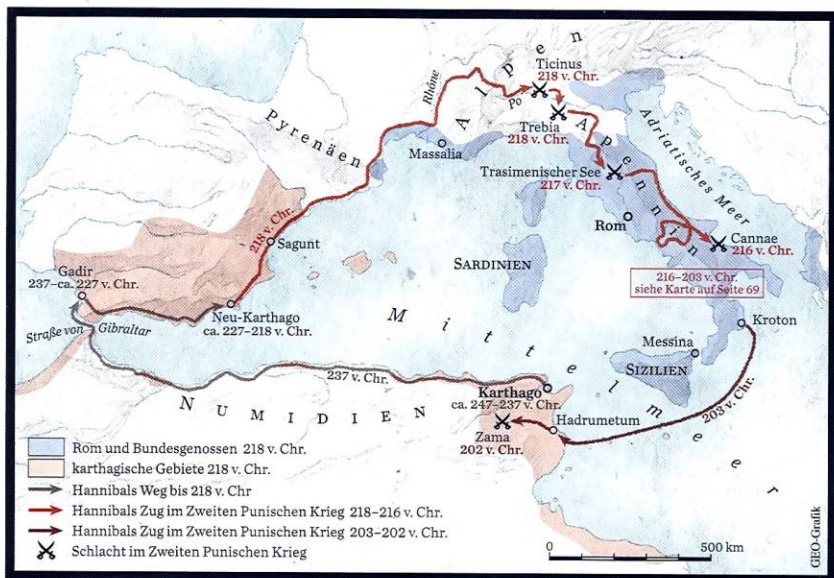
Acht Legionen führt Rom nach Cannae – mehr Soldaten als je zuvor in seiner Geschichte

der auf kleinen, zähen Pferden, die sie allein durch den Druck ihrer Schenkel und Gewichtsverlagerung lenken – ohne Sattel, Zaumzeug, Zügel. Es sind bewegliche, schnelle Kämpfer, die mit Speer und Kurzschwert auf den Gegner einstoßen, davonschießen, erneut einstoßen, wie tödliche Insekten.

Vor diesem Riesenheer haben sich die Leichtbewaffneten gesammelt; sie sollen den Feind mit Wurfspießen angreifen. Zu diesem Truppenteil zählen auch jene Krieger von den Balearen, die mit Schleudern aus Binse, Tiersehhnen oder -haaren bis zu einem halben Kilogramm schwere Steine 100 Meter und noch weiter als Geschosse durch die Luft ziehen lassen, die Knochen zerschmettern.

Mitten im Heer, im Zentrum der Fußsoldaten, steht der Feldherr, ein Mann

HANNIBALS ZUG



Ein Leben gegen Rom: Als Kind begleitet Hannibal seinen Vater, den karthagischen Feldherrn Hamilkar Barkas, nach Spanien. Dort erobern sie weite Gebiete. Mit der Einnahme der Stadt Sagunt provoziert Hannibal Rom zum Zweiten Punischen Krieg. Um einer Invasion seiner Heimat zuvorzukommen, führt er 218 v. Chr. ein Heer über die Alpen nach Italien, das er insgesamt 15 Jahre lang verwüstet – bis er in höchster Not nach Karthago zurückkehren muss

Meter langen Wurfspeer, der sich beim Aufprall verbiegt, damit der Feind ihn nicht zurückschleudern kann.

Die beiden Konsuln lassen die Soldaten der Legionen und noch einmal ebenso viele Kämpfer aus den Kontingenten der Hilfstruppen nach Manipeln geordnet aufmarschieren, jede Einheit ein Viereck aus Kriegern.

Am rechten Flügel der Römer, zwischen der Masse der Fußsoldaten und dem Ufer des Ofanto, steht die Kavallerie Roms bereit. Hier dienen die angesehensten Adelssprösslinge, hier reitet auch Paullus auf, der ältere der beiden Konsuln. Am anderen Ende schart Varro

die Reiterei der Bundesgenossen um sich; zwei ehemalige Konsuln befehlen die Soldaten im Zentrum.

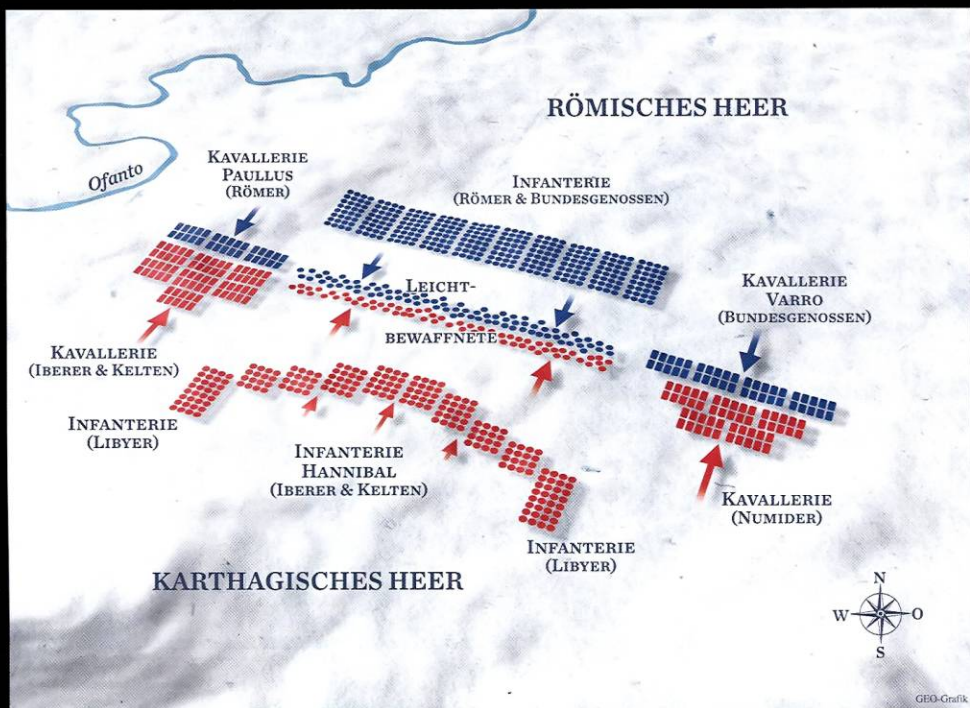
Trotz ihrer numerischen Überlegenheit ist die Front der Römer nicht breiter als die der Karthager. Warum lassen die Konsuln ihre Legionen nicht ausschwärmen, wo sie doch auf freiem Feld ihren Gegner leicht überflügeln könnten?

Vielleicht, aber das ist Spekulation, vertrauen sie auf die Wucht der Masse, hoffen sie, im frontalen Anprall Hannibals Söldner regelrecht vom Schlachtfeld zu drängen. Vielleicht aber auch ist es Unsicherheit: Niemand hat je ein so riesiges Heer kommandiert. Werden die Befehle überhaupt korrekt weitergegeben, wenn eine Front schier endlos ist? Muss nicht jegliche Schlachtordnung

verloren gehen? Besser ist es da womöglich, man belässt es bei der konventionellen, in vielen Kämpfen bewährten Breite. So marschieren die einzelnen Manipel in Rechtecken auf, die an der Frontseite schmal, dafür aber nach hinten lang gezogen sind.

Auch vor den römischen Linien schwärmen Leichtbewaffnete aus – Bogenschützen aus dem mit Rom verbündeten Syrakus, einer griechischen Stadt auf Sizilien, sowie arme Bürger aus der Tiberstadt, die sich nicht mehr als einen Speer leisten können. Die meisten Kämpfer aber sind mit mehreren Wurfgeräten, Schwert und einem run-

CANNAE: DER AUFTAKT



GEO-Grafik

Die erste Phase der legendären Schlacht von Cannae am 2. August 216 v. Chr.: Roms Legionen und die Truppen der Bundesgenossen unter den Konsuln Paullus und Varro sind den Karthagern an Fußsoldaten, die massiert im Zentrum stehen, fast doppelt überlegen, an Reitern (auf beiden Flügeln) jedoch unterlegen. Als sich die Leichtbewaffneten beider Seiten noch Schärmützel liefern, lässt Hannibal die Kelten und Iberer in der Mitte halbmondförmig vormarschieren. So will er den Anprall des überlegenen Gegners auffangen – während seine gefürchtete Reiterei auf beiden Flügeln angreift

den Schild ausgerüstet. Manche haben sich Wolfspelze ums Haupt gewunden. So hoffen sie, dass sie im Getümmel den Offizieren auffallen und diese ihren Mut bemerken.

Liegt noch Morgendunst in der Luft? Dazu Staub, aufgewirbelt von Zehntausenden Füßen und Hufen? Sicher ist, dass Hannibal, als beide Heere bereits endgültig aufgestellt zu sein scheinen, seine Leichtbewaffneten voranschickt, womöglich als Tarnschleier aus lebenden Leibern.

Und dann gibt der karthagische Feldherr einen ungewöhnlichen Befehl.

Die Iberer und Kelten im Zentrum seiner Fußsoldaten lässt er vorrücken, alle anderen hingegen nicht. So wölbt sich die Mitte der karthagischen Schlachtreihe immer weiter den Römern entgegen, bis sie schließlich wie ein Halbmond geformt ist.

Da die Linie der Iberer und Kelten dadurch länger geworden ist, stehen die Krieger hier – ausgerechnet im Herzen des Heeres – nur noch zehn, zwölf Reihen tief. Die Römer, bloß noch ein paar Hundert Schritte entfernt, bieten dagegen 50, vielleicht sogar 60 Reihen auf.

Sehen Paullus und Varro dieses Manöver? Sie sitzen hoch zu Ross, aber können sie über die Linie der Leichtbewaffneten hinweg etwas erkennen?

Und falls ja: Haben sie noch Zeit zu reagieren? Befehle hinauszubrüllen? Sich zumindest von Zenturionen oder anderen militärisch erfahrenen Unterführern Ratschläge zu holen? Was mag Hannibal bloß damit bezwecken?

Oder jubilierten die beiden Konsuln vielleicht sogar? Glauben sie, dass sie das nun im Zentrum ausgedünnte kar-

thagische Heer mit der schieren Menge ihrer Legionäre noch leichter werden zerschmettern können?

Was auch immer die beiden Konsuln denken, was sie vielleicht noch befehlen mögen – es hat keinen Einfluss mehr auf die Schlacht: Denn nun sausen die ersten Geschosse durch die Luft.

Langsam rücken die beiden Heere aufeinander zu; schwer sind die Rüstungen, und noch schwerer ist es, auf mehr als einem Kilometer Breite die Schlachtordnung zu halten. Wahrscheinlich schreiten nur die römischen Truppen voran. Hannibal lässt seine Soldaten wohl aus Sorge, die Halbmondformation könnte bei weiterem Vorrücken wieder in Unordnung geraten, auf den Feind warten.

Irgendwann aber sind die Leichtbewaffneten in gegenseitiger Schussweite. Ihr nun folgendes Duell auf Distanz könnte fast wie ein sorgfältig choreografierter Tanz wirken: leichtfüßige Männer, die einige Schritte vorlaufen, Pfeile abschießen, Speere schleudern oder Steinbrocken aus der Schlinge zischen lassen, dann rasch wieder in die Masse ihrer Kameraden zurückweichen.

Doch es ist ein tödlicher Tanz. Schon dröhnen die ersten Geschosse gegen Schilde und Helme, schon finden manche ihr Ziel. Knochen brechen, Blut fließt, Schreie der Sterbenden.

Das Töten beginnt – und es wird neun Stunden andauern.

Niemals werden in Europa an einem einzigen Tag in einer einzigen Schlacht so viele Männer sterben wie in Cannae – nicht einmal in Verdun oder Stalingrad. Kein Duell auch wird jemals die Strategen so lange militärisch beeinflussen. Noch General von Schlieffen plant den deutschen Angriff auf Frankreich 1914 nach dem Modell von Cannae, noch der US-General Norman Schwarzkopf nennt für die Invasion des Irak im Golfkrieg von 1991 Hannibal als Vorbild.

Cannae ist die größte Schlacht in einem Weltkrieg, den Rom und Karthago ausfechten. Hier die aufstrebende Bauernrepublik in Italien, dort die saturierte Handelsmetropole an Nordafrikas Küste.

Es geht in diesen Kampf um Reichtum, Handelswege, Land, schließlich um

Freiheit und am Ende um die nackte Existenz. Mehr als ein Jahrhundert wird dieses Ringen währen, und es wird mit unfassbarer Brutalität enden.

Karthago, von seinen Einwohnern *Kart-hadascht* genannt, die „Neue Stadt“, wird um 800 v. Chr. von phönizischen Kaufleuten und Kapitänen aus der Levantestadt Tyros gegründet. Rasch erblüht die Stadt am Golf von Tunis, denn sie liegt günstig für Seefahrer und ist zugleich Endpunkt eines Handelsweges aus dem Inneren Afrikas: Karawanen bringen Gold, Löwenfelle, Elfenbein und Sklaven ans Meer, Segler verteilen die kostbare Fracht in der mediterranen Welt.

Die Handelsmetropole Karthago ist reich und mächtig wie eine Stadt aus der Sage

Karthagos Phönizier (die die Römer „Punier“ nennen) erobern nach und nach große Teile der Küste Nordafrikas, von der Libyschen Wüste bis zu den Gestaden des Atlantiks. Im Süden der Iberischen Halbinsel unterwerfen sie die phönizische Stadt Gadir (Cádiz, von den Römern Gades genannt), sie besetzen Sardinien, kontrollieren die Westhälfte Siziliens. Mit den Griechen, die den Ostteil der Insel dominieren, kommt es über Jahrhunderte immer wieder zu Kämpfen.

Vor allem aber ist Karthago Seemacht: Die Trieren und Penteren der Stadt – schnelle Kriegsgaleeren mit Rammsporn – beherrschen das westliche Mittelmeer. Um 350 v. Chr. ist ihre Überlegenheit so groß, dass Karthago die Straße von Gibraltar für alle Fremden sperrt. Fortan dürfen nur noch pu-

nische Schiffe vom Mittelmeer in den Atlantik und zurück fahren, wertvolles Zinn aus England mitbringen, die Azoren und Madeira ansteuern.

Karthago wird über die Jahrhunderte zu einer Stadt, wie einer Sage entstieg. Gegürtet von einer kilometerlangen Mauer, in deren gewaltigem Inneren Platz ist für die Ställe von Kriegselefanten. Mit sechsstöckigen Häusern, Tempeln, Säulenhallen. Und mit dem *Kothon*, einem Hafenkomplex, der mit einer riesigen Kette abgesperrt werden kann: Hinter einem künstlich angelegten, rechteckigen Becken für die Handelsschiffe liegt der runde Kriegshafen, am Rund die Anlegeplätze für 220 Galeeren, in der Mitte eine Insel mit dem Sitz der Admiralität.

Vielleicht 700 000 Einwohner zählt die Stadt um 270 v. Chr., eine der größten dieser Zeit. Regiert wird sie von jährlich gewählten Sufeten und einem wohl von Adligen gebildeten Rat. Söldnerheere schützen die Stadt, die Feldherren allerdings sind meist Karthager.

Eine glänzende Metropole, womöglich die wichtigste am Mittelmeer.

Und doch: Die Griechen, Handelspartner und Rivalen der Stadt, berichten oft mit Unbehagen von Karthago.

Denn düster ist dessen Religion. Seit Urzeiten ist es in Karthago Brauch, dass die mächtigen Familien der Stadt dem Gott Baal Hamon das Kostbarste opfern, was sie geben können: ihre Kinder.

Nicht oft, vielleicht einmal pro Generation, aber doch immer wieder, führen sie nachts noch sehr junge, gesunde Söhne in den heiligen Hain des Baal Hamon, wo Priester auf sie warten, in deren Händen Opfermesser blitzen.

So, glauben die Familien, bewahren sie die Fruchtbarkeit des Landes oder halten Feinde und andere Bedrohungen von der Stadt fern. Diese Opfergabe heißt auf Punisch *molk* – wahrscheinlich ist das phönizische Wort verwandt mit dem Götzennamen „Moloch“ im Alten Testament.

IN ROM STÖRT SICH daran lange Zeit niemand, im Gegenteil. Wohl schon um 508 v. Chr. – am Tiber herrscht möglicherweise noch immer ein König – schließen beide Mächte einen Vertrag.

Dessen Text wird in Bronzetafeln geschlagen, die der Chronist Polybios mehr als 350 Jahre später im römischen Staatsarchiv finden wird.

Darin akzeptieren die Römer, dass Afrikas Küste westlich von Karthago für ihre Schiffe gesperrt ist und sie im Osten sowie auf Sardinien nur unter punischer Aufsicht Handel treiben dürfen.

Im Gegenzug verspricht Karthago, in der Region Latium keine Stützpunkte einzurichten und sich auch sonst nirgendwo in Roms Umland einzumischen.

Hier große Teile der Mittelmeerküsten – dort eine Gegend in Mittelitalien: keine Frage, wer von beiden der Stärkere ist.

160 Jahre später erneuern beide Seiten das Abkommen, und dabei macht Rom Karthago weitere Zugeständnisse.

Doch im Jahr 264 v. Chr. akzeptieren die Senatoren am Tiber ihre schwächere Rolle in diesem Bündnis nicht mehr. Der Anlass ist gering. Italische Söldner, die in der griechischen Stadt Messina auf Sizilien den Bürgern die Herrschaft entrissen haben, rufen zunächst Karthago zu Hilfe, dann wenden sie sich auch an Rom. Im Senat erkennen Roms Führer die Chance, neues Land zu erobern, und schicken Legionen über die Meerenge.

Es ist das erste Mal überhaupt, dass römische Soldaten das italienische Festland verlassen. Rom, das inzwischen fast ganz Mittel- und Süditalien kontrolliert, expandiert nun jenseits seiner natürlichen Grenzen. Ein klares Zeichen, dass die Stadt auf weitere Eroberungen aus ist.

Diese fast zufällige Konfrontation eskaliert zu einem Konflikt mit Karthago, dem Ersten Punischen Krieg, der 23 Jahre andauern wird: In dieser Zeit ringen die beiden Städte um die Herrschaft über Sizilien, das westliche Mittelmeer, zeitweise sogar um die Macht in Afrika, denn in einer Phase gelingt es einigen Legionen Roms, in der Nähe von Karthago zu landen.

Zwar wehren die Punier die Invasion im Mutterland letztlich ab, wenn auch unter hohen Verlusten. Doch auf den anderen Kriegsschauplätzen werden sie zermüht.

Zum einen lernen die Römer – unter anderem dank einer karthagischen Galeere, die ihnen in die Hände fällt –, eine eigene Flotte zu bauen. Die Tiberstadt wird dadurch innerhalb weniger Jahre zur Seemacht und vollbringt, was den seefahrenden Griechen jahrhundertlang nie gelungen ist: die Karthager in mehreren Duellen auf dem Meer zu besiegen, schließlich deren maritime Vormacht zu brechen.

Zum anderen erschöpft sich das karthagische Söldnerheer auf Sizilien im Kampf gegen die Legionen. Zwar kommt es nie zur alles entscheidenden Schlacht, doch irgendwann resignieren die Ratsherren in Karthago. Ihre Stadt scheint nicht mehr die Kraft zu haben, die vernichtete Flotte wieder aufzubauen, und nicht mehr genügend Ressourcen, um den noch auf Sizilien ausharrenden Heeren dringend notwendige Verstärkungen zu schicken; 241 v. Chr. bitten die Punier deshalb um Frieden.

Welche Schmach: Karthago muss seine Soldaten aus Sizilien abziehen und verliert dort alle Gebiete. Es muss zudem mehr als 80 Tonnen Silber an Rom zahlen. Schlimmer noch: Seine nun beschäftigungslosen Söldnerscharen meutern, bedrohen zeitweise die Mutterstadt selbst, ehe sie mühevoll niedergelassen werden.

In dieser Zeit bricht Rom den Friedensvertrag, den es mit Karthago geschlossen hat, raubt dem erschöpften Rivalen auch noch Sardinien und zwingt ihn darüber hinaus, weitere 30 Tonnen Silber zu zahlen.

Karthago ist nun eine Macht im Nieder-

gang. Die Seeherrschaft ist dahin und damit der Fernhandel ernsthaft gefährdet, die Quelle bisherigen Reichtums droht zu versiegen.

Womöglich ergrimmt niemanden die Niederlage so sehr wie Hamilkar Barkas, den Spross einer Adelsfamilie. Er ist der Feldherr jener Söldner, die nach Abschluss des Friedensvertrages aus Sizilien abgezogen sind. Als Offizier brennt in ihm die Schmach, unbesiegt das Feld geräumt zu haben. Als Politiker drückt ihn die Sorge, dass seine Mutterstadt nicht nur einen Krieg, sondern das Fundament ihrer Existenz verloren hat.

Für Hamilkar gibt es nur einen Ausweg: Spanien (den Stützpunkt Gadir und andere Besitzungen hat Karthago behalten dürfen). Die Iberische Halbinsel ist reich an Silber- und Kupferminen. Sie liegt Nordafrika so nah, dass Truppen auch ohne große Flotte übersetzen können. Und sie ist weit weg von Rom.

Im Jahr 237 v. Chr. landet Hamilkar mit einem Heer in Gadir. Sein Ziel: Land in Spanien zu erobern. In seinem Gefolge: sein ältester Sohn, neun Jahre alt.

Hannibal.

Wenn es je ein Kriegskind gegeben hat, dann Hannibal, die „Gnade Baals“. Geboren mitten im Ersten Punischen Krieg, kurz bevor sein Vater um Festungen und Städte auf Sizilien rang. Groß geworden im anschließenden Söldnerkrieg, in dem sein Vater zu jenen Feldherren gehörte, die Karthago vor den Meuturern retteten. Und nun als nicht mal Halbwüchsiger Teilnehmer einer Invasion.

Wenig ist über Hannibal bekannt; die antiken Chronisten (Griechen und Römer, Feinde der Karthager fast alle) überliefern kaum Details aus seinem Leben. Aus Fragmenten jedoch lässt sich dies erschließen:

Hannibal wird vermutlich von einem Spartaner erzogen – einem Angehörigen jenes griechi-



Mit der Falcata, dem geschwungenen Schwert, kämpften Hannibals iberische Soldaten. Als Hieb- und Stichwaffe ist es ähnlich gefährlich wie der gladius der Legionäre

schen Volkes, das in der Antike für eisenharte Kriegsdisciplin gerühmt wird. Noch der weit später lebende römische Historiker Livius wird Hannibals „Kraft in den Augen“ hervorheben und notieren: „Er war bei Weitem der beste Soldat zu Fuß und zu Pferde; als Erster ging er in den Kampf, als Letzter ging er weg, nachdem die Schlacht geliefert war.“ Im Feldlager liegt er auf dem bloßen Boden wie gemeine Soldaten; Wein und Gelage bedeuten ihm nichts.

Mitten in der Söldnermeuterei haben Karthagos Adelige dem Baal Hamon Kinderopfer dargebracht. Möglich, aber unbeweisbar, dass Hannibal sieht, wie dabei sein jüngster Bruder als Molk endet.

Doch neben diesen harten, ja finsternen Zügen, die antike Berichterstatter später über die angebliche „Treulosigkeit“ und „Grausamkeit“ des Karthagens verbreiten, zeigt Hannibal noch andere, hellere Seiten.

Zum Beispiel eine ernsthafte Religiosität, die sich in Pilgerfahrten und Gelübden manifestiert.

Eine Wissbegier, die ihn dazu bringt, neben der eigenen auch die Geschichte der Griechen zu studieren.

Eine Weltoffenheit, die ihn Griechisch lernen lässt, zudem manche iberischen und nordafrikanischen Idiome sowie das Latein seiner Feinde – und die ihn an die Seite einer iberischen Fürstentochter bringt (vielleicht Himilce mit Namen, sonst ist wenig über sie bekannt), die er heiratet.

Nach und nach schließen sich immer mehr iberische Stämme den Karthagern an – einige freiwillig, andere werden unterworfen. Hamilkar selbst fällt in einem Feldzug. Ihm folgt sein Schwiegersohn Hasdrubal, der Schwager Hannibals. Er gebietet bereits über große Teile Süd- und Mittelspaniens, gründet die Hafenstadt Neu-Karthago (heute: Cartagena) am Mittelmeer. Doch auch Hasdrubal stirbt früh, im Sommer 221 v. Chr., offenbar von einem rachsüchtigen Sklaven seines Gefolges erstochen.



Roms Legionäre schützen Kopf und Wangen mit Helmen aus Bronze- oder Eisenblech, deren Form die Völker Italiens (wie bei diesem etruskischen Kopfschutz) von den Kelten übernommen haben

Im wilden Söldnerheer wartet nun kein Krieger darauf, wen der ferne Rat von Karthago wohl als neuen Feldherrn vorschlagen wird: Kurzerhand rufen die Soldaten selbst Hannibal zu ihrem neuen Herrn an. Er ist 25, höchstens 26 Jahre alt.

IN ROM SIND die Senatoren längst nervös geworden. Karthagos Eroberungen in Spanien verstoßen zwar nicht gegen den aufgezungenen Friedensvertrag. Aber darf man es zulassen, dass der Rivale wieder mächtig wird?

Vermutlich hätten die Legionen schon längst die Punier in Spanien gestoppt, wenn Rom nicht andernorts gekämpft hätte: in Illyrien, jenseits der Adria, sowie in Oberitalien, wo die dort lebenden Kelten unter die Knute gezwungen werden sollen. Erst um 220 v. Chr. hat Rom seine Armee frei, um den in Spanien auferstandenen Gegner zu schlagen.

Nun suchen die Senatoren nur noch einen Vorwand. Denn jeder Krieg, den Rom führt, soll ein *bellum iustum* sein, ein „gerechter Krieg“. Also muss ein Anlass gefunden werden, um Karthago anzugreifen. Und wieder bietet sich, wie schon auf Sizilien, ein lokaler Machtkampf an, diesmal in Sagunt, einer Stadt an der iberischen Mittelmeerküste, die noch nicht unter Hannibals Herrschaft steht. Einige Bürger wenden sich in einem internen Streit an den Karthager – ihre Gegner appellieren an Rom.

Und so reisen römische Gesandte im Winter des Jahres 220 v. Chr. nach Neu-Karthago. Zum ersten Mal wohl erlebt Hannibal die Erzfeinde in Person: hochmütige Männer, die herrisch verlangen, dass er sich von Sagunt fernhalte. Männer, die wahrscheinlich nie zuvor auf der Iberischen Halbinsel waren, sich aber nun anmaßen, in innerspanische Verhältnisse nach Belieben einzugreifen. Männer, die ihm offen mit Krieg drohen, wenn er nicht zurückzuckt.

Wie viele Geschichten wird Hannibal wohl von seinem Vater über jenen ersten Krieg mit Rom gehört haben?

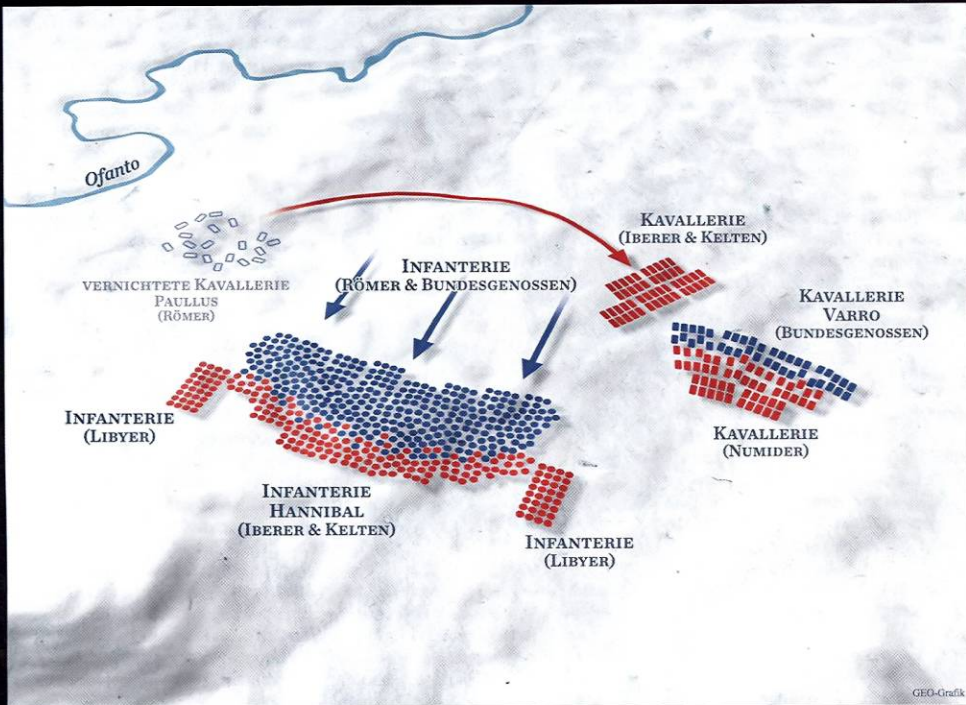
Hannibal entlässt die Gesandten mit unverbindlichen Worten – und schafft kurz darauf Fakten. In einem brutalen, mehrmonatigen Feldzug unterwirft er Sagunt, bevor die Römer auch nur einen Legionär nach Spanien schicken können. Damit düpiert er die Senatoren am Tiber, überrascht aber wohl auch den Rat seiner Heimatstadt.

In Rom wie in Karthago jedenfalls beschließen die Mächtigen daraufhin, wieder in den Kampf zu ziehen: Denn Rom würde an Ansehen verlieren, rächte es Sagunts Fall nicht, Karthago würde sein Prestige einbüßen, zöge es sich angesichts dieser Drohung aus der eroberten Stadt zurück.

Und so beginnt im Jahr 218 v. Chr. auch der Zweite Punische Krieg durch einen unbedeutenden lokalen Konflikt.

DIE SENATOREN haben schon einen Plan für den Angriff entwickelt: Eine Armee soll nach Spanien marschieren und den Karthagern die Iberische Halbinsel entreißen, ein zweites Heer Nordafrika

CANNAE: DIE UMFASSUNG



Die zweite Phase: Karthagos Leichtbewaffnete haben sich zurückgezogen, die römischen Fußsoldaten prallen auf die Kelten und Iberer, drängen den karthagischen Halbmond zurück. Immer mehr Legionäre massieren sich im Zentrum, wo sie die feindliche Linie endgültig zerschmettern wollen. Niemand von ihnen bemerkt, dass am Fluss die Reiter Hannibals ihre Gegner vernichtet haben. Anschließend fallen sie den auf dem anderen Flügel noch kämpfenden Kavalleristen Roms in die Flanke

attackieren und Karthago schwächen
und, wenn möglich, ganz unterwerfen.

Doch Roms Führer unterschätzen den schon einmal besiegten Gegner, jene Kaufleute mit ihrer Söldnerarmee und ihrer barbarischen Religion. Deshalb lassen sich Konsuln und Senatoren Zeit, Soldaten zu mustern, auszurüsten und zu drillen – Zeit, die sie nicht haben.

Denn Hannibal wird wohl die Strategie seiner Feinde durchschaut haben, es ist ja im Prinzip eine Wiederholung des ersten Krieges: Karthago direkt an-

zugreifen und zugleich seinen wertvollsten Besitz in Übersee zu rauben. Rom ist an Zahl seiner Soldaten überlegen, seine Flotte beherrscht das westliche Mittelmeer, seine Armeen können rasch von einem Schauplatz zum anderen verlegt und versorgt werden.

Vernünftig wäre es daher, sich zu verschanzen, seine eigenen Länder zu befestigen und auf die Invasoren zu warten. Jeder andere Feldherr hätte das wohl getan. Nicht aber Hannibal. Er plant vielmehr den Angriff: nicht abwarten, sondern zuschlagen.

Er will seine Armee nach Italien führen, ins Herzland des Feindes. Und zwar

so schnell, dass er die Legionen stellen kann, noch ehe sie Spanien und Nordafrika verwüsten können. Wenn die Römer in Italien kämpfen müssen, haben sie keine Legionen mehr frei für Invasionen. Mehr noch: Er hofft, dass die zuvor unterworfenen Kelten Oberitaliens sowie die italienischen Völker und die griechischen Städte glücklich wären, Roms Herrschaft abzuschütteln.

Ist Hannibal in Italien erfolgreich, dann könnte es ihm vielleicht gelingen, das System aus Bundesgenossen und

diese Aura, da viele Einzelheiten mysteriös sind.

Unterworfenen zu zerschmettern, das Rom so stark gemacht hat; dann könnte er womöglich die Tiberstadt isolieren, bis sie, geschwächt und von Verbündeten verlassen, um Frieden bitten muss.

Allerdings: Da Karthago keine große Flotte mehr hat, kann Hannibal seine Soldaten nicht übers Meer nach Italien bringen. Sie müssen vom südlichen Iberien nach Italien marschieren. Sofort.

Und so führt Hannibal im Frühjahr 218 v. Chr. gut 90 000 Fußsoldaten, 12 000 Reiter und 37 Kriegselefanten aus ihren Lagern. Über die Pyrenäen. Durch Südfrankreich. Über die Rhône.

Straßen gibt es fast nirgendwo, bestenfalls Pfade, über die Fernhändler und Hirten ziehen, doch kaum je Heere. 20 Kilometer schafft die Armee durchschnittlich am Tag, sie verliert Tausende Soldaten in Kämpfen gegen lokale Stämme, als Deserteure oder weil sie krank und geschwächt zurückbleiben. Aber weiter, nur weiter!

Und das Vabanquespiel gelingt: Während Hannibal seine Männer voranjagt, sind die Legionen Roms, die nach Spanien entsandt wurden, zwar endlich entlang der Küste auf dem Weg – doch an der Mündung der Rhône erfährt ihr fassungsloser Feldherr Publius Cornelius Scipio, dass Hannibal mit seiner Armee weiter nördlich den Strom schon erreicht hat. Kein Zweifel: Dessen Ziel ist Italien – jenes Herzland, in dem die hochmütigen Römer nur wenige Verteidigungstruppen zurückgelassen haben.

Und so entsendet Scipio den Großteil seiner Armee unter dem Befehl seines Bruders gen Iberien, damit der dort die Invasion wagt. Scipio selbst aber führt mit einem kleineren Kontingent zurück nach Italien, um möglichst schnell zur Po-Ebene zu gelangen. Denn irgendwo dort muss die karthagische Armee ja wieder auftauchen – falls sie es schafft, das gewaltigste Hindernis auf ihrem Weg zu überwinden. Die Alpen.

Etwa: Auf welcher Route genau zwingt sich das Heer durch das Gebirge? Nah an der Mittelmeerküste jedenfalls kann Hannibal nicht marschieren, denn dort versperrt ihm die mit Rom verbündete griechische Metropole Massalia (Marseille) den Weg.

Antike Chronisten berichten zwar manche Details, doch die widersprechen sich. Archäologische Zeugnisse für die Überquerung haben sich in den Alpen bis heute nirgendwo gefunden.

So viel scheint sicher: Am 30. August oder noch später, auf jeden Fall schon zum Ende des Sommers, erreicht der Karthager den Zusammenfluss von Rhône und Isère. Offenbar hat Hannibal

Elefanten und afrika- nische Reiter bezwingen die Alpen auf 2000 Meter hohen Pässen

Kundschafter vorausgeschickt, denn die haben von einem keltischen Volk warme Kleidung und feste Schuhe zu Tausenden gekauft, die sich die Soldaten nun überstreifen.

Was mögen die Numider aus der afrikanischen Wüste beim Anblick der schroffen, schneeglitzenenden Gipfel denken? Wie dirigieren die *mahouts*, die Elefantenreiter, ihre gewaltigen Tiere an Gletschern und Sturzbächen vorbei?

Rund 150 Kilometer ziehen die Männer an der Isère entlang, dann beginnt der eigentliche Aufstieg – die folgenden neun Tage geht es ständig steil bergan:

Pfade, auf denen oft nur ein, zwei Mann nebeneinander marschieren können. Enge Täler, in denen das Trompeten der Elefanten widerhallt. Hinterhalte von Bergbewohnern, Überfälle auf langsame Trosstiere oder versprengte

Soldaten. Weiter, nur weiter! Kalte Nächte auf Pässen, Lagerfeuer in einer viele Kilometer langen Kette, so weit schon ist das Heer auseinandergezogen.

Dann, endlich, die Passhöhe. Vielleicht ist es der Col du Clapier, vielleicht der Kleine Sankt Bernhard. In jedem Falle ein Übergang im heutigen Frankreich, nahe der Grenze zu Italien, mehr als 2000 Meter hoch. Es ist schon weit im September, vielleicht gar Oktober. Zwei Tage Rast, Zeit für Nachzügler, noch aufzuschließen. In der letzten Nacht oben: Schnee.

Dann im Neuschnee hinab, tagelang. An einer Stelle hat ein Bergbruch den Weg unpassierbar gemacht. Auf rund 250 Meter Länge versperren haushohe Felsen den Pfad.

Die ersten Soldaten wagen sich auf einen Abhang um das Hindernis herum. Doch unter dem frisch gefallenem Schnee liegt glattes Eis. Schreie von Mensch und Kreatur – und dann rutschen etliche Pferde und Reiter ins Nichts.

Hannibal ist gefangen. Die Fußsoldaten könnten sich irgendwie durch den Felshang kämpfen. Doch alle Pferde und Elefanten würde er verlieren. Also lässt der Feldherr, so jedenfalls erzählt es der Chronist Livius, seine Männer Holz aus nahen Wäldern schlagen und riesige Stöße nahe an den Felsen aufrichten.

Dann entzündeten sie hohe Feuer, die den Stein erhitzten – zugleich kippen sie von oben Essig auf das Hindernis. Hitze und Säure zermürben die Felsen, dann attackieren die Soldaten sie mit eisernen Werkzeugen. Drei Tage Schufterei, dann haben sie sich so weit durch die Steinbarriere gehauen, dass sich selbst die Elefanten hindurchzwängen können. Weiter!

Nach 15 Tagen in den Alpen, so schreibt Polybios, und fünf Monate nach seinem Aufbruch in Neu-Karthago, steht Hannibal schließlich in der Po-Ebene: mit 20 000 Fußsoldaten und 6000 Reitern. Und allen 37 Elefanten.

JENE RÖMISCHEN Truppen, die eigentlich nach Spanien übersetzen sollten, sowie neu formierte Legionen erwarten sie schon in Oberitalien.

Scipio will die Invasoren noch vor dem Winter stellen, will den vom langen

Hannibals Alpenübergang wird noch zu seinen Lebzeiten von Freunden wie Feinden zur mythischen Tat verklärt, eher eines Halbgottes würdig als eines gewöhnlichen Sterblichen. Umso heller strahlt

Marsch geschwächten Eindringlingen keine Erholung gönnen. Und tatsächlich: Am Fluss Ticinus stoßen als Erste einige Reiterschwadronen der Römer sowie der Karthager, die das Land auskundschaften, zufällig aufeinander. Dann, etwas später, prallen beide Heere an der Trebia zusammen.

Doch welcher Schock für Rom – Hannibal siegt in beiden Treffen! Nicht entscheidend zwar, den Legionären gelingt jedes Mal ein einigermaßen geordneter Rückzug. Ein Rückzug aber ist es doch.

Schlimmer als die Kampfverluste – immerhin wohl Zehntausende Tote und Gefangene – gegen den ja vom Alpenübergang erschöpften und zahlenmäßig unterlegenen punischen Feind ist der Prestigeverlust.

Für die Kelten Oberitaliens sind Roms schmähliche Niederlagen ein Fatal: Etliche Stämme schließen sich Hannibal an. Römische Garnisonen werden gestürmt, die Karthager erhalten deren Vorräte. Tausende Kelten melden sich als Krieger für Hannibals Heer, das nun von Tag zu Tag mächtiger wird.

Trotzdem erscheint der Zug der Karthager den meisten Politikern in Rom auch zum Ende des ersten Kriegsjahres offenbar eher als Ärgernis denn als Bedrohung.

Dass da ein Feldherr in ihrem Land steht, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat, ahnt keiner von ihnen.

Und es geht manchen Römern nicht einmal auf, als Hannibal im folgenden Jahr vorübergehend spurlos verschwindet. Mehrere Legionen haben die Senatoren nach Norden entsandt, haben sie in Regionen Ober- und Mittelitaliens positioniert. Irgendwo dort muss der Feind ja durchmarschieren. Da will man ihm an geeigneter Stelle auflauern und den tödlichen Stoß versetzen.

Doch statt seine Armee auf einer der Straßen nach Süden zu führen, zwingt Hannibal sie durch Sümpfe in der Gegend des heutigen Florenz. Vier Tage und drei Nächte braucht das Heer. Hannibal selbst leidet unter einer Entzündung im

Gesicht. Geschwächt lässt er sich von seinem letzten überlebenden Elefanten tragen (alle anderen sind nach und nach den Strapazen des Winters erlegen); trotzdem erblindet er auf einem Auge.

Dank seiner Taktik aber bricht der Karthager so plötzlich in Mittelitalien ein, dass er die Römer wie ein böser Spuk ein weiteres Mal überrumpelt. Einzig einer der beiden Konsuln ist mit seinen Legionen nah genug, um die Verfolgung aufzunehmen. Er marschiert dem Karthager eilig hinterher – so eilig, dass er unvorsichtig wird. Am Ufer des Trasimenischen Sees legt Hannibal einen Hinterhalt. Drei Stunden dauert das Gefecht, dann sind 15 000 Römer tot, ebenso viele werden gefangen genommen.

Das ist keine Niederlage mehr, sondern eine Katastrophe. Zum ersten Mal kriecht die Angst nach Rom. Wer ist dieser Hannibal? Was hat er vor?

Unbehelligt lässt man ihn dennoch ziehen, erleichtert schon, dass er nicht sofort zum Tiber marschiert. Der Karthager wendet sich stattdessen nach Süditalien. Denn dort ist das Land so fruchtbar, dass er sein Heer versorgen kann. Zudem leben dort viele italische und griechische Bundesgenossen Roms – jene Völker, die Hannibal aus dem Bündnis mit der Tiberstadt herauszubrechen hofft. Von dort aus könnten ihn zudem einzelne punische Schiffe, die der römischen Flotte entgehen, mit Nachrichten aus Karthago erreichen.

Süditalien also.

Dort, so glaubt nun die Mehrheit der Senatoren, muss die Entscheidung fallen. Und sie werden den Eindringling nicht noch einmal unterschätzen. Deshalb ziehen die gerade neu gewähl-

ten Konsuln Paullus und Varro acht Legionen und noch einmal ebenso viele Hilfstruppen zusammen, das bis dahin größte römische Heer, und marschieren nach monatelangen Vorbereitungen im Sommer 216 v. Chr. nach Süden. Zur Entscheidungsschlacht.

Hannibal wartet bereits auf sie. In Cannae.

Es ist der Morgen des 2. August 216 v. Chr. Vielleicht noch 100 Meter trennen die Heere. Die Leichtbewaffneten ziehen sich zurück. Langsam rücken die Römer vor. Staub in der Luft. Noch 50 Meter. Gestank von Urin und Kot, weil sich mancher Kämpfer in Todesangst entleert. 30 Meter.

Dann, auf ein Kommando, heben die Legionäre der ersten sechs römischen Reihen – mehrere Tausend Soldaten – ihre Speere und schleudern sie gegen den Feind. Ein eiserner Hagel. Fürchterliche Wunden bei vielen Iberern und Kelten. Doch die meisten Geschosse fliegen zu kurz: Wegen der nach vorn auswölbbenden Halbmondförmigkeit steht ein Großteil der karthagischen Fußsoldaten an den Flanken ja weiter zurück (siehe Kasten Seite 58).

Die letzten Meter. Kriegsgeschrei aus Tausenden von Kehlen. Die Legionäre brüllen einen Schlachtruf, schlagen dröhnend mit ihren Schwertern auf die Schilde.

Dann stehen sie direkt vor ihren Feinden. Es

kommt zu Hunderten Duellen Mann gegen Mann. Mit gewaltigen Hieben ihrer langen

Schwerter schaffen sich die Kelten Raum, schlagen von oben auf die Schultern und Hälse ihrer Gegner.

Die Iberer und die Legionäre stehen dichter zusammen, geduckt hinter ihren Schilden, das beschnittene linke Bein vorangestellt. Mit Gladius oder Falcata stoßen sie blitzschnell aus dieser Deckung vor, in den Unterleib des Gegners. Grauenhafte Wunden, Todesschreie. Der Gestank von Blut und Schweiß, be-



Kurzschwerter wie diese Falcata sind Nahkampfwaffen im Schlachtgetümmel. Antike Fußsoldaten zielen damit vor allem auf Beine und Unterleib des Feindes

täubendes Dröhnen von Klingen auf Schilde und Helme.

Selbst gut gedrillte Soldaten stehen diese Kämpfe auf Leben und Tod nur zehn, höchstens 15 Minuten durch. Dann läuft der Schweiß in die Augen, brennen die Lungen, erlahmen Schild- und Schwertarm. Wer erschöpft ist, der weicht, sich schützend, langsam zurück, zwischen die Linien der nachdrängenden, noch frischen Kameraden, wo er Atem schöpfen kann – bis er irgendwann wieder in der ersten Schlachtreihe steht.

Fürchterliche Kämpfe bei den Ibern und Kelten. Hier sind die Römer vier-, fünf-, sechsfach in der Überzahl. Langsam drücken sie den Halbmond zurück, drängen Hannibals Zentrum, schon triumphierend, immer weiter nach hinten. Noch aber halten die Reihen im karthagischen Heer – wohl auch, weil der einäugige Feldherr gerade hier steht, Kommandos brüllt, Anfeuerungen herausschreit.

Nun drängen auch die Legionäre aus den weiter rechts und links marschierenden Manipeln ins Zentrum. Endlich wollen sie kämpfen!

So verformt sich der karthagische Halbmond zunächst zur Linie langsam zurückweichender, zäh kämpfender Soldaten, dann wölbt sich ihre Reihe sogar nach hinten aus: Der Halbmond wird zum Trichter, in den immer mehr kampfesdurstige Legionäre drängen.

Viel zu spät erkennen selbst erfahrene römische Offiziere, dass sie die Gegner plötzlich nicht mehr nur vor sich haben – sondern auch an ihrer Seite. Denn jetzt greifen Hannibals libysche Elitesoldaten in die Schlacht ein, fallen die Römer von den Flanken aus an.

Konfusion. Der Vormarsch der Legionäre erlahmt. Eine Atempause für die schwer bedrängten Kelten und Iberer. Schon ist der Boden schlüpfrig von Blut und Eingeweiden, von abgehackten Gliedmaßen; Knecht Kämpfer können sich nur noch mühsam auf den Beinen halten. Ausgerechnet nun, da sie komplizierte Manöver ausführen müssen.

Die Manipel am rechten und linken Rand der römischen Front, die zuvor ins



Italienischer Brustpanzer aus Bronze:
Nur die wohlhabendsten Kämpfer
schützten ihre Leiber damit. Alle anderen
tragen Leder oder Stoff. Manche
von Hannibals Kelten gar fechten
mit bloßem Oberkörper

Zentrum drängten, müssen sich neu aufstellen gegen einen Feind, der von der Flanke aus auf sie einschlägt. Die Legionäre, obwohl klar in der Überzahl, werden von drei Seiten attackiert – und ihre Übermacht nützt ihnen wenig, denn hinten und in der Mitte stehen viele Soldaten derart eng im Gedränge, dass sie noch gar nicht in die Kämpfe haben eingreifen können.

Und niemand erkennt, was sich jenseits dieses Getümmels zuträgt.

Am Fluss Ofanto dringen die schwer gepanzerten keltischen und iberischen Reiter Hannibals gegen Roms Kavalleristen vor. Obwohl die syrakusanischen Bogenschützen einen Pfeilhagel gegen die Angreifer abschießen, vor allem gegen die ungeschützten Tiere, sind die Reiter schnell heran.

Und welcher Schock hier! Statt gewöhnliche Attacken zu reiten, im Galopp auf den Gegner zu stürmen, mit Speer und Schwert zuzuschlagen, sich wieder abzuwenden, neu einzustürmen,

weicht Hannibals Reiterei auf dem eng begrenzten Schlachtfeld nicht zurück – sondern sitzt ab.

Antike Reiter kennen den Steigbügel nicht, sie können deshalb recht leicht aus dem Sattel gestoßen werden, selbst von Fußsoldaten. Und genau dies geschieht jetzt: Die Kavalleristen der Iberer und Kelten sind im Gedränge zu Fuß wendiger als die Brust an Brust stehenden Pferde. Hoch zu Ross sind die Römer unbeweglich, ein leichtes Ziel.

Keine Kommandos bei der römischen Kavallerie, keine Änderung der Kampftechnik; die Reiter fallen zu Tausenden. Vielleicht ist Paullus so überrascht, dass er unfähig ist, neue Kommandos herauszubrüllen. Vielleicht stirbt er aber auch gleich im ersten Anprall. Niemand weiß es – es wird keinen Zeugen für den Tod des Konsuls geben: Denn Roms Kavallerie wird bis zum letzten Mann niedergehauen.

Erst dann sitzen die Iberer und Kelten wieder auf. Ein karthagischer Unterfeldherr führt sie in einem kühnen, sicherlich von Hannibal erdachten Zug weit hinter die Linien der Legionen. Unbehelligt, vielleicht gar unbemerkt von den kämpfenden Fußsoldaten, galoppieren sie im großen Bogen quer über das Feld von Cannae – und greifen den linken Reiterflügel der Römer von der Seite an (siehe Kasten Seite 62).

Panik. Bislang fechten hier die Männer der Bundesgenossen gegen die gefürchteten Numider, und zwar durchaus erfolgreich. Unentschieden wogt das Geschehen hin und her, ein klassisches Reiterduell, denn die Einheiten beider Seiten haben, unbehindert von Flüssen oder Hügeln, Platz für raumgreifende Manöver.

Der Flankenangriff der keltischen und iberischen Reiterei jedoch erschüttert die Bundesgenossen, viele Kämpfer wenden ihre Pferde zur Flucht.

Und wieder ein kühles Manöver Hannibals: Die Iberer und Kelten überlassen allein den Numidern die Verfolgung. Die Nordafrikaner holen denn auch fast alle bundesgenössischen Reiter ein, sie verlieren nicht einmal Zeit mit dem Töten:

hingegen haben Raum. Wer erlahmt, zieht sich zurück, gibt seinen Platz einem kräftigeren Kameraden.

Bis zur Abenddämmerung dauert das Töten. Die Römer sterben dort, wo sie stehen. Grauenhaft muss das Feld nun aussehen, an manchen Stellen werden die Leichenberge so hoch sein, dass kaum noch ein Durchkommen ist. Ein Gestank wie in einem monströsen Schlachthaus.

Dann, endlich, verweht das Dröhnen der Schwerthiebe: Am Abend des 2. August 216 v. Chr. existiert das römische Heer nicht mehr.

60 000 Legionäre und Kämpfer der Bundesgenossen sind in diesen neun Stunden gefallen (und ein paar Tausend Soldaten Hannibals). Für Rom ist das ein Blutzoll, wie ihn keine Armee je zuvor und vermutlich niemals wieder in derart kurzer Zeit entrichten musste. Zudem ist einer der beiden Konsuln umgekommen, sind mehrere hohe Offiziere gefallen, ließen rund 80 Senatoren und andere Würdenträger ihr Leben.

Die Umfassungsschlacht von Cannae wird zum Modell, wie man mit einer zwar zahlenmäßig unterlegenen, aber beweglichen Armee einen überlegenen, jedoch langsameren Gegner einkreist und vernichtet.

Rom, so muss jeder nun denken, hat nicht nur eine Schlacht, es hat diesen Krieg, ja seine Zukunft verloren.

Brauch bei einem Triumphzug – und ein deutliches Indiz dafür, dass diese Anekdote von einem römischen Chronisten erdacht worden ist.

Aber es stimmt ja und ist eines der großen Rätsel der Antike: Wieso zieht Hannibal nach Cannae nicht gen Rom?

Der Feldherr, der in kühnen Zügen Gebirge und Sümpfe bezwang, der sich mit einem genialen Schlachtplan einer annähernd doppelten Übermacht stellte – weshalb führt er nicht den finalen Schlag gegen seinen taumelnden Feind und vollendet damit seinen strategischen Plan?

Weshalb verharret er stattdessen in den Wochen nach Cannae fast tatenlos in Süditalien, lässt seine Truppen rasen, fast als sei der Krieg schon beendet?

Nach seinem größten Sieg begeht Hannibal einen ent- scheidenden Fehler

Mehr als zwei Jahrtausende lang werden Strategen wie Historiker über Antworten auf diese Fragen grübeln.

Fürchtet Hannibal möglicherweise eine lange Belagerung Roms?

Die Tiberstadt ist mit einer großen Mauer geschützt – und auf seinem Feldzug gegen Sagunt hatte der Karthager Schwierigkeiten, selbst diese nicht besonders gut befestigte Stadt einzunehmen. Für eine Belagerung fehlt ihm das Talent, vielleicht auch die Geduld – zumal seine schärfste Waffe, die Reiterei, beim Berennen einer Mauer nutzlos ist. Er weiß, dass die Römer binnen weniger Tage aus ihren Bürgern, aus Sklaven und aus den Tausenden Matrosen und Seesoldaten ihrer Flotte eine Miliz bilden können, die vielleicht keine Feldschlacht bestehen, sehr wohl aber Mauern zu bemannen vermag.

Risikiert er nicht alles, wenn er ausgerechnet nach seinem größten Triumph gen Rom marschiert – dort aber schließlich scheitert und schließlich abziehen muss, weil er sein Heer nur einige Wochen lang durch Plünderungen aus dem Land versorgen kann?

Manche späteren Analytiker attestieren Hannibal einen fehlenden „Killerinstinkt“, also die Hemmung, Gewalt bis zur letzten Konsequenz auszuüben. Doch wenn das tatsächlich so war – wieso folgte dann eine Armee aus Abenteurern und Söldnern gerade diesem Mann jahrelang bedingungslos?

Vielleicht ist es einfach so, dass Hannibal, bei all seiner Intelligenz, Rom nie richtig verstehen wird. Denn diese Republik ist so ganz anders als die anderen Mächte der Antike, mit ihr erst zeigt sich in Europa ein brutaler, rücksichtsloser Siegeswille, den es so wohl nie zuvor gegeben hat.

Die griechischen Stadtstaaten, die Etrusker, die Kelten und Iberer, Karthago: Sie alle hätten nach einer Katastrophe wie der von Cannae um Frieden gefleht. Sie hätten Unterhändler geschickt, Konzessionen geboten, hätten einen demütigenden Vertrag unterzeichnet.

Nicht so Rom.

Möglicherweise wartet Hannibal in den Wochen nach Cannae darauf, dass Senatoren ihn um Audienz bitten, dass sie Sizilien und Sardinien wieder abtreten und Tonnen von Silber versprechen, wenn er nur endlich abziehen möge.

Doch es kommt niemand. Im Gegenteil: Die überlebenden Senatoren sammeln alle wehrfähigen Männer ein. Sie zwingen neue Rekruten in Dienst. Schier unerschöpflich scheint ihr Reservoir zu sein. Zumal viele Bundesgenossen Rom auch nach Cannae treu bleiben und ebenfalls neue Truppen stellen.

Denn Hannibals Strategie, alle Bewohner Italiens gegen Rom aufzuhetzen, hat eine Schwäche: Viele dieser Völker sind untereinander bitter verfeindet. Die Konflikte etwa zwischen den reichen griechischen Küstenstädten im Süden und den italischen Völkern im Hinterland sind erst durch Roms Oberherrschaft befriedet worden – und drohen nun erneut auszubrechen. Manchen lokalen Machthaber in Mittel- und

Noch am Abend von Cannae, so überliefern es antike Chronisten, scharen sich Getreue um Hannibal. Ein Reiterführer drängt den Feldherrn, nach Rom zu jagen: In fünf Tagen könne er auf dem Kapitol als Sieger speisen. Hannibal jedoch zögert. Daraufhin sagt der Kavallerist: „Zu siegen verstehst du – den Sieg zu nutzen, nicht.“

Eine berühmte, wenn auch zweifelhafte Begebenheit. Denn zwischen Rom und Cannae liegen fast 400 Kilometer Wegstrecke; selbst ausgeruhte Reiter würden dafür mehr als fünf Tage benötigen, Hannibals Heer wohl mindestens zwei Wochen. Und warum hätte ein karthagischer Führer davon träumen sollen, „als Sieger auf dem Kapitol zu speisen“? Denn das ist ein urrömischer

Süditalien irritiert vermutlich auch Hannibals Bündnis mit den oberitalienischen Kelten, während sie Rom als Schutzmacht gegen die in ihren Augen barbarischen Krieger ansehen.

Und so erkennt Hannibal wohl erst gegen Ende des Jahres 216 v. Chr., dass in Rom niemand an Kapitulation denkt. Da aber ist es zu spät, um noch einen großen Schlag zu wagen. Denn während der Wintermonate müssen Menschen und Tiere in festen Lagern versorgt werden. Feldzüge sind nicht mehr möglich. Hannibal hat seine Chance vertan.

Von nun an wird sich der Krieg dahinschleppen, noch jahrelang. Bis zum Frühjahr hat Rom neue Legionen aufgestellt und gedrillt. Die Konsuln sind klüger geworden, demütiger wohl auch: Hannibal ist ihnen überlegen, sie stellen sich ihm nicht mehr zur Schlacht. Stattdessen kann der Karthager ziehen, wohin er will, immer beschattet von einer römischen Armee, die aber nie angreift.

Und so bekommt es der Feldherr aus Nordafrika nun mit einem neuen Feind zu tun: der Zeit.

Er kann ja nicht überall zugleich sein, allein schon, weil er sein Heer aus dem Land versorgen muss und jede Region irgendwann leer gegessen ist. Zieht er irgendwo fort, dann rücken sofort Legionen nach, erobern die Stellungen, die er geräumt hat. Manchmal beherrscht er kaum mehr als jene paar Quadratkilometer, in denen seine gefürchteten Reiter jeweils ausschwärmen können.

So vergehen heute als zehn Jahre.

Auch wenn Hannibals Heer selten große Verluste erleidet: In Scharmützeln, durch Krankheiten und Unfälle verliert er Mann um Mann, die sich fern von Nordafrika und Iberien – stets nur unter großen Schwierigkeiten ersetzen lassen. Doch selbst wenn er die Stärke seiner Truppen halten kann, schmilzt seine Macht dahin, denn in Rom wird währenddessen jedes Frühjahr ein neuer Jahrgang zu den Legionen gezogen.

Hilflos erlebt der Punier in Süditalien mit, wie genau das geschieht, was der Senat von Anfang an geplant und er gefürchtet hat: Rom füllt seine Ressour-

cen wieder auf und schickt Legionen in die Fremde, während Hannibal in Italien immer noch von einem Ort zum anderen zieht. So gelingt es Publius Cornelius Scipio, Roms jüngstem und brilliantesten Feldherrn, zwischen 209 und 206 v. Chr. Iberien zu erobern. Scipios Legionen landen sogar in Nordafrika. Bedrohen also Karthago.

Zeit, in die Heimat zurückzukehren.

HEIMAT? Hannibal hat Karthago im Alter von neun Jahren verlassen. 19 Jahre lang lebte er in Iberien, 15 Jahre kämpfte er in Italien. Was mag ihm Karthago da noch bedeuten?

Was weiß er von der Stimmung im Volk, von den Intrigen im Rat? Kein Chronist macht sich die Mühe, das festzuhalten. Doch man muss sich Hannibal

Am Ende setzt sich Rom durch – und gewährt dem Todfeind keine Gnade

wohl als einen verbitterten, misstrauischen Mann vorstellen.

Denn unbesiegt, aber dennoch gescheitert verlässt er 203 v. Chr. Italien. Er hat Schiffe bauen lassen – und segelt tatsächlich unbehelligt mit seinem Heer von Süditalien nach Nordafrika.

Im Frühjahr darauf lässt Hannibal aus dem gesamten Mittelmeerraum Söldner anwerben, um seine aus Italien mitgebrachten Veteranen zu verstärken. Doch es bleibt ihm kaum Zeit, aus den Männern ein Heer zu formen.

Und: Die römische Invasionsarmee in Nordafrika war in den zwei Jahren zuvor derart erfolgreich, dass sich ihr viele Numiderstämme angeschlossen haben. Nun kommandiert nicht mehr Hannibal die besten Reiter des Altertums, sondern Scipio.

Im Herbst 202 v. Chr. prallen die beiden Feldherren und ihre Heere aufeinander, bei Zama im weiteren Umland von Karthago.

Und zum ersten Mal seit Hannibal seinen Meister: Ihm fehlen Reiter an den Flügeln, die gegnerische Kavallerie ist an Zahl und Kampfkraft überlegen. Die neu geworbenen Söldner kämpfen zwar anfangs mit einigem Erfolg gegen die römischen Fußsoldaten, doch als die Unterstützung durch die hinter ihnen stehenden Karthager ausbleibt, dreschen sie angeblich auf die Männer der eigenen Seite ein, um sich einen Fluchtweg freizukämpfen.

Am Ende gelingt Hannibal mit einigen Tausend Soldaten zwar die Flucht, das Feld aber behauptet Scipio.

16 Jahre lang hat Rom gegen Hannibal gekämpft, Hunderttausende Soldaten sind gefallen, dazu unzählige Frauen, Kinder, Männer. Ungeheure Zerstörungen hat der Krieg in Italien angerichtet, ein Chronist berichtet von 400 verwüsteten Städten.

Karthago hat in der gleichen Zeit zwar Zehntausende Soldaten verloren, doch die meisten waren fremde Söldner. Und obwohl die Römer seit zwei Jahren durch das Hinterland der Kapitale ziehen, haben sie die Stadt selbst noch gar nicht belagert, ist dort noch kein Bürger zu Schaden gekommen.

Und doch kapituliert Karthago nach der Niederlage gegen Scipio.

Vielleicht ist es Panik nach dieser Schmach vor den eigenen Mauern, vielleicht ist es Angst vor Belagerung und Versklavung: Jedenfalls bitten die Punier hastig um einen Frieden zu jeder Bedingung – und verhalten sich damit genau so, wie Hannibal es nach dem Sieg von Cannae wohl von den Römern erwartet hatte.

Scipio diktiert einen Siegfrieden: Karthago verliert alle überseeischen Besitzungen, darf nur seine Gebiete in Nordafrika behalten und dort allein mit Erlaubnis des römischen Senates Krieg führen – außerhalb Afrikas gar nicht. Es ist ihm verboten, Söldner anzuwerben und mehr als zehn Kriegsschiffe zu unterhalten. Es muss gut 260 Tonnen Silber aufbringen, zahlbar in Raten, ein halbes Jahrhundert lang, und wird zum

„Freund und Bundesgenossen“ erklärt. Damit ist die einstige Großmacht, zum Klientelstaat Roms herabgesunken.

Und selbst das ist nicht das Ende ihres Niedergangs.

50 JAHRE LANG zählt Karthago Unmengen Silber an Italien – doch paradoxerweise kollabiert die Stadt nicht unter der drückenden Last, im Gegenteil: Die punischen Händler sind derart erfolgreich, dass die Metropole selbst unter diesen Umständen noch weiter blüht.

Doch gerade dieser Aufschwung besiegelt wohl ihren Untergang. Denn nach Ende der Zahlungen an Rom plädieren in der Tiberstadt immer mehr Senatoren dafür, den Rivalen endgültig niederzumachen.

Karthago ist, neben Roms altem Verbündeten Massalia, die letzte bedeutende und nicht vollständig unterworfen Stadt im westlichen Mittelmeer. Und sie war neben den Kelten der einzige Gegner, der die Tiberstadt an den Rand des Abgrunds gebracht hat – Cannae bleibt ein Trauma, so etwas soll sich niemals wiederholen.

Da kommt wohl sehr gelegen, dass die Karthager um 150 v. Chr. eine Bestimmung des Friedensvertrages verletzen: Sie führen ohne Einwilligung Roms Krieg, um sich gegen einen numidischen Fürsten zur Wehr zu setzen.

Und so landet, nach längerer politischer und militärischer Vorbereitung, im Jahr 149 v. Chr. erneut eine römische Armee in Nordafrika: zu einem kühl kalkulierten, unprovokierten Vernichtungsfeldzug – dem Dritten Punischen Krieg.

Rasch machen sich die Legionen an die Belagerung Karthagos. Drei Jahre lang verschanzen sich die Bürger hinter den mächtigen Mauern ihrer Stadt, kämpfen mit hastig geschmiedeten Waffen und dem Mut der Verzweiflung um Freiheit und Leben.

Doch dann, 146 v. Chr., fällt die Metropole. Sechs Tage lang ziehen römische Truppen mordend durch die Straßen

Als daraufhin innenpolitische Gegner beim Senat in Rom behaupten, er bereite einen neuen Waffengang gegen die Tiberstadt vor, flieht er, weil er die Auslieferung fürchtet. Der Sieger von Cannae ist nun ein General ohne Heer. Er segelt heimlich nach Osten, dient sich griechischen Königen an, die Roms Druck nun auch zunehmend zu spüren bekommen.

Zunächst berät Hannibal einen Monarchen, dessen Reich sich von Kleinasien bis über Persien hinaus erstreckt, der aber schon bald dem Feind aus dem Westen nicht gewachsen ist. Hannibal flieht nach Kreta, später nach Armenien, landet schließlich in Bithynien an der Schwarzmeerküste.

Und immer folgen ihm Roms Häscher – Emissäre, die in herrischem Ton die Auslieferung des einstigen Feldherrn verlangen.

Bithynien wird Hannibal zur Falle: Im Jahr 183 v. Chr. erscheint auch hier ein Gesandter vom Tiber. Kein Fluchtweg scheint ihm mehr offenzustehen, kein Herrscher wagt es mehr, den Mann, den das mächtige Rom verfolgt, bei sich aufzunehmen. Und so setzt Hannibal seinem Leben selbst ein Ende. Vermutlich nimmt er Gift, bevor er an Rom ausgeliefert werden kann.

Es ist der letzte Triumph des über 60-Jährigen.

In einem schlichten Steinsarkophag wird er irgendwo am Schwarzen Meer beigesetzt, so jedenfalls

überliefert es ein antiker Autor, unter der lakonischen Inschrift: „Hannibal ist hier niedergelegt.“

Das Grab von Roms gefährlichstem Gegner hat man bis heute nicht gefunden. □

NACH CANNAE



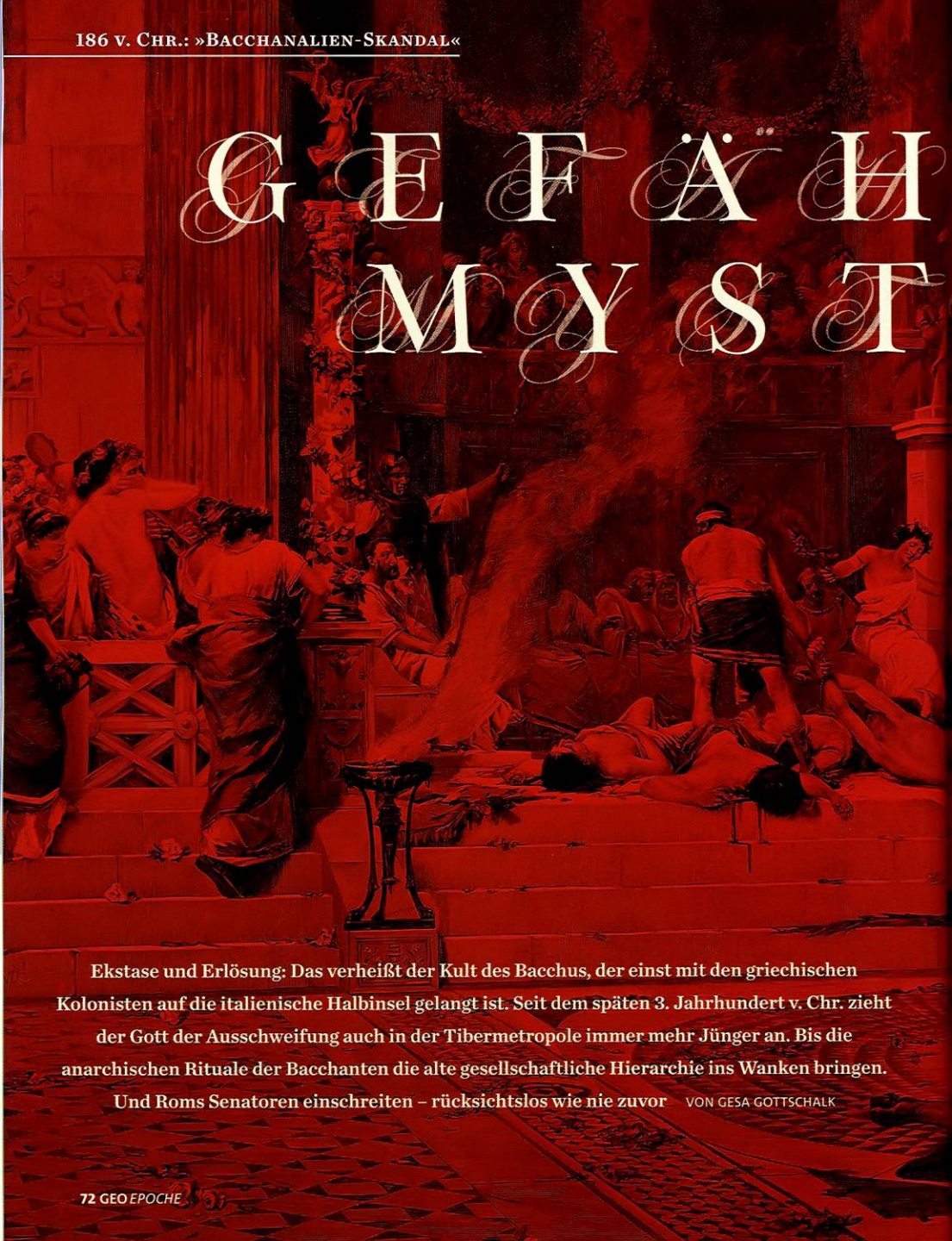
Hannibal schlägt die Römer bei Cannae vernichtend und erwartet nun die feindliche Kapitulation. Als Rom weiterkämpft, ist er ratlos. Mehr als zehn Jahre lang zieht er durch Italien (hier die wichtigsten Routen), führt einmal einen Scheinangriff auf die Tiberstadt, schlägt kaum je größere Gefechte – und verlässt schließlich als Gescheiterter das Land

und setzen die Häuser in Brand. Dann ergeben sich auch jene Einwohner, die sich auf dem Burgberg verschanzt hatten – die letzten 50 000 von einstmal 700 000. Sie alle werden versklavt. Die Stadt bleibt leer und wüst zurück.

Karthago existiert nicht mehr.

IHR GRÖSSTER FELDHERR erlebt dieses Ende nicht. Hannibal ist nach dem Frieden von 202 v. Chr. Politiker geworden, 196 v. Chr. wählen ihn die Bürger von Karthago sogar zu einem ihrer Führer.

GEFÄH- MYST



Ekstase und Erlösung: Das verheißt der Kult des Bacchus, der einst mit den griechischen Kolonisten auf die italienische Halbinsel gelangt ist. Seit dem späten 3. Jahrhundert v. Chr. zieht der Gott der Ausschweifung auch in der Tibermetropole immer mehr Jünger an. Bis die anarchischen Rituale der Bacchanten die alte gesellschaftliche Hierarchie ins Wanken bringen.

Und Roms Senatoren einschreiten – rücksichtslos wie nie zuvor VON GESA GOTTSCHALK

RELIGIE ERKENNEN



Rauch von Feuern umweht
während einer Kultzeremonie
die Statue des Bacchus, auf
den Stufen des Altars werden
Menschen getötet. Doch ob
solche Opfer wirklich zum Kult
des Weingottes gehörten, ist
unbekannt (Holzstich, 1894)

F

urcht ergreift die Senatoren im Oktober des Jahres 186 v. Chr. Mehrere Jahrzehnte lang haben die Herren im Ältestenrat den Kult des Weingottes Bacchus in Rom geduldet: die Feiern seiner Jünger, zelebriert an heiligen Orten; den Wein, den Tanz, den Wahnsinn.

Viel wussten die Politiker nicht von dem Treiben bei den „Bacchanalien“, den rauschhaften Zeremonien. Anfangs schienen es Rituale für Frauen zu sein, geheimnisvoll, aber nicht weiter gefährlich. Mittlerweile aber finden sie immer häufiger statt und zudem im Schutz der Dunkelheit.

Rechtschaffene Bürger Roms jedoch sollen nachts schlafen – und ihren Göttern am Tag huldigen.

Erst kürzlich wohl haben Informanten den Aristokraten Neuigkeiten über die nächtlichen Geheimtreffen zugebracht. Nun ist der Senat in Aufruhr. Roms Elite fürchtet um die hergebrachten Regeln, um das gewohnte Gefüge der Gesellschaft.

Auch fürchtet sie um den Frieden mit den Göttern, der ihre Republik so erfolgreich gemacht hat. Vielleicht sogar – niemand unter den Senatoren kann sich da gewiss sein – werden ihre eigenen Familien hineingerissen in den Skandal, der sich da abzeichnet. Doch der Ältestenrat der Tiberstadt glaubt, keine Wahl zu haben.

Nie zuvor sind Roms Aristokraten so hart gegen die eigenen Bürger vorgegangen. Nie zuvor haben sie sich angemaßt, den Verbündeten in Italien so weitreichende Befehle zu erteilen. Doch wenn sie die Anhänger des Weingottes gewähren lassen, könnte das ihr Reich zerstören. Und so greifen sie durch.

Rom, eine Nacht im Oktober: Beauftragte des Ältestenrates durchstreifen die Straßen der Stadt, dringen in Häuser ein und ziehen jene heraus, deren Namen man ihnen genannt hat, kerkern sie ein. Aufgestellte Wachen nehmen



Mit dem exzessiven Genuss von Wein feiern die Bacchanten, ein Import: Die Griechen verehren ihn unter dem Namen Dionysos, etwa die kleinasiatische Muttergöttheit Kybele, der sie auf

zahlreiche Verdächtige fest, als die versuchen, über die Stadtmauer zu klettern und aus Rom zu fliehen.

Ager Teuranus, ein Gebiet in der Spitze des italienischen Stiefels, einige Wochen später: Menschen strömen auf dem Markt zusammen und umringen einen Mann mit einer Bronzetafel. Er verliest einen Brief aus dem rund 500 Kilometer entfernten Rom, der mit dem Satz endet: „Die Plätze für Bacchanalien müssen innerhalb von zehn Tagen beseitigt werden.“

Die Bewohner der Region haben sich im Krieg mit Hannibal auf die Seite des Karthagers geschlagen und wurden nach seiner Niederlage von den Römern unterworfen. Nun droht erneut Ärger mit den Herren aus der Tiberstadt.

Volsinii, knapp 100 Kilometer nördlich von Rom, etwa zur gleichen Zeit: Beauftragte des römischen Senates zertümmern in der etruschischen Stadt eine künstliche Grotte, die Bacchus geweiht ist, zerschmettern seinen Thron aus Terrakotta, zerschlagen den geduckten

Panther sowie den jungen Weingott, der auf ihm reitet.

Dabei ist Bacchus, der Raubtiere wie den Panther zähmt, seit Jahrhunderten auf der italienischen Halbinsel zu Hause – dieser Gott des Weines, den die Griechen Dionysos nennen, der Sohn des Göttervaters Zeus und der sterblichen Königstochter Semele, geboren aus dem Schenkel seines Vaters, der nach dem Tod Semeles das Kind austrug.

In einer anderen Legende wird Dionysos als Knabe zerrissen von den Titanen und bis auf das Herz verschlungen, das Zeus rettet und Semele zu essen gibt, die ihn empfängt und wieder lebendig werden lässt. Ein Gott der Ausschweifung, der seine Feinde mit Wahnsinn schlägt, schwarzlockig, lachend, fruchtbar.

Aus Griechenland kam der Kult des Dionysos zunächst in die hellenischen Kolonien im Süden der Halbinsel. Von dort breitete er sich auf der Apenninen-



wie hier, ihren Kult. Wie viele andere Götter Roms ist auch Bacchus den Römern ist jede Gottheit willkommen, die ihnen nützlich erscheint, dem Palatin als Magna Mater huldigen (Holzstich, um 1890)

halbinsel aus – und auch in der Stadt auf den Hügeln am Tiber huldigen Menschen dem jungen, wilden Gott.

Nur wenig ist heute bekannt über die Rituale der Bacchanten; kaum mehr als ein paar Wandmalereien erzählen von ihren Mysterien. Und einige Gerüchte, festgehalten in den Schriften antiker Geschichtsschreiber und Dichter.

Nachts, so erzählt man sich, kommen die Gläubigen zusammen, in natürlichen Höhlen, in einem heiligen Hain. Frei geborene Römer feiern dort gemeinsam mit Sklaven, Arme aus den engen Quartieren um den Aventin mit wohlhabenden Matronen aus der Oberschicht, Menschen aus dem Volk mit Angehörigen einiger der edelsten Familien Roms.

Gemeinsam berauschen sie sich an Wein, um dem Gott näher zu kommen. Sie singen griechische Hymnen, tanzen verückt zu Zimbeln und Trommeln. Heranwachsende spielen eine besonde-

re Rolle in den Bacchanalien, den Kult-handlungen zu Ehren des Bacchus. Denn wurde der kindliche Gott nicht einst ermordet und anschließend ins Leben zurückgeholt?

Einen ähnlichen, symbolischen Tod erleiden wohl auch die Gläubigen, wenn sie in den Kult des Bacchus aufgenommen werden. Vielleicht werden sie ausgepeitscht, vielleicht werden sie in ein symbolisches Totenreich und wieder hinaus unter die Lebenden geführt. Denn der wiedererweckte Gott verspricht ein Leben nach dem Tod.

Was genau bei den Ritualen der Bacchanten geschieht, erfährt niemand, der nicht in die Mysterien eingeweiht worden ist. Nur manchmal sehen die Römer nachts Frauen mit aufgelösten Haaren und Fackeln in der Hand zum Tiber hinablaufen, die Flammen ins Wasser tauchen und noch brennend wieder herausziehen. Sie hören das wilde Heulen und die Trommelschläge. Bei den Theateraufführungen lachen die Zuschauer, wenn jemand auf der Bühne auf die Bacchanten anspielt: Der römi-

schen Gesellschaft gelten sie als Zecher, Fanatiker, Verrückte.

Bald schon aber werden die Mächtigen Roms mehr sehen in dieser geheimnisumwitterten Sekte: eine wachsende Gruppe von Abtrünnigen, ja Umstürzern. Denn die Bacchanten brechen die wichtigste Regel im Umgang mit den heiligen Dingen: Politik und Religion sind in Rom eins. Und nur der Senat bestimmt, wie die Bürger den Göttern zu huldigen haben.

Dutzende Gottheiten kennen die Römer, einige haben sie von den Griechen übernommen. Hinzu kommen viele kleine Ahnen- und Ortsgötter. Gemeinsam formen sie kein geschlossenes Pantheon, sondern eine lose Gruppe, offen für Neuankömmlinge.

So vielfältig wie die Angebeteten sind deren Erscheinungsformen: Jupiter, der höchste Gott, hat allein mehr als 50 Beinamen, wird mal als Jupiter Fulgur, Gott des Blitzes, mal als Jupiter Stator angerufen, der dem Heer Standhaftigkeit verleiht. Auch Juno, die Gemahlin Jupiters, wird unter zahlreichen Beinamen verehrt. Als Juno Lucina etwa schützt sie die Geburten, als Juno Regina herrscht sie auf dem Aventin.

Zahlreich sind Tempel und Schreine zu Ehren der Götter. Oft stehen Gläubige vor den Statuen und beten um Hilfe bei Geburten oder schweren Krankheiten, manche Passanten grüßen die Tempelgarper Kusshand.

Besonders groß ist die Nähe der Gottheit zum Tempel, wenn ihr gerade geopfert wird – zum Beispiel am wichtigsten Kultort der Stadt, dem Tempel des Jupiter Optimus Maximus, der Juno Regina und der Minerva, der Schutzgöttin des Handwerks, auf dem Kapitol. Zwei Dutzend Säulen tragen das größte Heiligtum Roms, das hoch über dem Forum Romanum aufragt und die Stadt beherrscht. An vielen Orten im Reich bauen Städte nach diesem Vorbild Tempel.

Bei Sonnenaufgang werden die weißfelligen Opfertiere vorbereitet, dann schreitet ein Priester oder ein hoher Beamter der Prozession voran zum Altar des Jupiter-Tempels. Flöten und zuwei-

len auch Leiern spielen, während der Priester Weihrauch verbrennt und Wein vergießt. Dann deutet er symbolisch die Tötung des Tieres an. Opferhelfer schlachten es und bereiten es zu, der Priester übergibt der Gottheit schließlich die ausgewählten Organe.

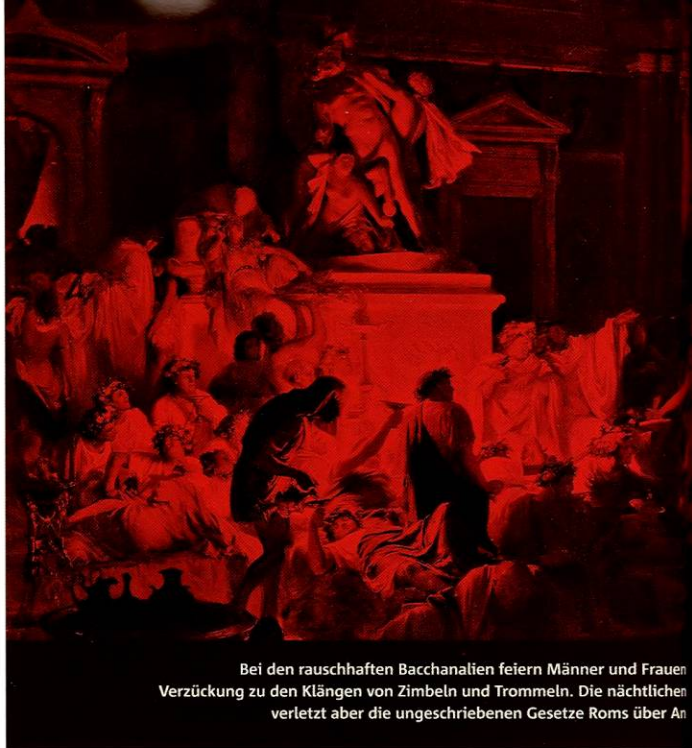
Er allein betet, umringt von einer schweigenden Menge, doch tut er es im Namen aller: „Für das römische Volk“, diese Formel fehlt in keinem öffentlichen Opfergebet.

Anlässe gibt es genug, den Jahrestag der Weihe des Tempels etwa. Oder wenn die neuen Konsuln am 15. März eines jeden Jahres ihr Amt antreten. Ihr erster Weg führt sie dann zum Kapitol, zum Tempel der Schutzgötter Roms. Hier leisten Feldherren heilige Schwüre, bevor sie ausziehen, um zum Ruhme Roms und seiner Götter Schlachten zu schlagen. Hierher kommen Heranwachsende zwischen 15 und 17 Jahren an jenem Tag, an dem sie erstmals die *toga virilis* anlegen dürfen, das Gewand des römischen Bürgers, um unter der Aufsicht ihres Familienoberhauptes ein Opfer dazubringen und so zum Mann zu werden.

Zweimal im Jahr, am 13. September und am 13. November, versammeln sich die Senatoren auf dem Hügel, um beim *epulum Iovis*, dem Festmahl Jupiters, im Angesicht der drei kapitolinischen Gottheiten Opfertiere zu verspeisen. Vor und nach den Banketten finden tagelange öffentliche Spiele zu Ehren der Götter und zur Freude der Menschen statt: Wagenrennen, Prozessionen, Theateraufführungen.

Die Priester entstammen den aristokratischen Familien, die auch Senatoren und Konsuln stellen, und es ist durchaus üblich, gleichzeitig ein politisches und ein religiöses Amt auszuüben.

Wie die Elite Roms die öffentlichen Gebete leitet, so gebietet der *pater familias* über die Anbetung der Götter im privaten Kreis. Der Familienvater ruft bei jeder Mahlzeit die *penates* an, die Schutzgeister des Hauses und der Vorräte, und die *lares*, die die Tür hüten und ihren Sitz vor allem auf dem Herd haben, an dem gegessen wird. Bei Festmählern opfert er ihnen zwischen dem ersten und zweiten Gang stets etwas Wein und einen Teil des Essens.



Bei den rauschhaften Bacchanalien feiern Männer und Frauen Verückung zu den Klängen von Zimbeln und Trommeln. Die nächtlichen verletz aber die ungeschriebenen Gesetze Roms über An

Fast überall kann ein Römer seinen Göttern huldigen: An Wegkreuzungen stehen kleine Schreine, an Bord von Schiffen kleine Altäre, in Militärlagern gibt es eigene Kulträume. Und fast nichts nimmt sich ein Bürger Roms vor, ohne eine höhere Macht anzurufen – etwa bevor er eine Rede vor dem Volk hält, die Aussaat auf seinem Landgut beginnt, er eine Reise antritt oder ein Haus baut. Selbst die Hochzeitsnacht wird von speziellen Gottheiten begleitet, zu denen man vorher zu beten hat; so hilft Göttin Pertunda beispielsweise dem Gatten beim ersten Beischlaf mit seiner Braut.

Gegen das Böse versuchen sich die Römer mit Magie zu schützen. Mancher Bewohner des Reichs nagelt eine tote Eule an seine Haustür, um das Unglück fernzuhalten. Im Kalender markieren die Menschen die als Glück bringend geltenden Tage mit weißer Kreide, die vermeintlich glücklosen mit Holzkohle – etwa den Tag

nach den Iden, dem Feiertag in der Mitte jedes Monats. Knaben tragen bis zum Ende der Pubertät eine *bullä* um den Hals, ein Amulett, das oft einen stilisierten Phallus enthält und das Kind vor dem bösen Blick behüten soll. Mit Abbildern eines phallischen Gottes schützen die Römer ihre Gärten und ihre Häuser.

Auch der Staat setzt manchmal ungewöhnliche Mittel ein, um die Gunst der Götter zu gewinnen – wenn etwa Rom bedroht ist oder seine Legionen eine Schlacht verlieren. Dann konsultiert der Senat die *decemviri sacris faciundis*, zehn Männer, ausschließlich Senatoren. Sie bewahren die Sibyllinischen Bücher, eine jahrhundertalte, geheime Sammlung von Orakelsprüchen, die in griechischen Hexametern abgefasst sind. Angeblich hat sie der fünfte römische König einer Wahrsagerin abgekauft, der Sibylle von Cumae.

Aus diesen Schriften suchen die Decemviri einen Spruch heraus, der Anwei-



gemeinsam, singen griechische Hymnen und tanzen bis zur
Rituale sowie das Durcheinander von Armen und Reichen, Herren und Sklaven
stand und Sitte (Gemälde von Henryk Siemiradzki, 1872)

sungen gibt, wie Rom Unheil abwenden und die Götter gnädig stimmen kann. Bevor die Maßnahmen der zehn Männer ausgeführt werden, muss der Senat sie absegnen. Auf diese Weise sichert die politische Klasse ihren Einfluss auf alle religiösen Handlungen gleich doppelt.

Und befiehlt in extremen Notsituationen sogar Menschenopfer: Nach der verlorenen Schlacht von Cannae 216 v. Chr. (siehe Seite 54) sowie im Jahr 228 v. Chr., als eine Invasion der Gallier droht, begraben die Römer ein gallisches und ein griechisches Paar lebendig auf dem Marktplatz, um Rom so zu schützen.

Nach Siegen, aber auch zu Krisenzeiten ordnet der Senat Dankes- oder Bittfeiern an. So ziehen zum Beispiel Männer mit ihren Frauen und Kindern von Tempel zu Tempel, werfen sich auf die Knie, und Matronen fegen die Stufen zum Heiligtum mit ihren Haaren.

Niemand ist religiöser als sie, glauben die Römer. Und deshalb sind die Götter

der Metropole auch derart wohlgesonnen, sind die Armeen so erfolgreich. Solange die Bewohner der Tiberstadt die richtigen Rituale zur richtigen Zeit am richtigen Ort ausführen, kann ihnen nichts zustoßen – das ist ein starker Glaube in einer Zeit, in der die Tiberstadt immer wieder Krieg führt. Rom fühlt sich dank der Götter sicher vor feindlichen Armeen und fremden Reichen.

Und die Jahre vor dem Bacchanalien-Skandal scheinen den Römern recht zu geben: 189 v. Chr. etwa zerschlagen ihre Legionen den Aitolischen Bund in Griechenland. Zuvor haben römische und verbündete Soldaten bereits Antiochos III. besiegt, den König aus der Dynastie der Seleukiden in Vorderasien. Und sie haben die Galater unterworfen, Nachfahren keltischer Söldner in Zentralanatolien.

Die Tiberstadt ist nun die stärkste Macht im Mittelmeerraum und in weiten Teilen Kleinasien.

Diese Triumphe, so sehen es die Römer, sind auch die Triumphe ihrer Götter – und der Beweis, dass die Bürger der Stadt bei ihren Ritualen alles richtig gemacht haben. Trotzdem versuchen sie nicht, den Besiegten die eigenen, so erfolgreichen Gottheiten aufzuzwingen.

Im Gegenteil: Sie importieren viele höhere Wesen aus den eroberten Gebieten, oft samt ihrer Statuen, ihrer Priester und ihrer Mythen. Denn es könnte ja sein, dass so ein Gott auch ihnen nützlich wäre.

Gelegentlich veranstaltet ein römischer Feldherr auch vor der Schlacht eine *evocatio* – er ruft die Schutzgötter des Gegners an und verspricht ihr ein neues Zuhause in Rom, einen neuen Tempel, sollte sie sich auf seine Seite schlagen.

Wie alle Tempel der Stadt muss aber auch dieser erst von den Senatoren genehmigt werden. Manchmal schicken sie selbst prunkvolle Schiffe aus, um eine neue Gottheit in Roms Mauern zu holen. So hat der Senat 205 v. Chr. einen schwarzen Meteoriten aus Kleinasien zunächst im Heiligtum der Viktoria und dann in einem eigenen Tempel auf dem Palatin installiert: Er repräsentiert die Göttin Kybele, eine Mutter- und Vegetationsgöttin, die die Römer seither als Magna Mater verehren. Doch erst nach der Ankunft der fremden Priester und Priesterinnen merkten die Römer, welch merkwürdigen Kult sie da importiert hatten – so entmannen sich die Priester Kybeles zu Ehren der Göttin.

Rasch beschlossen die Senatoren daher strenge Regeln für den Kult, kein frei geborener Römer darf seither in den Dienst Kybeles treten, berichtet der in Rom lebende griechische Historiker Dionysios von Halikarnassos, und deshalb auch „nicht in leuchtende Farben gekleidet durch die Stadt gehen, um Almosen bettelnd oder von Flötenspielern begleitet, noch der Göttin mit wilden phrygischen Zeremonien huldigen“.

Diese Mischung aus Furcht und Faszination bringen die Römer vielem entgegen, das aus dem Osten zu ihnen kommt. Denn die siegreichen Soldaten haben aus Griechenland und Kleinasien Geschichten von Luxus und Überfluss mit heimgebracht.

So spricht die Stadt 186 v. Chr. noch immer vom Triumphzug des Konsuls Manlius Vulso im Jahr zuvor. Nach seinem Sieg über die Galater hat er den Bürgern üppige Beute präsentiert: Kronen, Waffen und wohl mehr als 200 000 Pfund Silber und 2000 Pfund Gold. Auch Speisesofas mit Bronzefüßen, kostbare Teppiche, teure Stoffe und prunkvolle Tische brachte er mit nach Rom.

Die militärischen Erfolge, die Ausdehnung Roms seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. eröffnen den Einwohnern neue Einkünfte. Neben ihren Landgütern leben sie zunehmend vom Handel, da sie nun auch über den griechischen Markt verfügen. Die Beute und die neuen Handelskontakte bringen Geld in die Stadt, Geld, das die Reichen in den teuren Geschäften am westlichen Forum Romanum ausgeben. Für Möbel, Schmuck, griechische Kunst.

Sie entwickeln einen Hang zur Dekadenz. Die Speisen bei den Banketten werden raffiniert, man lässt Pfauen- und Fasanenzungen servieren und das Essen von Harfenspielerinnen begleiten. Auch Tanzeinlagen sorgen für Unterhaltung zwischen den Gängen. Und nach Abenteuern suchende Römer können jetzt wilde Tiere wie Elefanten, Löwen und Panther bei einer inszenierten Jagd im Gehege erlegen.

Im Vergleich zu den nachfolgenden Jahrhunderten sind diese Vergnügungen noch bescheiden. Doch das Leben der Oberschicht verändert sich. Große Viehzuchten und Plantagen mit Sklaven ersetzen seit dem Zweiten Punischen Krieg, der 201 v. Chr. endete, zunehmend die kleinen Höfe. Kriegsflüchtlinge strömen in die Städte Mittelitaliens und vor allem in die schnell wachsende Hauptstadt.

Während die Elite neuerdings griechische Kunst sammelt, wächst die Zahl der Fremden in Rom; darunter sind viele Händler, aber auch freigelassene Sklaven. (Außerdem haben die Römer ihr Bürgerrecht auf immer mehr Gemeinden in Italien übertragen.)

Manche Senatoren sehen in den neuen Einflüssen eine Gefahr für den Zusammenhalt der führenden Schicht. Sie befürchten eine Entfremdung von den einheimischen Sitten. Vielleicht drückt



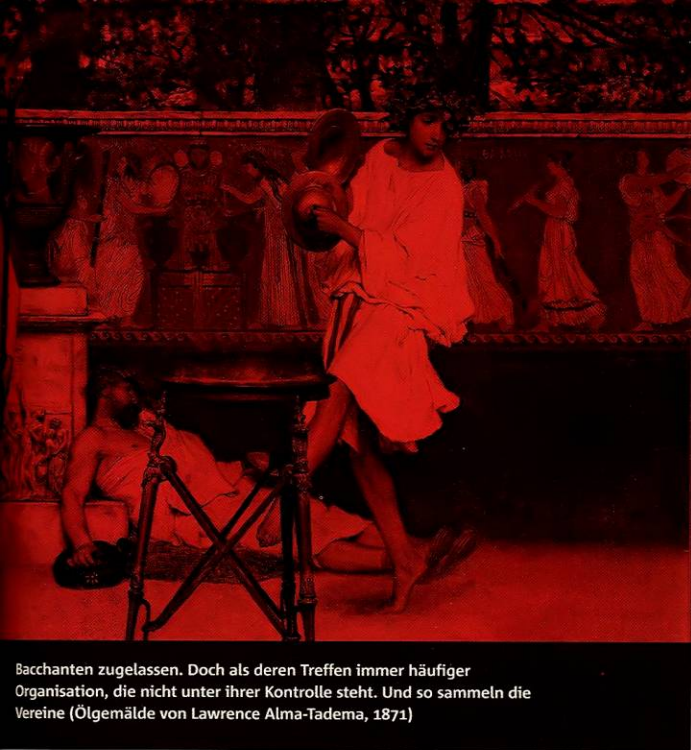
Jahrzehntelang haben die Senatoren die zügellosen Feiern der werden, wächst ihr Misstrauen, denn nichts fürchten sie so sehr wie eine Senatoren Informationen über das Treiben der geheimen

sich eine Rückbesinnung auf die eigenen Werte auch in den vier Tempeln aus, die außer dem Tempel der Magna Mater seit dem Beginn des 2. Jahrhunderts v. Chr. in der Stadt geweiht wurden: Keiner von ihnen bietet fremden Göttern ein neues Heim, sondern nur einheimischen Gottheiten wie Faunus, dem Gott der freien Natur, Beschützer der Bauern und Hirten, oder der in ein Ziegenfell gekleideten und mit Lanze und Schild bewaffneten Juno Sospita.

Ganz sicher aber zeigen die *leges sumptuariae*, die Aufwandsgesetze, das Unbehagen vieler Senatoren. Im Ältestenrat entflammt ein Streit darüber, wie offen die Oberschicht ihren Reichtum zur Schau stellen darf. Die Senatsmehrheit will den Prunk eindämmen, mit dem sich die Reichsten über ihre Standesgenossen erheben, und beschließt deshalb neue Gesetze, die ersten bereits um 217 v. Chr. Sie verbieten etwa den Frauen, übermäßig viel Schmuck oder Kleider aus Purpur zu tragen, oder untersagen es Bürgern, innerhalb der Stadt mit zweirädrigen Wagen zu fahren.

Konservative Ratsmitglieder fürchten um den *mos maiorum*, die Sitte der Väter. Seit Generationen gehören *modestia*, Mäßigung, und *moderatio*, Maßhalten, zu den wichtigsten Tugenden der römischen Aristokratie. Römer werden dazu erzogen, sich zu zügeln. Und wenn sie selbst es nicht können, dann sorgt der Staat dafür. Ein Zensor überwacht das öffentliche und private Betragen der Elite und bestraft nicht standesgemäße Ehen ebenso wie schlechte Kindererziehung. Wer gegen die guten Sitten verstößt, kann aus dem Senat ausgeschlossen werden.

Während die Senatoren dem Wandel begegnen, indem sie immer mehr Gesetze zur Einschränkung des Luxus diskutieren, erreichen sie vermutlich im Jahr 186 v. Chr. neue Gerüchte über den geheim-



Bacchanten zugelassen. Doch als deren Treffen immer häufiger Organisation, die nicht unter ihrer Kontrolle steht. Und so sammeln die Vereine (Ölgemälde von Lawrence Alma-Tadema, 1871)

nisvollen Kult des Bacchus. Gerüchte, die die Senatoren mehr beschäftigen als ein außergewöhnlich prächtiger Triumphzug.

Wie sich die Bacchanalien-Affäre entfaltet, das wird mehr als 150 Jahre später ein römischer Historiker aufschreiben: Titus Livius.

Er erzählt von einem skrupellosen Stiefvater, der erst das Erbe des ihm anvertrauten Jünglings Publius Aebutius durchbringt und dann zusammen mit der Mutter des Jungen beschließt, ihn in die Bacchus-Mysterien einweihen zu lassen und so moralisch zu ruinieren und erpressbar zu machen.

Doch dann gelingt es der freigelassenen Sklavin Hispala Faecenia, ihren Geliebten Aebutius zu retten. Sie erzählt dem amtierenden Konsul von den Praktiken der Bacchanten, die Livius folgendermaßen beschreibt:

„Wenn der Wein und die Nacht und das Zusammensein von Männern und

Frauen, von Jugendlichen und Älteren jeden Sinn für Scham aufgehoben hatten, kam es zuerst zu Ausschweifungen jeder Art, weil jeder zu dem, wozu er von Natur aus größere Lust verspürte, das Vergnügen bei der Hand hatte. Und es blieb nicht bei der wahllosen Unzucht mit Freigeborenen und Frauen, sondern auch falsche Zeugen, falsche Siegel, Testamente und Aussagen gingen aus derselben Werkstatt hervor, von dort auch Gifte und heimliche Mordtaten, wobei zuweilen nicht einmal Leichen zum Begräbnis vorhanden waren.“

Sobald einer hineingeführt worden sei, erklärt Livius weiter, werde er den Priestern wie ein Opfertier übergeben. Diese führten ihn an einen Ort, der ringsum widerhülle von Geheul und mehrstimmigem Gesang und dem Schlagen der Zimbeln und Trommeln, damit man die Stimme des um Hilfe Schreienden nicht hören könne, wenn er gewaltsam geschändet werde.

Es gebe mehr Unzucht von Männern untereinander als mit Frauen. Wenn welche die Schande nicht über sich erge-

hen lassen wollten und weniger Bereitschaft zu einer Untat zeigten, würden sie wie Opfertiere geschlachtet.

Livius malt die Ausschweifungen der Bacchanten für seine Leser in schillernden Farben aus. Doch dass sie sich genau so zugetragen haben, wird heute von den meisten Historikern bezweifelt.

Möglicherweise haben in jenem Jahr 186 v. Chr. die Senatoren selbst einige dieser Gerüchte in Umlauf gesetzt, um ihr anschließendes hartes Vorgehen zu rechtfertigen. Vielleicht hat auch erst Livius die Ausschweifungen des mysteriösen Kultes ausgeschmückt.

In jedem Fall hat er sich wohl den Großteil der Rahmenhandlung ausgedacht, etwa den bösen Stiefvater, die intrigante Mutter. Gut möglich aber, dass zumindest die beiden Hauptpersonen – der Jüngling und die freigelassene Sklavin – tatsächlich existiert haben, denn die getroffenen Maßnahmen zur Verhaftung der Bacchus-Jünger wirken auf Historiker nachvollziehbar.

Zieht man die Ausschmückungen ab, ist es vielleicht so gewesen: Die frühere Sklavin Hispala und ein Bürger namens Aebutius erzählen um 186 v. Chr. Mitgliedern des Senats Beunruhigendes aus dem Kreis der Eingeweihten. Der jahrhundertealte Kult des Bacchus scheint sich plötzlich zu wandeln. So hat eine Priesterin ihre Söhne zu Priestern gemacht – dabei waren die heiligsten Handlungen bis dahin Frauen vorbehalten. Auch feiern die Geschlechter nicht mehr, wie zuvor, getrennt: Jetzt halten Frauen und Männer ihre mysteriösen Rituale gemeinsam ab.

Noch beängstigender aber finden Roms Senatoren andere Enthüllungen: So werden nun zunehmend junge Männer und Frauen unter 20 Jahren in die Mysterien eingeweiht statt wie zuvor Erwachsene.

Nach den Aufzeichnungen des Livius erfährt der Senat im Jahr 186 v. Chr. von diesen Entwicklungen. Möglich ist aber auch, dass sie dem Rat schon länger bekannt sind und er erst jetzt gegen die Bacchus-Anhänger vorgeht.

Es ist ein besonderes Jahr. Zum ersten Mal seit Langem sind keine wichtigen Feldzüge geplant, die Konsuln müssen nicht als Feldherren dienen. Sie können

sich also ganz den inneren Problemen widmen und sich damit profilieren, eine drohende Staatskrise abzuwenden.

Denn die wachsende Menge der Gläubigen, die den Eid auf Bacchus leisten, ist gut organisiert. So gibt es, nach dem Vorbild römischer Vereine, inzwischen Gemeindevorsteher, Stellvertreter, eine gemeinsame Kasse. Diese geheime Organisation innerhalb der Gesellschaft Roms regelt ihre religiösen Belange selbst – ohne Kontrolle durch die staatlichen Institutionen.

Schlimmer noch, die Anhänger des Bacchus untergraben auch jene Autorität, die den Staat im Kleinsten zusammenhält: die Familie. Dort hat der Pater familias normalerweise uneingeschränkte Gewalt, auch über seine längst erwachsenen Söhne. Er ist es, der sie den Gottheiten auf dem Kapitol und der römischen Bürgerschaft präsentiert, wenn sie zum ersten Mal die Toga eines Mannes anlegen. Mit 17 Jahren dann können die Jünglinge in die Armee eingezogen werden, als loyale Bürger Roms.

Bei den Bacchanten aber herrschen die Frauen. Und sie führen ihre Söhne nicht dem römischen Staat zu, sondern lassen sie dem Weingott und dessen Priestern Treue schwören. Als Soldaten wären die jungen Männer damit nicht mehr einzusetzen – der Eid gegenüber dieser so ganz anderen Macht beunruhigt die Senatoren wohl mehr als die Gerüchte, junge Männer würden in homosexuellen Orgien verwehlicht.

Alles, woran die Römer glauben, alles, was den Frieden mit den Göttern und das Wohlergehen der Stadt garantiert, scheinen die Bacchanten zu missachten.

Vielleicht zieht der Weingott gerade deshalb Menschen aus allen Schichten an, auch aus den Adelsfamilien. Wo ein Senator aus dem Ältestenrat entlassen werden kann, weil er seine Frau vor den Augen der Tochter geküsst hat, muss ein Kult wie der des Bacchus verlocken.

Hier Mäßigung, Selbstbeherrschung, Gehorsam gegenüber Vater und Staat – dort Wein, sexuelle Freiheit, selbstvergessene Tänze, Rituale an der Grenze zum Wahn. Und der von Titanen zerrissene und wieder lebendig gewordene Gott verspricht noch mehr:



Selbst Heranwachsende ziehen die Bacchus-Anhänger nach und nach in ihrer Autorität bedroht. Im Jahr 186 v. Chr. lassen sie die Heiligtümer wird der Kult jedoch nicht – zu groß ist die Furcht vor dem Zorn

In der römischen Staatsreligion fühlt sich ein Gläubiger im Diesseits aufgehoben. Dazugehörig zu einer Gemeinschaft aus Göttern und Sterblichen. Doch für die Zeit nach dem Tod bietet sie ihm keine Antwort.

Der Bacchus-Kult aber verheißt neues Leben.

Und so nimmt im Senat die Angst zu. Davor, dass die Anhänger des Weingottes einen Staat im Staate errichten, dass sie mit den Sitten der Väter brechen, dass sie den *pax deorum* stören, den Frieden mit den Göttern, und die innere Ordnung der Republik. In ihrer Sorge entschließen sich die obersten Beamten der Republik zu handeln.

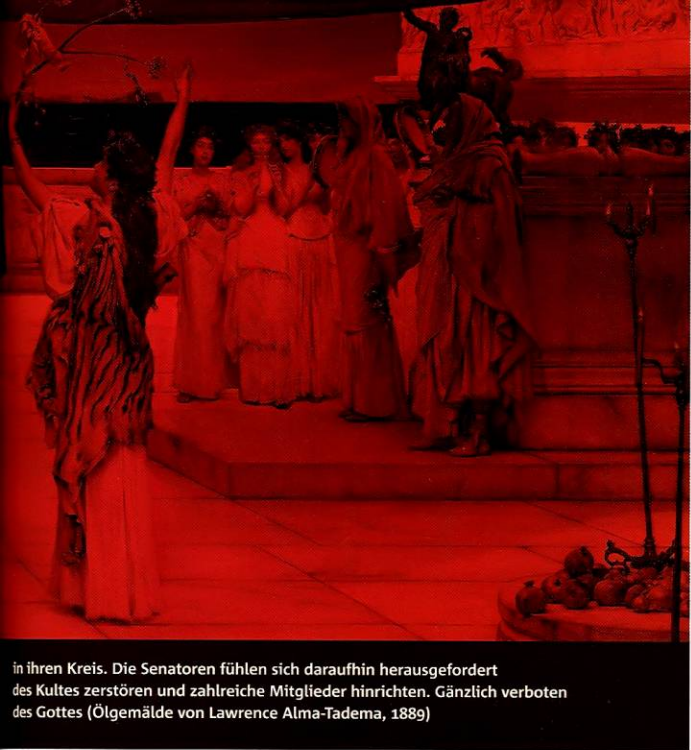
Am 7. Oktober 186 v. Chr. berufen die Konsuln Spurius Postumius Albinus und Quintus Marcius Philippus den Senat ein. Der Beschluss wird in Bronze tafeln geschrieben und an die Verbündeten Roms in Italien verschickt: Alle Kultorte der Bacchanten sind zu zer-

stören. Kein römischer Bürger, Bürger latinischen Rechts oder Bundesgenosse darf sich mehr an Bacchanalien beteiligen – es sei denn, er holt die Erlaubnis des Senats ein.

Dann aber gelten strenge Regeln: So darf kein Mann mehr Priester sein; die Gruppen der Feiernden dürfen nicht größer sein als fünf Personen, davon höchstens zwei Männer und nicht mehr als drei Frauen; gemeinsame Kassen und Gemeindevorsteher sind künftig verboten; die Anhänger des Weingottes dürfen sich gegenseitig keine Eide mehr schwören. Wer gegen den Beschluss des Senats verstößt, wird vor Gericht gestellt und hingerichtet.

Ohne Genehmigung des Senats ist schon die Mitgliedschaft im Bacchus-Kult ein Verbrechen.

Der Beschluss versetzt die Jünger des Weingottes in Panik. Verzweifelt versuchen sie, aus Rom zu fliehen. Doch die Konsuln setzen Wachen ein,



in ihren Kreis. Die Senatoren fühlen sich daraufhin herausgefordert
des Kultes zerstören und zahlreiche Mitglieder hinrichten. Gänzlich verboten
des Gottes (Ölgemälde von Lawrence Alma-Tadema, 1889)

um die Stadtmauern zu kontrollieren. Sie sprechen Belohnungen aus für jeden, der Mitglieder des verbotenen Kultes verrät.

Die gefangenen Priester werden an angesehene Privatleute übergeben, damit sie dort im Gewahrsam auf ihren Prozess warten können. Nachtwachen durchstreifen die Stadt, lauschen auf Trommeln, spähen nach verdächtigen Lichtern: Hat noch jemand den Mut, heimlich Bacchus zu huldigen?

Einige Frauen und Männer nehmen sich das Leben. Anderen gelingt die Flucht. Konsul Albinus lässt sie jagen, um sie vor Gericht zu bringen. 7000 Menschen, schreibt Livius, seien in die

Riten eingeweiht gewesen, doch wie viele gefasst und zum Tode verurteilt wurden, überliefert er nicht. Glaubt man ihm, lassen die Konsuln den größeren Teil der Inhaftierten hinrichten. Vermutlich erdrosseln Henker die Männer im Kerker, die Frauen übergibt der Staat ihren Familien, damit die das Urteil selber vollstrecken.

Aebutius und Hispala, nach Livius die Hauptpersonen der Bacchanalien-Affäre, erhalten je 100 000 Asse aus der Staatskasse, da durch sie die Mysterien feiern aufgedeckt werden konnten. Der junge Mann wird vom Kriegsdienst befreit, die Frau erhält für eine freigelassene Sklavin sehr weitgehende Rechte: Sie darf ihren Vormund selbst bestimmen und einen Freigebohren heiraten, eine Ehe, die sonst als nicht standesgemäß gilt.

Römische Beamte werden bis mindestens 181 v. Chr. den Bacchus-Kult in den Dörfern und Städten der Halbinsel verfolgen. Die Untersuchung trifft auch alteingesessene Geschlechter, darunter Freunde und Verwandte der Senatoren.

Und sie reicht bis in spätere Generationen: So wird in den folgenden 40 Jahren kein einziger Mann aus der weitverzweigten Familie der Atinii ein politisches Amt bekleiden – zwei Eingeweihte der Bacchus-Mysterien entstammten dem Clan.

Es herrscht wieder Frieden in Rom, der Frieden der Götter.

Doch bei aller Härte gegen seine Anhänger wollen die Senatoren den Weingott nicht verärgern, schließlich ist Rom möglicherweise noch auf seine Stärke angewiesen.

Römer, Latiner und Bundesgenossen, die weiterhin Rituale zu Ehren des Bacchus feiern und dazu eine Kultstätte errichten wollen, müssen dafür allerdings persönlich in Rom erscheinen.

Erst wenn ihnen der Stadtprätor, der oberste Richter der Stadt, im Beisein von mindestens 100 Senatoren die Erlaubnis erteilt hat, dürfen sie dem Weingott huldigen: in den vom Senat gesetzten Grenzen.

Niemand weiß, wie viele Gläubige den beschwerlichen Weg nach Rom – der einer Reise von oft mehreren Wochen gleichkommt – auf sich nehmen oder ob die Wachsamkeit des römischen Staates irgendwann nachlässt.

Sicher ist: Der Bacchus-Kult lebt weiter. Und vergebens werden sich Senatoren in den folgenden Jahrzehnten gegen den Wandel stemmen, den die neue Größe Roms mit sich bringt, gegen Luxus, Dekadenz, griechische Lebensart. Gegen viele Feste und Ausschweifungen.

Und so wird gut 100 Jahre später niemand mehr überrascht sein, wenn ein Hausherr seine Kultur unter anderem dadurch beweist, dass er seine Villa mit dionysischen Motiven schmücken lässt. Mit Wein trinkenden Satyrn, gepeitschten Mädchen, nackten Tänzerinnen.

Und mit einem jungen, schwarzlockigen Gott, der im Schoß einer Frau ruht, kraftstrotzend und lebendig. □

Literaturempfehlungen: Titus Livius, „Römische Geschichte, Buch 39–41“, Artemis & Winkler; enthält die literarisch ausgeschmückte Schilderung des Bacchanalien-Skandals. Jörg Rüpke (Hrsg.), „A Companion to Roman Religion“, Wiley; hervorragende Aufsatzsammlung zu allen Aspekten römischen Glaubens.

Gesa Gottschalk, 30, hat als Kind die griechischen Götteragen geliebt. Bis zur Recherche für diese Geschichte stellte sie sich Bacchus jedoch als glatzköpfigen Trunkenbold mit Schmerbauch vor.

DIE STUNDE DES

Drei Tage währt die Feier des Generals Lucius Aemilius Paullus Ende November 167 v. Chr. Im Jahr zuvor hat er die Makedonen bezwungen und Roms Herrschaft auf das östliche Mittelmeer ausgedehnt. Nun zeichnet der Senat den Feldherrn mit der höchsten Ehre aus: einem Triumphzug durch die Stadt. Hunderttausende jubeln Paullus zu, als er sich den Massen präsentiert – auf jener rituellen Route, die sich seit Jahrhunderten kaum verändert hat

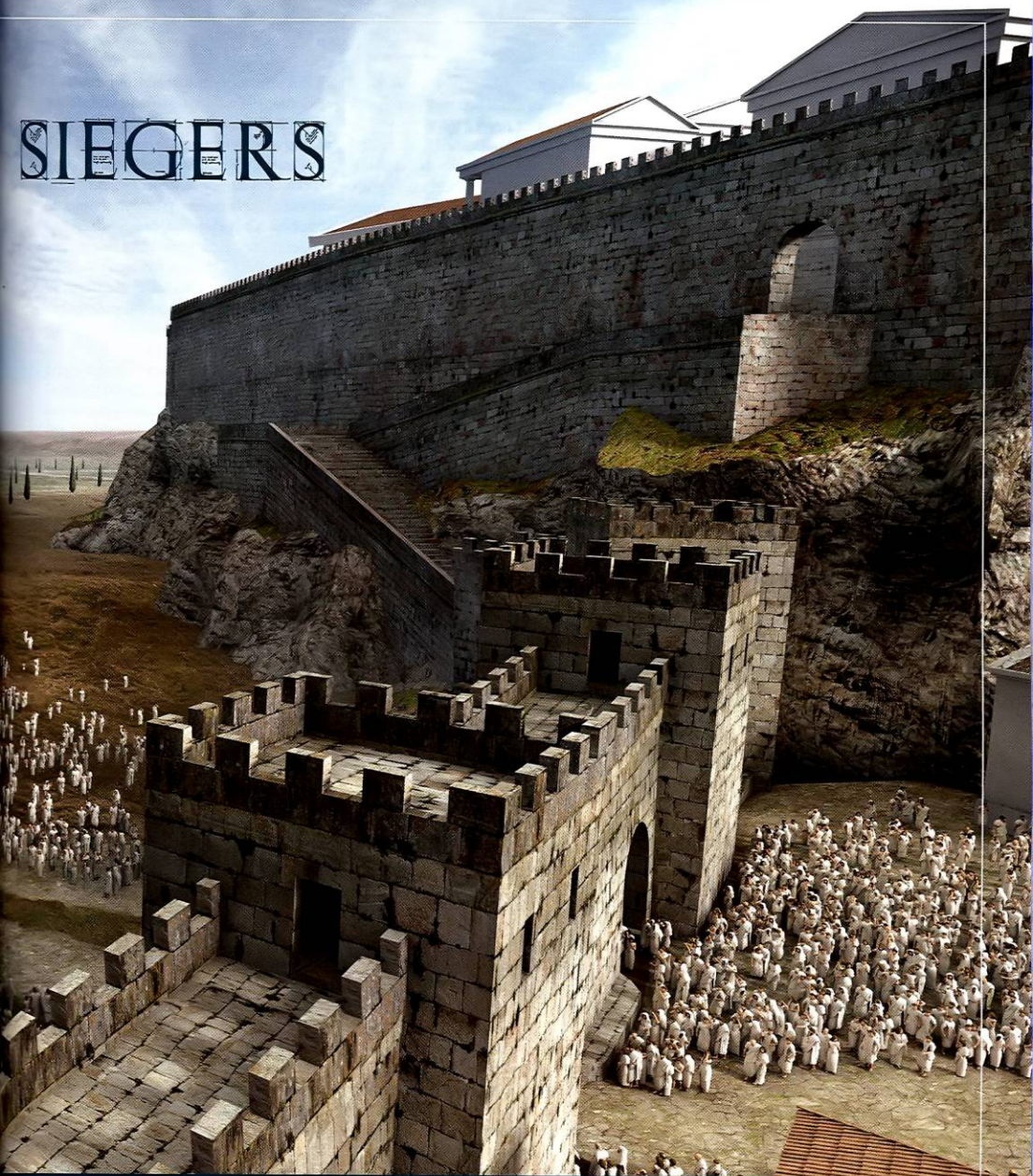
TEXT: MARITA SLAVULICA; ILLUSTRATIONEN: JOCHEN STUHRMANN; PRODUKTION: ANJA FRIES, JULIA KREISCHE



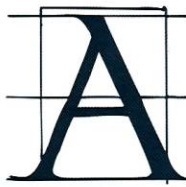
Erst am letzten Tag der dreitägigen Feierlichkeiten zeigt sich General Paullus selbst den Römern. Sein Triumphzug sammelt sich auf dem Marsfeld im Norden Roms und setzt sich vor dem Tempel des Apoll und dem der Kriegsgöttin Bellona

in Marsch. Trompeter schreiten voran, dicht gefolgt von 120 Opfertieren. So bewegt sich die Prozession auf die Porta Triumphalis zu, einem Tor in der Stadtmauer, das nur beim Triumph geöffnet wird. Wie Rom zu jener Zeit genau ausgesehen hat, vermag heute nie-

SIEGERS



mand mehr zu sagen – bereits zur römischen Kaiserzeit sind viele Gebäude abgebrochen oder umgebaut worden. Doch konnten Archäologen etliche Spuren zusammentragen, die die Rekonstruktionen auf dieser und den folgenden Seiten recht wahrscheinlich machen



uf dem Marsfeld im Norden Roms geben die Trompeter ein Signal: ein würdiger Gruß an den Gott des Krieges, nach

dem die weite Ebene vor den Toren der Stadt benannt ist. Seit alters her steht hier der steinerne Altar, auf dem die Bürger dem mächtigen Gott Tieropfer darbringen. Alle fünf Jahre wiederholen sie das Zeremoniell und töten hier einen Eber, einen Widder und einen Stier – auf das Mars die wehrfähigen Männer der Stadt sowie die Kapitale selbst beschützen möge.

An einem frühen Morgen Ende November des Jahres 167 v. Chr. aber opfert hier niemand dem Kriegsgott, üben sich keine Legionäre in der Kunst des Kampfes. Nicht ins Gefecht rufen die Fanfaren, sondern zu einer Siegesfeier, wie sie Rom noch nicht erlebt hat.

Die Trompeter eröffnen den dritten und letzten Tag des Triumphzuges von Lucius Aemilius Paullus, dem Bezwiner Makedoniens.

Schier unermesslich ist seine Beute. Hunderte Wagenladungen voller Gold, Silber, Kunstwerke, Waffen, Rüstungen, Geschmeide. Unter den Kriegsgefangenen ist Perseus persönlich, der König der Makedonen, der drei römischen Feldherren zuvor getrotzt hatte, sowie die Kinder des Monarchen und seine engsten Getreuen.

Ungeheuer ist die Tragweite der Eroberung. Denn mit dem endgültigen Sieg über Makedonien in der Schlacht bei Pydna im Jahr zuvor haben die Römer die Herrschaft über fast den gesamten östlichen Mittelmeerraum erlangt. Und einen Erben Alexanders des Großen in ihre Gewalt gebracht.

Als kompromissloser Sieger hat sich Paullus bereits in Griechenland feiern lassen. In der Hafenstadt Amphipolis veranstaltete er Wagenrennen, ließ Athleten und Akrobaten auftreten und verkündete anschließend den geladenen Königen und Stadtoberen der hellenistischen Welt in aller Härte, was der römische Senat für die Zukunft Makedoniens bestimmt hat: Das alte König-

reich werde zerschlagen. Niemals wieder soll Rom in Griechenland ein Feind erwachsen (siehe Kasten Seite 96).

In Delphi, dem heiligsten Kultort der Griechen, setzte Paullus sein eigenes Reiterstandbild auf die Basis eines im Auftrag von Perseus begonnenen Monuments. Im Sockel der fast zehn Meter hohen Säule hinterließ der Römer eine Botschaft: „Der Imperator L. Aemilius, Sohn des Lucius, nahm dieses dem Perseus und den Makedonen weg.“ Die Inschrift ist auf Lateinisch verfasst, der Sprache der Sieger.

Ein römischer Feldherr, der den ihm nach gewonnener Schlacht von seinen Legionären verliehenen Imperatoren-titel in Stein meißeln lässt: Üblich war so etwas bisher nicht. Paullus droht in seinem Ehrgeiz die Grenzen der römischen Sitten zu überschreiten. Dennoch beschließen die Senatoren, ihn mit der höchsten aller militärischen Ehren der Republik auszuzeichnen – dem triumphalen Einzug in die Hauptstadt.

Auf diese Weise feiern die Römer ihren Feldherrn, ihre Soldaten, ihre Götter – und ihren Staat. Das Ritual haben möglicherweise schon die etruskischen Könige im 6. Jahrhundert v. Chr. in der Tiberstadt begangen. Kein Geringerer als deren mythischer Gründer Romulus soll den Brauch der Sage nach eingeführt haben.

Mehr als 100 Triumphe hat die Republik bislang ausgerichtet – darunter aber erst einen, der drei volle Tage währte.

Für Paullus, den etwa 60-jährigen Sieger über Makedonien, geht es um viel: Er will aller Welt zeigen, dass er dem stolzen Adelsgeschlecht der Aemilier entstammt, einem der ältesten und einflussreichsten der Republik. So wie es bereits sein Vater und sein Großvater getan haben: als Triumphatoren – und als Bauherren.

Jetzt ist es an ihm, zum Ruhm seiner Familie beizutragen: Denn nach dem Triumphzug darf er Denkmäler in Rom aufstellen lassen, deren Inschriften von seinen Eroberungen erzählen; ist es ihm erlaubt, Heiligtümer zu errichten, die jeden Bürger beim Gang durch die Stadt

an ihn erinnern; und gestattet man ihm, an seinem Haus Beutestücke anzubringen – Bilder, Reliefs und Waffen, die er von seinem Feldzug mitgebracht hat.

Nichts von alledem darf jemals entfernt werden. Selbst wenn er sein Haus verkaufen würde, müsste der neue Besitzer die Siegeszeichen daran erhalten.

Denn zu triumphieren heißt nicht weniger als: sich zu verewigen. Sich in jenes steinerne Geschichtsbuch einzuschreiben, das die erfolgreichen Imperatoren aus Rom gemacht haben.

ROM. EINE STADT, erbaut auf vielleicht einem Dutzend Hügeln, die halbkreisförmig wie ein Amphitheater auf dem Ostufer des Tibers emporragen (die Zahl der sieben Hügel lässt ein römischer Gelehrter erst später populär werden, weil sie seit jeher als göttliche Ziffer gilt).

In den Tälern dazwischen liegen weitläufige Plätze: in der Stadtmitte das prachtvolle, zum Teil mit dunklem Vulkangestein gepflasterte Forum Romanum, das politische Zentrum der Republik.

In der hier errichteten Curia Hostilia tagt der Senat, versammeln sich auf dem runden Areal sowie an der Rednertribüne davor die Bürger, um über Gesetze abzustimmen oder öffentlichen Gerichtsverfahren beizuwohnen.

Säulenportale prächtiger Tempel öffnen sich auf den lang gestreckten Platz. Tag und Nacht steigt Rauch auf aus dem kleinen Rundheiligtum der Göttin Vesta, in dem jungfräuliche Priesterinnen das heilige Feuer der Stadt hüten. An den Längsseiten des

Forums erheben sich zwei große Basiliken, Hallen, in deren Säulengängen sich Geldwechsler und andere Geschäftsleute niedergelassen haben.

Jene Tempel, die erst vor Kurzem errichtet worden sind, glänzen in weißem Kalkstein, die älteren Heiligtümer sind aus graubraunlichem oder gelbem Tuffgestein erbaut. Die Kultstätten nehmen neben Arenen, Parks sowie Märkten im Freien oder in Säulenhallen – in denen Händler Fisch, Fleisch und Gemüse anbieten – weite Teile Roms ein.

Nie zuvor hat Rom ein solches Fest erlebt

Dabei ist dies eine Metropole von wohl mehr als einer halben Million Menschen. In vielen Vierteln herrscht Enge, in der Nähe des Tiberhafens etwa oder nördlich des Zentrums, wo die ärmeren Bürger leben: in Wohnblocks, teils aus mehrstöckigen Mietshäusern, zementiert mit Kalk und vulkanischer Asche.

Die Senatoren und Wohlhabenden bevorzugen zum Wohnen die Hügel, auf denen die Luft frischer ist als in den Niederungen. In großzügigen Häusern mit Eingangshallen, Salons und Gärten empfängt die Elite der Republik. Und genießt den Ausblick auf den Fluss und dessen Brücken, auf die Straßen sowie die Steinmauer mit ihren Toren, die die Stadt schützend umgibt.

Während der Siegesfeiern sind alle Tempel von Weihrauchduft erfüllt, ihre Türen geöffnet. Pflanzengirlanden schmücken die großen Plätze. In festlichen Kleidern erwarten die Römer den Imperator mit seinen Legionären.

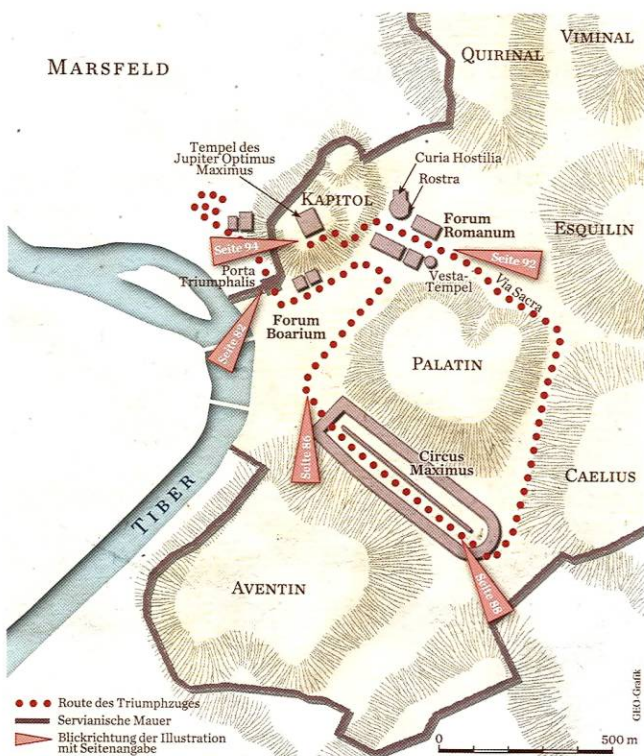
Wohl mehrere Hunderttausend Bürger säumen die Route des Triumphzuges. Etliche sitzen auf eigens errichteten Holztribünen. Manche Zuschauer sind auf Dächer geklettert, andere stehen auf Balkonen oder an Fenstern.

Nur die Sklaven tun in den Häusern der Reichen ihren alltäglichen Dienst. Wachsamere als sonst müssen sie sein, denn in der aufgeregten Stadt haben Diebe jetzt leichtes Spiel.

Die Massen sind gespannt. An den beiden vorangegangenen Tagen haben die Schaulustigen schon einen großen Teil der reichen Beute bestaunen können, die Paulus auf seinem Feldzug gemacht hat. Mehr als 200 von Ochsen gezogene Wagen sind am ersten Tag der Triumphfeiern an den Zuschauern vorbeigerollt, jeder übervoll beladen mit den Kunstschatzen Makedoniens, mit Statuen, Bildsäulen und Gemälden.

Dann kamen vermutlich Bilder mit Szenen aus der Schlacht bei Pydna. Gemalt von einem griechischen Künstler, den der Triumphator dafür eigens aus Athen mitgebracht hat. Tafeln listeten die Namen der eroberten Gebiete auf. Bis zum Abend dauerte die Prozession.

Am zweiten Tag ließ Paulus die schönsten und kostbarsten Waffen der



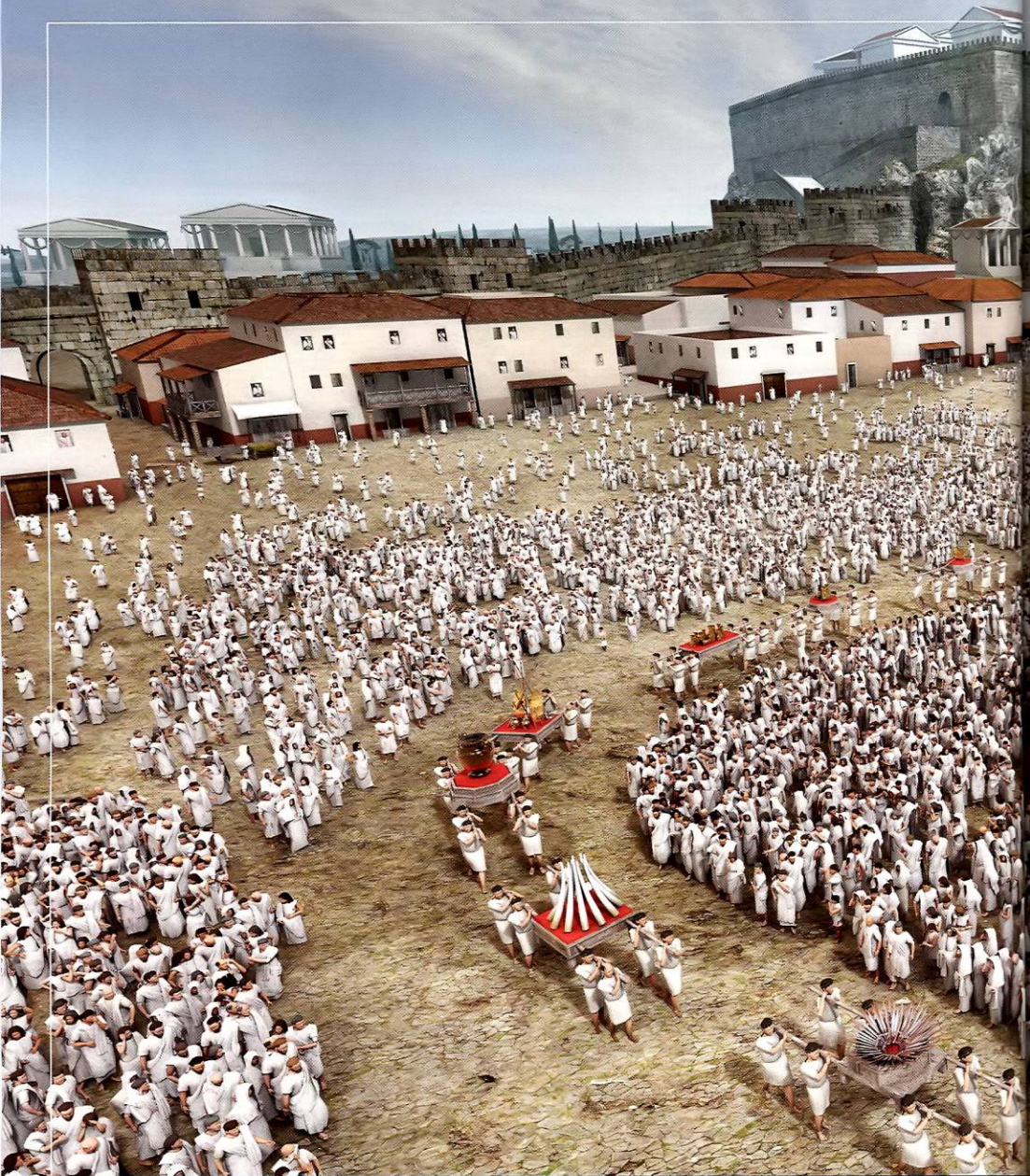
Auf seiner Triumphroute über Forum Boarium, Circus Maximus und Forum Romanum passiert der siegreiche Feldherr wichtige Bauwerke der Stadt. Am Ende steht er vor dem heiligsten aller Orte: dem Tempel des Jupiter auf dem Kapitulum

Makedonen präsentieren. Wie zufällig auf die Wagen geworfen schienen die polierten Schwerter und Lanzen, die Helme, Schilde, Köcher, Panzer und Beinschienen.

Doch das Arrangement war natürlich geplant, der gesamte Auftritt eine Inszenierung. Bedrohlich ragten blanke Waffenspitzen hervor, zeigten in Richtung der Zuschauer, sollten Furcht verbreiten. Ebenso wie der Klang der locker gestapelten Schwerter, die in jeder Kurve, bei jeder Erschütterung aneinanderschlugen, als würde, mitten in Rom, das Heer des Perseus noch einmal die Schlacht aufsuchen.

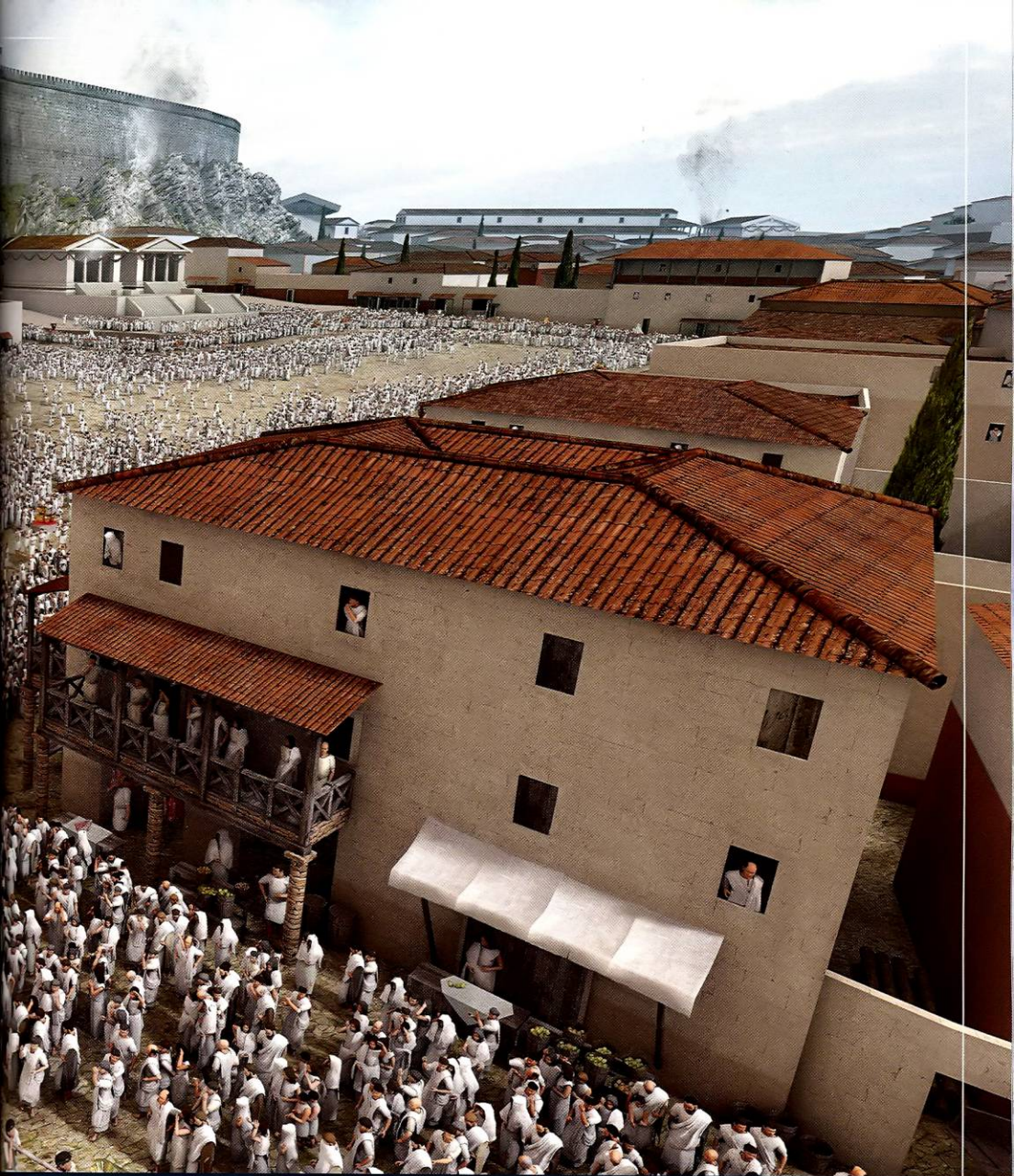
Dem Kriegsgerät mit seinen Schreckensgeräuschen folgte das erbeutete Silbergeld. Der Geschichtsschreiber Plutarch berichtet in seiner Schilderung des Triumphes von 750 Gefäßen voller Münzen, jedes so groß und so schwer, dass vier Männer nötig waren, um es zu tragen.

Staunen erfasste die Menge. Gut möglich, dass auf den Straßen die Rede darüber ging, wie großzügig der Triumphator ist: Für sich selbst will er von der Beute kaum etwas behalten – nur etwas Geld und die Bibliothek des Perseus. Die anderen Schätze hat Paulus dem Staat übergeben. All die silbernen



Zum Triumph sind die Tempel Roms mit Girlanden und Bändern geschmückt, stehen die Türen aller Heiligtümer offen, erfüllt Weihrauchduft die Luft – und das Raunen der Massen. In weitem Bogen ziehen Träger mit dem Tafelgeschirr

des geschlagenen Makedonenkönigs Perseus über das Forum Boarium, den ältesten Marktplatz der Stadt, passieren mehrstöckige Miets- und Lagerhäuser. Sie präsentieren der staunenden Menge Pokale, Krüge, Schalen, aber auch Waffen und wohl auch kost-



bares Elfenbein. So reich ist die Kriegsbeute des Paullus, dass der Senat den Römern für die Zukunft alle direkten Steuern erlässt. Im Hintergrund erhebt sich der Kapitols Hügel mit dem mächtigen Tempel des Jupiter Optimus Maximus



In Purpur gewandet, das Gesicht zinnoberrot bemalt wie das der Jupiter-Statue im Tempel, paradiert Paullus auf einem von vier geschmückten Pferden gezogenen Wagen durch den Circus Maximus, Roms

größte Arena. Er hält ein Zepter und einen Lorbeerzweig in Händen: Symbole, die auf seine Würde und seinen Sieg anspielen. Über seinen Kopf hält ihm ein Sklave einen mächtigen goldenen



Kranz – und erinnert den Triumphator immer wieder flüsternd daran, dass er nur ein Mensch ist. Dem Triumphator voran schreiten Liktoren, die Amtsdiener mit ihren zeremoniellen Rutenbündeln

Mischkrüge, die Trinkhörner, die kunstvoll verzierten Schalen und Becher, die er bisher hat vorführen lassen, gehören nun dem Senat und Volk von Rom.

So beträchtlich ist die Summe, dass damit nicht nur ein Teil des Triumphzugs finanziert worden ist, sondern der Senat beschlossen hat, alle Bürger der Republik schon bald von allen direkten Steuern zu befreien – auf alle Zeiten.

DIE GRÖSSTE ATTRAKTION des Triumphes präsentiert Paullus allerdings erst am letzten Tag: sich selbst. Wie alle Generäle muss er auf dem Marsfeld vor der Stadt mit seinen Truppen lagern, bis ihm die Senatoren den feierlichen Einzug gewähren.

Nun aber sammelt sich seine Prozession. Kommandeure dirigieren alle Beteiligten an ihre Plätze. Es sind Hunderte von schnaubenden und stampfenden Pferden, Stieren und Ochsen, Kolonnen von Wagen, zahllose Träger, dazu wohl Tausende Soldaten und Gefangene.

Angeführt vom Klang der Kriegstrompeten, setzt sich der kilometerlange Zug in Bewegung. Ordner bahnen ihm den Weg durch die Menge an der Porta Triumphalis im Süden des Marsfeldes.

Dieses Stadttor (dessen exakte Lage unbekannt ist) wird ausschließlich für Triumphe geöffnet. Erst hier überschreitet die Prozession das *pomerium*, jene Grenze, die schon Romulus gezogen haben soll.

Für die Römer ist es eine geheiligte Scheidelinie zwischen dem Umland, das sie als Gebiet des Krieges betrachten, und dem zivilisierten, friedlichen Raum ihrer Stadt.

Zuschauer erwarten die Prozession hinter dem Tor sowie an der gesamten, über die Jahrhunderte fast gleich gebliebenen Route der römischen Triumphzüge.

Hinter den Trompetern führen Jünglinge in prächtigen Schurzen die Opfertiere in die Stadt hinein: 120 ausgewählte weiße Stiere mit vergoldeten Hörnern, ihre gemästeten Leiber geschmückt mit Bändern und Kränzen.

Unter dem Jubel der Römer folgen den Opfertieren schwer beladene Männer durch das Tor. Mehr als 70 Gefäße voller Goldmünzen tragen sie an den Volksmassen vorbei. Sattesehen können die sich nun an den Reichtümern, die Perseus angehäuft hat und die der Makedone, wie Plutarch berichtet, selbst für Waffenhilfe gegen die Römer nicht ausgeben wollte – sodass es jetzt wirkt, als habe er sein Vermögen für seine Feinde zusammengehalten. Sogar das goldene Tafelgeschirr des einstigen Herrschers lässt Paullus vorführen.

Einen Höhepunkt erreicht der Umzug mit dem Wagen, der die persönlichen Waffen von Perseus präsentiert, oben auf sein Diadem: jener Stirnreif, der das Zeichen seiner Königswürde war.

Kein Zufall ist es vermutlich, sondern Dramaturgie, dass erst mit etwas Abstand der nächste Teil der Prozession durch das Stadttor kommt. Voller Erwartung wohl recken sich die Zuschauer nach den herannahenden Gestalten. Doch plötzlich ebbt die Begeisterung ab.

Drei Kinder gehen da – die Söhne des Perseus mit ihrer Schwester, begleitet von ihren Erziehern und Dienern. Gedommte Kriegsgegner will das Volk sehen, aber das hier ist etwas anderes: weil die Knaben und das Mädchen viel zu jung sind, um zu begreifen, was mit ihnen geschieht; weil sie nicht flehen oder weinen wie neben ihnen die Erwachsenen, die ihre Hände Hilfe suchend nach dem Publikum ausstrecken.

So erschüttert sind viele Römer von diesem Anblick, dass ihnen, wie Plutarch berichtet, die Tränen über die Gesichter laufen.

Die Betroffenheit dämpft beim Volk zunächst sogar die Siegestimmung, die es beim Anblick des Makedonen empfinden könnte, der im dunklen Gewand der ersten Gefangenengruppe folgt.

Es ist Perseus selbst: der Letzte jener Dynastie, die nach Alexander dem Großen die makedonische Monarchie regiert hat. Der Nachfolger eines der mächtigsten Könige der Welt schmückt als lebende Trophäe den Triumphzug.

Perseus wirkt wie betäubt, so Plutarch, als habe er vor Verzweiflung den Verstand verloren.

Er hätte sich diese Schande ersparen können, hätte den Hohn der Massen nicht ertragen müssen. Bis zuletzt lag es bei ihm, das hat ihm Paullus ausrichten lassen, zu verhindern, dass Rom ihn im Triumph vorführt: Perseus hätte sich umbringen können, jederzeit – also den nach römischem Verständnis einzig mannhaften Ausweg wählen, statt feige am Leben zu hängen und sich so die Demütigung erst recht zu verdienen.

Wie um den ehemaligen König noch weiter zu erniedrigen, folgen der Schar seiner Vertrauten hinter ihm Träger mit einem Geschenk, das die Landsleute des Makedonen Paullus gesandt haben.

Es ist der Siegespreis, mit dem die griechischen Gemeinden dem Imperator gratulieren: Hunderte Kränze aus Gold, wohl gearbeitet nach der Form des Loobers, jener Pflanze, die siegreiches Glück und Reinheit symbolisiert.

Denn Perseus gilt nichts mehr in Griechenland. Nur seine mitgeführten Makedonen bedauern ihn. Und wie sie muss er weiterlaufen: beobachtet von den Massen auf dem Forum Boarium, dem ältesten Marktplatz Roms.

ERST JETZT, AM STADTTOR, beginnt für Paullus das eigentliche Ritual seiner Heimkehr. Er fährt ein in das feiernde Rom, auf seiner Quadriga stehend, hinter den Makedonen, als würde er seine Gefangenen vor sich hertreiben.

Gespannt erwartet ihn das Volk auf dem Forum Boarium. Beifall und Jubelrufe erfüllen die Luft.

In einem weiten Bogen rollt der Triumphator über den Platz. Sein von vier Pferden gezogener Wagen ist mit einem nachgebildeten Phallus verziert, einem Glücksbringer, und fährt auf besonders hohen Rädern. Fast wie auf einem Turm ragt Paullus aus dem Zug heraus.

Sein Gesicht ist zinnoberrot bemalt: in der Farbe, die Kraft symbolisiert – und die traditionell zu Jupiter gehört, dem höchsten Gott der Römer. Dazu trägt er eine purpurfarbene Toga sowie eine mit Palmzweigen bestickte Tunika, die wohl an die alte Tracht der etruskischen Monarchen erinnern soll. Zur Ausstat-

Im Triumph erinnert sich Rom an seine Geschichte

tung jener römischen Könige gehörte vermutlich auch eine Glück bringende Goldkapsel, wie sie der Imperator nun an einer Kette um seinen Hals trägt.

Das stärkste aller Symbole seiner Erhabenheit aber wirkt, als schwebte es oberhalb von Paullus in der Luft: Es ist ein mächtiger Kranz, gewunden aus goldenen, mit Edelsteinen besetzten Eichenblättern, zu groß und zu schwer für einen menschlichen Kopf. Ein Sklave, der hinter dem Imperator auf dem Triumphwagen steht, hält ihn während der gesamten Fahrt über das lorbeerbekränzte Haupt des Generals.

Wie die Gewänder soll wohl auch diese *corona Etrusca* an die vermutlich etruskischen Ursprünge des Triumphs erinnern. Und dem Volk zeigen, aus welcher langen Geschichte es hervorgegangen ist. Gemeinsam mit der Stadt und dem Staat, in dem es lebt.

Wen stellt er also dar, der Mann mit dem rot bemalten Gesicht, der mit seiner Quadriga über den Platz fährt? Ist er halb König, halb Gott? Ihm selbst dürfte es schwerfallen, sich inmitten der begeisterten Menge, der Schätze und prächtig geschmückten Stadt noch als Sterblichen zu begreifen.

Man muss schon über ein hohes Maß an Demut verfügen, um sich nicht zu berauschen an dem Jubel, der einem aus den Massen entgegenbrandet.

Wohl auch deshalb, vor allem aber, um Unheil abzuwehren, hat der Sklave in seinem Rücken die Aufgabe, dem Triumphator immer wieder ins Ohr zu sagen: „Blicke hinter dich, erinnere dich, dass du ein Mensch bist.“

Dabei kann sich selbst der Sklave als ein Auserwählter betrachten – trotz der Anstrengung, die schwere Jupiterkrone über Stunden mit ausgestreckten Armen in die Höhe zu halten. Denn er trägt den gleichen eisernen Ring am Finger wie der Triumphator. Bekräftigt der Schmuck nicht symbolisch die Worte des Staatsdieners: dass Paullus ein irdisches Geschöpf ist – ganz wie der Unfreie hinter ihm?

UNTER SEINESGLEICHEN herausgehoben ist auch der Mann, der dem Viergespann die Zügel führt. Paullus selbst kann seinen Wagen nicht lenken. In der

einen Hand hält er einen Lorbeerzweig, in der anderen ein Adlerzepter aus Elfenbein.

Der Pferdeführer leitet das Triumphgespann aus dem Forum Boarium heraus. Die Prozession hält nun Einzug in den riesigen Circus Maximus, die älteste Arena Roms.

Auf die Holztribünen rundum strömt das Volk an den Festtagen verschiedener Götter zu den großen rituellen Spielen, die wie die Siegesfeiern mit feierlichen Umzügen durch die Stadt beginnen. Kolonnen von Athleten und Tänzern ziehen dann in den Circus. Und Wagenlenker mit ihren wendigen Gefährten, die sich am Ende die beim Volk so beliebten Rennen liefern.

Hier im Circus tauschen die Römer sonst den neuesten Tratsch aus, diskutieren das Tagesgeschehen, bahnen Liebeleien an. Beim Triumph jedoch sind alle Blicke auf die Arena gerichtet. Vom kilometerlangen Zug des Paullus ist hier wohl am meisten auf einmal zu sehen. Dennoch haben die Jünglinge mit den Opferstieren die Arena vermutlich schon wieder verlassen, als das Gefolge des Triumphators das Eingangstor passiert.

Sicher hält das Publikum längst nichts mehr auf seinen Bänken. Stehend bejubelt es vor allem zwei junge Soldaten: Quintus Fabius Maximus Aemilianus und Publius Cornelius Scipio Aemilianus, die ältesten Söhne des Imperators. Sie haben in der entscheidenden Schlacht bei Pydna mitgekämpft.

In seinem Gefolge schreiten sie nun hinter der Quadriga über die Sandbahn des Circus Maximus. Allerdings ist Paullus vom Gesetz her nicht mehr ihr Vater. Er hat sie von vornehmen Familien adoptieren lassen, nach der Sitte der römischen Aristokraten. Denn so wie sie ihre Töchter durch Heirat in andere Häuser geben, können sie auch ihre Söhne der Obhut anderer Adigeler anvertrauen. Die Adoption verschafft politischen und gesellschaftlichen Einfluss, besiegelt wichtige Allianzen.

Hinter ihrem leiblichen Vater verlassenen Maximus und Scipio den Circus. Sie

folgen der Prozession, die jetzt um den Palatin herumzieht – jenen Hügel Roms, der als Geburtsstätte der Stadt gilt.

Denn deren erste Hütte, so der Mythos, soll hier im 8. Jahrhundert v. Chr. der Stadtgründer Romulus aufgestellt haben. Und auch er sei einst um den Palatin herumgegangen: um den ersten Triumph überhaupt zu feiern. Inzwischen aber ist die Anhöhe mit Tempeln

bebaut. Und Aristokraten wohnen nun hier oben, die den Triumph von ihren Anwesen aus verfolgen können.

Näher am Fest ist jedoch das Volk an der Via Sacra, der Heiligen Straße, die am Palatin vorbei zum Forum Romanum führt. Hier können die

Menschen auch hören, was die Soldaten, die hinter den Söhnen des Paullus das Stadtzentrum erreichen, so alles über den General zu sagen haben.

Die Legionäre, die den Schluss des Zuges bilden, singen Lieder auf ihren Feldherren. Loben ihn, wenn sie möchten, oder verspotten ihn, so respektlos, wie sie es vielleicht schon immer wollten. Die Brust jedes Soldaten umspannt ein ledernes Riemengeflecht, mit seinen militärischen Auszeichnungen geschmückt.

Mancher Legionär verkündet dabei sicherlich auch singend seinen Ärger über den erbarmungslosen Drill des Generals. Im Feldlager haben sie seine Härte noch murrend ertragen, wie Plutarch in seinem Bericht schreibt, beim Triumph ist ihnen jedoch fast alles erlaubt.

Keiner ermahnt die Soldaten, sich zu mäßigen. Auch nicht, als sie auf das Forum Romanum einziehen – jenen Platz, der so etwas wie das Herz der Republik ist und wo der Staat mit Bauten und Denkmälern seinem Volk und allen Besuchern seine Größe und Unnachgiebigkeit demonstriert.

Eng an eng stehen die Menschen hier. Dahinter erheben sich Holztribünen, besetzt mit Zuschauern, sowie die Säulenhallen, auf deren Emporen wohlhabende Bürger von Logenplätzen aus den Zug verfolgen. Singend ziehen die Männer an den Monumenten militä-

Die Soldaten dürfen ihren General verspotten

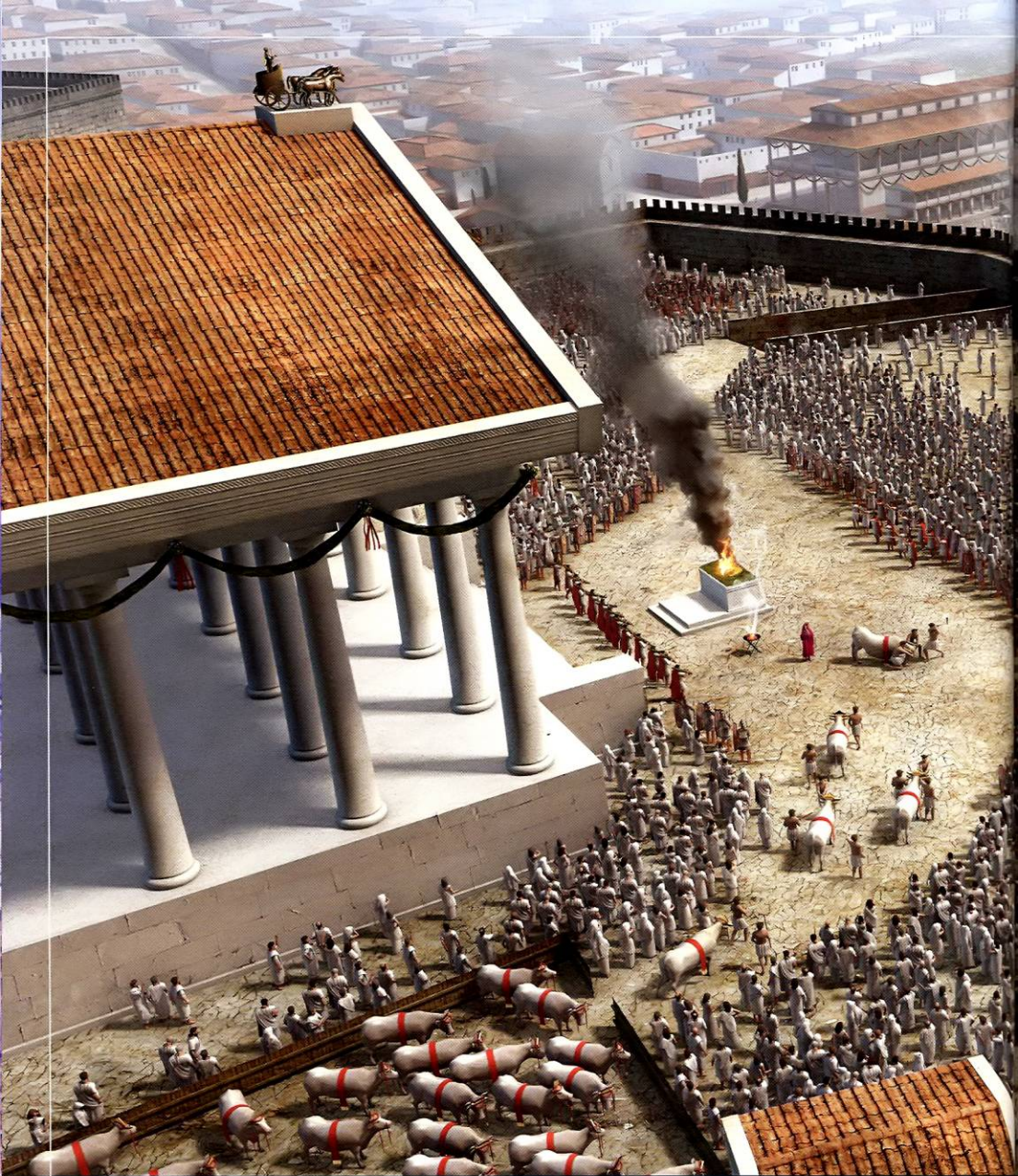


Von eigens errichteten Holztribünen aus verfolgen die Zuschauer auf dem Forum Romanum den Zug der dunkel gewandeten Gefangenen. Der von Säulenhallen und Heiligtümern umstandene Platz ist

das Zentrum der Republik, die prächtigen Bauten zeugen von der Größe Roms und seiner Bürger – etwa die mächtige Basilika Fulvia (ganz rechts im Bild). Im Rundtempel der Vesta hüten Priesterinnen seit alters her das heilige

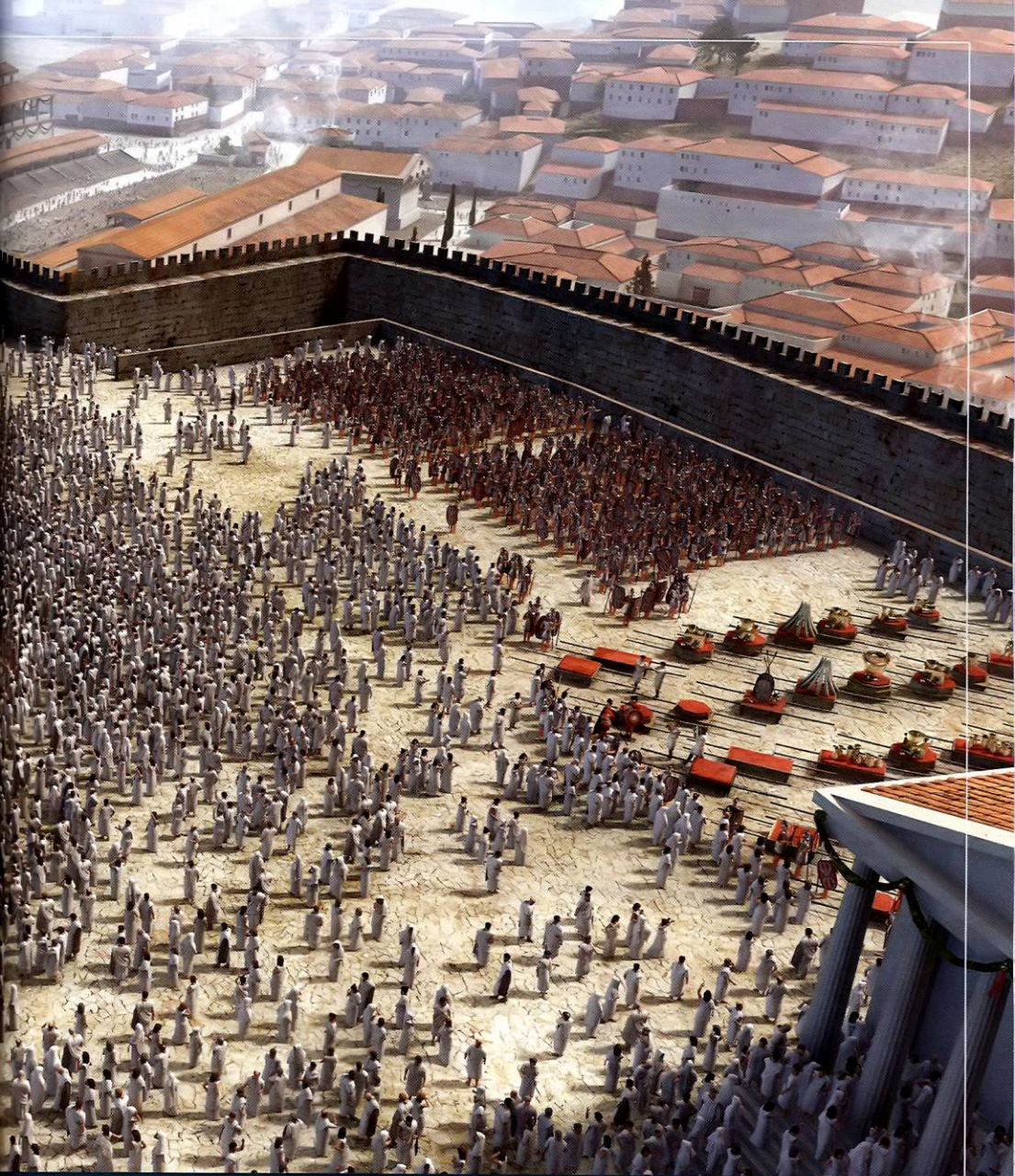


Feuer der Stadt. Solange es brennt, blüht der Staat der Römer. Die Männer des Triumphators ziehen nun hinauf zum Kapitol (hinten rechts). Die Gefangenen werden unter Hausarrest gestellt



Das Kapitol, Heimstatt der höchsten Götter Roms, muss selbst der Triumphator zu Fuß erklimmen. Zu steil ist der kurze Weg vom Forum hinauf. Hier vor dem Jupiter-Tempel endet der Triumphzug, verbrennen Priester

nun die Eingeweide von mehr als 100 Opferstieren. Es ist der Dank des Generals Paullus an den höchsten aller Götter Roms für seinen Beistand im Kampf. Damit erst ist auch sein Feldzug am dritten Tag der



Feierlichkeiten wirklich beendet. Während das Volk sich unten auf dem Forum und in den Gassen Roms zerstreut – um noch einen Platz bei dem öffentlichen Festmahl zu ergattern, das den Tag beschließt

EXPANSION NACH OSTEN

In Griechenland ringen die Erben Alexanders des Großen um Macht – am Ende aber triumphiert Rom

Die Expansion der Römischen Republik verläuft in drei Phasen. Als Erstes unterwirft die Stadt am Tiber bis 264 v. Chr. ihre Nachbarvölker in Italien (siehe Seite 20), dann kämpft sie zwischen 264 und 146 v. Chr. vor allem mit Karthago um die Vorherrschaft im westlichen Mittelmeer (siehe Seite 54) – und schließlich entsendet sie, noch während dieser Kriege, Legionen gegen die hellenistischen Mächte im östlichen Mittelmeer.

Denn schon gegen Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr. ist Rom gezwungen, sich auch im Osten militärisch zu engagieren: Seeräuber aus Illyrien, dem heutigen Kroatien, bedrohen den Handel an der Adria. In den Jahren 229/228 v. Chr. stellt die Republik daher einige griechische Hafenplätze auf dem Balkan unter ihren Schutz.

Aber Roms Gesellschaft führt diese Kriege auch aus anderen Gründen: Denn vor allem über militärischen Ruhm kann die aristokratische Oberschicht ihren Anspruch auf die Führung der Republik legitimieren, staatliche Ehrenämter erlangen und politisch Karriere machen. Deshalb kämpft die Republik ständig in fremden Ländern – die damit verbundene Expansion ist nicht viel mehr als ein Nebeneffekt.

Der eigentliche Kampf im Osten beginnt, als sich König Philipp V. von Makedonien im Jahr 215 v. Chr. mit Karthago verbündet. Die Nordafrikaner unter ihrem Feldherrn Hannibal haben gerade die Römer bei Cannae vernichtend geschlagen, und der Monarch will nun Roms Schwäche nach der Niederlage nutzen, um seine Herrschaft bis zur Adriaküste auszuweiten und die Römer vom Balkan wieder zu verdrängen.

Im Ersten Makedonischen Krieg (215–205 v. Chr.) kann Philipp V. sein Ziel zwar nicht erreichen, aber immerhin seine Vormachtstellung in Griechenland behaupten gegen Rom und dessen Verbündete – das Königreich Pergamon in Kleinasien sowie die Aitolier, die südlichen Nachbarn der Makedonen. Wenig später nutzen Philipp und König Antiochos III., der

mächtige Herrscher der Seleukiden in Vorderasien, eine Regierungskrise im ägyptischen Ptolemäereich, um ihr Territorium zu erweitern: Antiochos bringt große Teile der Levante (Libanon und Syrien) unter seine Kontrolle, der Makedone die Meerengen Hellespont und Bosporus.

Als sich daraufhin mehrere kleinere Nachbarstaaten bedroht sehen und in Rom um Hilfe gegen den Makedonen werben, beschließt der Senat im Jahr 200 v. Chr. einen weiteren Krieg im Osten. Zwei Legionen landen in Griechenland und vernichten das makedonische Heer 197 v. Chr., Philipp V. verliert all seine Besitzungen außerhalb Makedoniens. Doch römische Besatzungstruppen werden nach diesem Zweiten Makedonischen Krieg nicht in Griechenland stationiert, Rom erklärt die dortigen Städte vielmehr für frei.

In den folgenden Jahren verschärfen sich die Spannungen zwischen Rom und Antiochos III., weil der Herrscher in den ehemaligen Machtbereich Philipps vordringt. Die Tiberstadt entsendet nochmals Legionen; die schlagen den Seleukiden und dessen Verbündete 191 v. Chr. zunächst in Griechenland und setzen dann nach Kleinasien über. Dort besiegen sie den König erneut. Antiochos III. verliert all seine kleinasiatischen Besitzungen, die an Roms Verbündete fallen.

Makedonien erholt sich noch einmal, als Perseus 179 v. Chr. seinem Vater Philipp V. auf den Thron folgt und dessen aggressive Politik wieder aufnimmt. 171 v. Chr. erklären die Römer Perseus den Krieg, drei Jahre später besiegen ihre Legionen ihn in diesem Dritten Makedonischen Krieg.

Makedonien wird zerschlagen, und fortan tritt Rom im Osten nicht länger als Schlichter auf, der hellenistische Mächte im Kampf schlägt und befriedet, dann aber seine Legionen zurückzieht – sondern als eine Macht, die einmal erobertes Land dauerhaft besetzt hält.

Damit herrscht die Tiberstadt nun über fast das gesamte Mittelmeer.

Andreas Schneider

rischer Stärke vorbei. Wie Warnungen an zukünftige Gegner Roms erheben sich auf dem Forum die Siegestäulen früherer Imperatoren. Rostren ragen aus ihnen hervor, die Rammsporne feindlicher Schiffe. Republikanische Heere haben sie ihren geschlagenen Gegnern abgenommen.

So selbstverständlich gehören erbeutete Waffen zum öffentlichen Leben der Römer, dass sie die Rednertribüne vor dem Senatsgebäude, dem Platz aller wichtigen Versammlungen, Wahlen und

Gerichtsverhandlungen, „Rostra“ nennen – weil sie ebenfalls mit Schiffsschnäbeln geschmückt ist. Und selbst die Heiligtümer, an denen die triumphierenden Legionäre jetzt vorbeiziehen, erinnern an die siegreichen Schlachten der Republik – so der Tempel von Castor und Pollux, der wie viele andere am Weg der Prozession vermutlich mit Beutegeldern errichtet worden ist.

Langsam durchquert der Zug das Forum. Am steilen Pflasterweg, der zum Kapitäl hinaufführt, macht der Wagen

des Imperators Halt. Der Zeitpunkt ist gekommen, an dem Paullus absteigen muss, um zu Fuß weiterzugehen.

Wenn er Perseus nicht begnadigt hätte, wäre nun der Augenblick der Hinrichtung gekommen. Denn es gehört zum Ritual, den gefangenen Kriegsgegner im Gefängnis am Rand des Forums zu töten, bevor sich die Siegesfeier auf dem Kapitäl ihrem Ende nähert.

Paullus demonstriert mit der Begnadigung seines Gegners nicht nur seinen Großmut – sondern auch seine Über-

legenheit: Er will allen zeigen, dass er den Makedonen nicht fürchtet (Perseus kommt in Hausarrest und stirbt bald darauf – angeblich, weil er sich zu Tode hungert; oder weil ihn seine Wärter durch Schlafentzug ermordet haben, wie es in einem anderen Gerücht heißt).

Oben auf dem Kapitol endet der Triumphzug. Paullus betritt den Tempel des Jupiter, den wohl größten Sakralbau der Republik, mehrere Hundert Quadratmeter groß. Im Inneren weilt der Feldherr dem wichtigsten aller Götter den kostbarsten Teil der erbeuteten Waffen und Schätze, dazu seinen Lorbeer. Träger und Ochsenwagen haben die ausgesuchten Stücke bereits auf den Hügel geschafft; weitere Kostbarkeiten bringen Männer in die anderen Tempel der Stadt.

Das Heiligtum auf dem Kapitol hat Paullus schon zu anderen offiziellen Anlässen betreten. Denn immer wieder erneuert die Republik hier in Ritualen ihre Beziehung zur höchsten Gottheit. Jedes Jahr ziehen die Konsuln am Beginn ihrer Amtszeit auf den Hügel, um Stiere auf dem Altar Jupiters darzubringen.

So danken sie ihm für seinen Schutz, erfüllen mit dem Opfer das Gelöbnis ihrer Vorgänger – und versprechen die gleiche Gabe fürs kommende Jahr.

Denn Religion ist Politik im römischen Staat, dessen Senat für seine erste Sitzung im neuen Amtsjahr ebenfalls hier im Tempel zusammenkommt.

Auch der Triumph gehört zum Kult des Jupiter. Nach der Siegesbeute weilt Paullus ihm jene Stiere, die er vom Marsfeld durch die Straßen bis zum Kapitol hat führen lassen.

Lange haben die jungen Opferdiener gebraucht, mit den Tieren den Hügel zu erklimmen. Vermutlich hat Paullus dem Jupiter für seinen Sieg über Perseus 100 Stieropfer versprochen. Er lässt wohl einige mehr hinaufführen, um sicherzugehen, dass sein Opfer am Ende auch die versprochene Menge erreicht. Denn ob ein Tier wirklich dem Gott übergeben werden kann, sehen die Priester erst an den Eingeweideten.

Die Opferdiener führen die Stiere vor Jupiters Altar, reihen sich auf am heiligsten Ort Roms. Der erste Jüngling tritt mit seinem Stier vor, sprengt Wein auf das Tier. Dann schwingt er einen Hammer gegen dessen Kopf. Blitzschnell und mit voller Wucht. Der Stier brüllt, wenn der Opferdiener nicht richtig getroffen hat. Nur ein gut platzierter Schlag betäubt das Tier. Der gewaltige Leib gerät ins Wanken, stürzt zu Boden.

Der Opferdiener nimmt ein Messer, durchtrennt dem Stier die Halsschlagader. Blut pulst auf den Boden. Erschlitzt den Leib des Stieres auf, schneidet Herz, Leber, Lunge und Gallenblase heraus.

Die Priester prüfen die noch dampfenden Eingeweide darauf, ob sie opferwürdig sind. Erst dann verbrennen sie die Innereien mit anderen Fleischteilen auf dem Altar Jupiters.

Ein Stier nach dem anderen wird getötet. Der Geruch von versengtem Fleisch mischt sich in den Weihrauchduft. Hunderte Liter Blut fließen. Die Opferdiener fangen es in Eimern auf (später werden sie es wohl in die *cloaca maxima* kippen, den zentralen Abwasserkanal der Stadt).

Erst wenn die letzten Eingeweide verbrannt sind, ist der Feldzug endgültig beendet. Denn ein Kommandant, den der Senat zum Kampf gegen die Feinde Roms ausschickt, erbittet stets als Erstes die Hilfe Jupiters: opfert ihm noch vor seinem Aufbruch in die Fremde Stiere und gelobt für seine siegreiche Heimkehr weitere Opfer.

Nur unter dem Schutz Jupiters zieht ein römischer Heerführer in die Schlacht. Und er gewinnt auch nur mit Hilfe des Gottes. Auf dessen Altar beginnt und endet der Kriegszug.

Nach dem Stieropfer verteilt Paullus den Beuteanteil des Heeres an seine Legionäre. Auch dabei ist er großzügig. Jeder seiner Soldaten erhält diesmal das Zweifache der üblichen Geldsumme.

Am Abend veranstaltet der Triumphator noch ein letztes Fest – ein üppiges Gastmahl, zubereitet vom Fleisch der Opferstiere. Zehntausende Bürger nehmen daran teil.

Der Triumph ist eine bis ins letzte Detail organisierte Aufführung römischer Macht. Rom, seine Plätze, Straßen,

Tempel und Denkmäler, bilden die Kulisse, in der die Republik den glücklich heimgekehrten Feldherrn mit seinem siegreichen Heer in Szene setzt.

Und auch der Senat feiert sich dabei: Denn er hat ja jene Gottgewollten Kriege beschlossen, denen Rom seine glorreichen Siege verdankt.

SIEBEN JAHRE SPÄTER stirbt Paullus. Alle Staatsmänner Roms nehmen an seinem Begräbnis teil, alle Amtsgeschäfte ruhen. Aus ganz Italien reisen die Bürger an.

Die Trauerfeier wird zu einer der aufwendigsten jener Zeit: Tubabläser und Flötenspieler schreiten der Prozession voran, die vom Haus des toten Generals aus zur Tribüne auf dem Forum zieht – zur Rostra, an der die Waffenbeute aller großen Feldherren ausgestellt ist. Hier halten die Römer die Reden zu Ehren verstorbener Aristokraten.

Männer mit Gesichtsmasken aus Wachs, die den Zügen politisch erfolgreicher Ahnen aus der Familie des Paullus nachgebildet sind, gehen der Leichenbahre voran. Die wird von Abgesandten jener Völker getragen, die Paullus einst unterworfen hat, auch von Männern aus Makedonien. Damit zollen sie dem Toten ihren Respekt.

Auf ihrem Weg zur Begräbnisstätte außerhalb der Stadt zieht die Prozession durch ganz Rom. Das auf den Plätzen und Straßen versammelte Volk verabschiedet sich von Paullus. Ihm zu Ehren veranstalten seine Angehörigen einen kostspieligen Gladiatorenkampf.

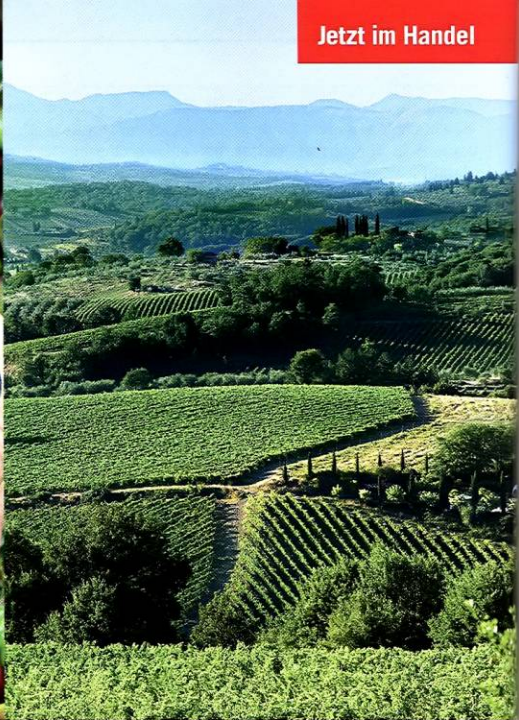
An den Feldherrn und dessen Triumph werden sich die Römer lange erinnern. Noch 100 Jahre später wird der große Redner Cicero, einer der wortgewaltigsten Männer der Antike, von Lucius Aemilius Paullus sprechen, ihn als Inbegriff römischer Tugenden preisen – und dem Toten damit jene Ehre zukommen lassen, von der jeder römische Aristokrat träumt.

Niemals vergessen zu werden. □

Literaturempfehlung: Ernst Künzel, „Der römische Triumph“, C. H. Beck: lebendig geschriebene und reich bebilderte Studie der Siegesfeiern mit nüchternem Blick auf die Logistik eines Triumphs.

Dr. Marita Slavuljica, 38, hat italienische und französische Literaturwissenschaften studiert und lehrt an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt. Den Hamburger Illustrator Jochen Stuhmann, 35, hat die Kapitale am Tiber manche Nacht gekostet. Doch am Ende war er froh, dass er seiner Liste von ihm rekonstruierter antiker Städte nun auch Rom hinzufügen konnte.

Jetzt im Handel

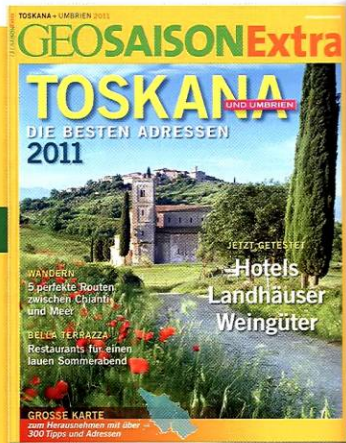


Zwischen Trauben und Oliven baumelt die Seele am besten: Neues aus der **Toskana**

In dieser Ausgabe

- Restaurants mit delikatem Panorama •
- Fünf perfekte Wanderrouten •
- Test: Landhäuser, Weingüter, Hotels •

www.geo-saison.de



Lust auf Reisen. Mit GEO

ZWEI BRÜDER GEGEN DEN SENAT



**Die Volkstribune Tiberius
und Gaius Gracchus versuchen, am
Senat vorbei volksfreundliche
Reformen durchzusetzen – und
fordern damit die Elite heraus. Ein
tödlicher Machtkampf beginnt**

VON RALF BERHORST

Unter Tumulten tagt der Senat in einem Tempel auf dem Kapitol. Die mächtigsten Männer der Republik rufen aufgebracht durcheinander, gestikulieren. Grund der Erregung ist ein bedrohliches Gerücht.

Nicht weit entfernt hat zur gleichen Zeit der Volkstribun Tiberius Sempronius Gracchus Tausende Bürger um sich geschart. Seit Monaten schon erzürnt der junge Politiker den Senat, weil er die Verteilung von Staatsland an arme Bürger fordert. Nun heißt es gar, er wolle immer mehr Macht auf sich vereinen, wolle sich sogar zum König erheben – und damit die Grundfesten der Republik zerstören. Der Senat würde bedeutungslos werden.

Das will der Oberpriester und einstige Konsul Publius Cornelius Scipio Nasica verhindern. Um jeden Preis. Als der die Sitzung leitende Konsul sich weigert, gegen Gracchus vorzugehen, springt Nasica auf und ruft: „Wer das Vaterland retten will, folge mir nach!“

Er zieht sich den Saum seiner Toga über das Haupt, so wie es Sitte ist, wenn er als Pontifex maximus den Göttern opfert. Dann stürmt er aus dem Tempel. Dutzende Senatoren eilen ihm nach.

Mit Gewalt bahnen sich die Vornehmen den Weg durch die Menge zum Versammlungsort vor dem Jupiter-Tempel. Bedienstete sowie gedungene, mit Stöcken und Knütteln bewaffnete Schläger folgen ihnen – Banden, die Nasica wahrscheinlich schon vorher angeheuert hat.

Erschrocken weichen die Menschen zurück. Kaum jemand wagt es, sich den anstürmenden Männern entgegenzustellen. Holzbänke und Stühle zerbersten unter dem Druck der verängstigten Menge. Die Senatoren greifen sich Teile der zerstörten Möbelstücke. Sie und ihre Schlägertrupps dreschen auf die

Bürger ein, prügeln Fliehende nieder oder jagen sie bis zu den Felsabhängen des Kapitols, wo einige in die Tiefe stürzen.

Und sie halten Ausschau nach Tiberius Gracchus.

AN DIESEM TAG im Jahr 133 v. Chr. stirbt unter den Hieben der Senatoren eine Überzeugung, die die Republik durch die Jahrhunderte getragen hat: die Gewissheit, dass die Elite und die Masse der Bürger, die ländliche Mittelschicht, gemeinsame Ziele und Interessen haben. Dass in Rom nach Regeln und Gesetzen regiert wird, die allen Bürgern dienen. Und dass es immer möglich ist, bei politischen Differenzen auf friedlichem Weg zu einem Ausgleich zu kommen.

Nun, gut 350 Jahre nach Gründung der Republik, beherrscht nicht mehr der Wille zur Einigung das politische Leben des römischen Staates, sondern Intrige, Drohung, Gewalt. Die Republik am Tiber ist in einer Krise. Durch Druck von innen, nicht durch Gefahren von außen.

Denn Roms Stellung in der Welt ist so unangefochten wie nie zuvor. Binnen zweieinhalb Jahrhunderten hat sich der Staat alle Stämme und Völker Italiens unterworfen. Die Römer haben den Rivalen Karthago in Nordafrika und die

Großmacht Makedonien im Osten besiegt, den König des Seleukidenreiches gedemütigt. Inzwischen gebieten sie über fast den gesamten Mittelmeerraum. Ihre Statthalter herrschen in römischen Provinzen, die von Spanien über Korsika, Sardinien und Sizilien bis zur Küste des heutigen Tunesiens, nach Griechenland und Kleinasien reichen.

Lange Zeit haben von dieser Expansion nicht nur die reichen und mächtigen Römer profitiert: Auch die Bürger aus der Mittelschicht, die das Gros der Legionäre stellten, erhielten ihren Anteil an der Kriegsbeute. Wer seine Dienstzeit überlebte, konnte damit rechnen, durch Schätze aus den eroberten Ländern oder durch Geldzahlungen entschädigt zu werden. Oder durch Land.

Denn an Veteranen und besitzlose Bürger verteilte die Republik gegen eine geringe Pacht Zehntausende Grund-

den. Zudem waren solche Verteilungsprogramme politisch heikel: Denn wer sie vorschlug, schaffte sich weitere *clientes*, zu Dank verpflichtete Abhängige, die einem ehrgeizigen Adligen Vorteile im Machtkampf gegen seine Konkurrenten verschaffen konnten. Im Zweifel verhinderten die Vornehmen deshalb lieber, dass ein Nebenbuhler zu viele Gefolgsleute gewann, als die Unzufriedenheit der Masse zu lindern. Möglich auch, dass sich zu wenige Bürger um die Parzellen bewarben, die so winzig waren, dass sie gerade ihren Besitzer ernährten.

Was auch immer die Gründe sein mochten: Die Landzuteilungen wurden eingestellt, gleichzeitig wurde der frei verfügbare Teil des *Ager publicus* immer kleiner. Wohlhabende Römer, darunter viele Senatoren, erweiterten ihre Güter: Sie hatten, anders als die Kleinbauern, das Geld, um viele Ländereien überhaupt erst urbar zu machen und die nötige Infrastruktur zu schaffen.

ging das Land nur an einen einzigen Erben über. Die übrigen Söhne mussten den Hof verlassen.

Landzuweisungen in den Kolonien gab es für diese jungen Männer nicht mehr. Und selbst wenn sie als Legionäre dienten und von einem Feldzug zurückkehrten, reichte ihr Anteil an der Beute oft nicht, um beim Landerwerb gegen die Vornehmen mitbieten zu können.

Für viele von ihnen wurde Rom zur letzten Zuflucht. Auch zahlreiche Bauern, die ihre Gehöfte hatten aufgeben müssen, zogen nun dorthin.

Wie hoch die Zahl dieser Landflüchtigen war, vermag heute niemand zu sagen. Möglich, dass die Masse derer, die sich benachteiligt fühlten, größer war als die der wirklich Verarmten (neuere archäologische Untersuchungen zeigen, dass weitaus mehr Bauern ihre Höfe in der Nachbarschaft reicher Gutsbesitzer

WER ALS KLEINBAUER ZUR LEGION MUSS, DEM DROHT DER RUIN

stücke. Die Parzellen waren Teil des riesigen Staatslandes, des *ager publicus*, das aus den konfiszierten Gebieten der besiegten Nachbarvölker bestand. Diese Ländereien lagen deshalb über die gesamte Halbinsel verteilt.

Jeder Siedler erhielt Ackerland von etwa fünf bis acht *iugera* (1,25 bis zwei Hektar) Größe. Zugleich gründete Rom in den beschlagnahmten Gebieten *coloniae*, befestigte Städte. Erhoben sich die unterworfenen Völker, die nun Bundesgenossen waren und damit etwa zu Militärdienst verpflichtet, gegen Rom, wurden die Siedler der Kolonien zum Kampf gegen die Aufständischen mobilisiert.

Weite Areale des *Ager publicus* aber wurden nicht in Parzellen zerteilt und an Bürger vergeben, sondern blieben in öffentlichem Besitz. Jeder Römer konnte gegen eine Pacht Teile davon nutzen – etwa darauf sein Vieh grasen lassen.

Doch ab 177 v. Chr. verzichtete der Senat darauf, neue Parzellen zu vergeben und weitere Kolonien zu gründen. Die Motive dafür sind heute nicht mehr sicher zu bestimmen. Vielleicht waren weite Landstriche so befriedet, dass neue Wehrsiedlungen überflüssig wur-

Bald musste die Fläche an staatlichem Ackerboden, die ein Einzelner besetzen durfte, per Gesetz auf 500 *iugera* (125 Hektar) beschränkt werden. Zusätzlich war erlaubt, 100 Stück Groß- oder 500 Stück Kleinvieh auf den öffentlichen Weiden grasen zu lassen und damit noch einmal etwa 1800 *iugera* (450 Hektar) zu nutzen.

DOCH KAUM JEMAND aus der Oberschicht beachtete die Vorschrift. Viele Reiche bateten Freunde oder Verwandte, als Strohmann für sie aufzutreten, damit sie in deren Namen weiteres Staatsland besetzen konnten. Die meiste Zeit allerdings residierten die Gutsbesitzer in Rom, fernab ihrer Ländereien; ihre Güter ließen sie von Verwaltern führen, die Dutzende oder gar Hunderte Tagelöhner und Sklaven beschäftigten.

Das Vieh der Kleinbauern wurde nach und nach von den öffentlichen Wiesen verdrängt, weil viele Reiche sich auf die besonders einträgliche Rinderzucht verlegten und ihre viel größeren Herden ebenfalls auf dem Weideland grasen ließen. Einige Bauern gerieten in Not.

Anderen gelang es zwar noch, ihre Gehöfte zu halten – doch damit wenigstens ein Sohn der Familie weiterhin in bescheidenem Wohlstand leben konnte,

behaupten konnten, als Historiker aufgrund antiker Berichte lange angenommen hatten). Dennoch bildete sich in der Stadt nach und nach ein Heer der Unzufriedenen und Gescheiterten.

Auch der Heeresdienst verlor im Laufe des 2. Jahrhunderts v. Chr. an Attraktivität. Die Zeit der beutereichen Feldzüge im Osten war seit 168 v. Chr. vorbei.

Stattdessen mussten die römischen Legionen ab 155 v. Chr. aufständische Stämme auf der Iberischen Halbinsel bekämpfen, einem Teil des Reiches, in dem wenig an Beute zu holen war. Dafür waren die Kämpfe gefährlich und verlustreich, zogen sich die Feldzüge über viele Jahre hin. Und so verweigerten manche Bauern den Waffendienst, als Heerführer 151 v. Chr. Truppen für den Krieg in Iberien ausheben wollten.

Während die Feldzüge für ehrgeizige Senatoren noch immer eine Möglichkeit waren, Ruhm zu ernten, sahen die Bauern darin nur eine unangenehme Verpflichtung, die sie lange von ihren Höfen fernhalten und ihnen am Ende kaum Gewinn einbringen würde.

140 v. Chr. versuchte ein Konsul, die Nutzung des *Ager publicus* gerechter zu

regeln. Doch als sein Reformgesetz auf Widerstand im Senat stieß, zog er es sofort zurück.

Das Schicksal der Kleinbauern beunruhigte die etwa 300 Senatoren wenig. Kaum jemand unter den Reichen dachte daran, den in Italien noch verfügbaren Ager publicus mit den Bauern zu teilen. Dennoch erwarteten sie, dass jene Menschen, die sie vom Land verdrängten, weiterhin als Legionäre unter ihrem Kommando in den Krieg zogen.

Doch dann beschloss ausgerechnet ein Angehöriger der Elite, die Unzufriedenheit der Massen aufzugreifen. Diesmal war es kein nachgiebiger Beamter, sondern ein fast schon gescheiterter Mann, den sein persönliches Schicksal in eine tödliche Konfrontation mit dem Senat trieb.

Tiberius Sempronius Gracchus wird 163 v. Chr. geboren. Seine Familie ist eine der angesehensten Roms, mehrere Vorfahren waren Konsuln. Der Vater von Tiberius wurde sogar zweimal in das höchste Staatsamt gewählt und war Statthalter in Spanien. Er heiratete die Tochter des Publius Cornelius Scipio Africanus – jenes Mannes, der einst den karthagischen Feldherrn Hannibal besiegt hatte.

Als Tiberius etwa elf Jahre alt ist, stirbt der Vater. Voller Ehrgeiz widmet sich dessen Witwe nun der Erziehung ihrer beiden Söhne. Sogar den Heiratsantrag eines griechischen Königs soll sie dafür ausgeschlagen haben. Tiberius und sein neun Jahre jüngerer Bruder Gaius sollen Karriere machen und selbst die legendären Ahnen noch übertreffen.

Sie engagiert einen berühmten griechischen Rhetoriker. Der unterweist Tiberius in der Kunst der öffentlichen Rede. Denn wer es in Rom zu etwas bringen will, muss mit der Macht der Worte überzeugen, muss mitreißen können.

Tiberius versteht sich vor allem darauf, Gefühle anzusprechen, Mitleid auszulösen; sein Vortrag ist weich, die Gestik sparsam und beherrscht. Er ist zudem

von sanftem Temperament, verständig und ruhig, gemessen im Auftreten, sparsam und bescheiden: So zumindest beschreibt ihn sein Biograf Plutarch (allerdings hat der griechische Geschichtsschreiber dieses Porträt erst mehr als zwei Jahrhunderte später verfasst).

Dank seiner Erziehung und Herkunft besitzt Tiberius beste Aussichten auf eine glorreiche Karriere. Aber einen Platz in der Führungselite muss er sich trotzdem erkämpfen. Denn der Name allein garantiert ihm noch keine führende Rolle im Senat – die muss er sich wie alle anderen erst durch ein Konsulat



Pflügende und Säende
auf einem römischen Mosaik:
Viele Landleute werden im
2. Jahrhundert v. Chr. von Großgrundbesitzern verdrängt

sichern. Entsprechend groß ist die Konkurrenz um das höchste Staatsamt.

Tiberius wird früh in die Reihen der Auguren aufgenommen – jener Priester, die göttliche Vorzeichen deuten. Und er verlobt sich standesgemäß mit der Tochter eines früheren Konsuls.

Zunächst leistet er den Militärdienst, der für Angehörige der Oberschicht obligatorisch und Voraussetzung für eine Ämterkarriere ist. Mit kaum 17 Jahren zieht Tiberius unter dem Kommando seines Schwagers nach Nordafrika – wieder einmal geht es gegen Karthago.

Rom siegt, und Gracchus zeichnet sich aus: Er gehört zu den ersten Kämpfern, die bei der Belagerung die Mauern Karthagos erklimmen.

Zurück in Rom, tritt er die Ämterlaufbahn an: 137 v. Chr. wird er zum Quästor

gewählt. Als Gehilfe des Konsuls Gaius Hostilius Mancinus soll er ein Heer begleiten, das vor der spanischen Stadt Numantia Aufständische bekämpft.

Doch die Truppen werden bei einem Rückzugsversuch umzingelt. Der Konsul bietet einen Waffenstillstand an und Verhandlungen. Die Rebellen verlangen, dass Tiberius die Gespräche führt – sein Vater hatte sich einst in der Provinz einen guten Namen gemacht.

Der von Gracchus ausgehandelte Vertrag gewährt den Römern freien Abzug und rettet so Zehntausende Legionäre. Im Gegenzug werden Numantia und anderen Städten Frieden und Unabhängigkeit zugesichert.

Der Senat jedoch ist empört: Dass Roms Truppen vor Rebellen zurückweichen, sei unverzeihlich. Er verweigert eine Ratifizierung des Vertrages. Angehörige der geretteten Legionäre danken Gracchus zwar. Aber die meisten Bürger sind ebenfalls aufgebracht.

Senat und Volksversammlung bestrafen den Heerführer Mancinus: Er wird gefesselt vor Numantia ausgesetzt – ein Menschenleben als Entschädigung dafür, dass Rom den Vertrag als ungültig betrachtet. Die Rebellen nehmen das Opfer jedoch nicht an. Mancinus kann nach Rom zurückkehren, wird aber aus dem Senat ausgeschlossen.

Die Römer bekämpfen die Aufständischen anschließend erneut (erst 133 v. Chr. wird Numantia endgültig besiegt; der Widerstand in Spanien erlischt). Schon fordern einige in Rom, den Feinden auch noch den Quästor auszuliefern. Gracchus bleibt die Demütigung wohl nur deshalb erspart, weil sich sein einflussreicher Schwager für ihn verwendet. Doch das Ansehen des Tiberius Gracchus, seine *dignitas*, ist beschädigt, die glanzvoll begonnene Karriere beendet. In Rom ist er ein gescheiterter Mann – scheinbar.

Denn 134 v. Chr. betritt er erneut die politische Bühne. Wahrscheinlich hat er in den drei Jahren seit seiner Schmach einen Plan erarbeitet, wie er seine Ehre zurücklangen kann: als Volkstribun.

Die zehn Tribune, die jährlich für zwölf Monate gewählt werden, genießen Immunität und Unverletzbarkeit. Entstanden ist das Amt des Volkstribuns während der „Ständekämpfe“ im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr.: Plebejer hatten damals gegen die Patrizier aufbegehrt und ihnen 287 v. Chr. endgültig abgetrotzt, dass sich das Volk unter Leitung eines Tribuns versammeln und auf dessen Vorschlag Beschlüsse fassen darf, die vom Senat als Gesetz anerkannt werden. Die Volktribune umgibt eine besondere, quasireligiöse Aura. Sie verfügen sogar über das Vorecht, die Amtshandlungen eines jeden Magistrats in Rom stoppen zu können.

Doch da sich die Ziele und Werte der Volktribune nach dem Ende der Ständekämpfe kaum noch von denen der anderen Magistrate unterscheiden, kommt dies nur sehr selten vor. Auch dem Senat gegenüber zeigen sich die Tribune in der Regel kooperativ. Schließlich gehören sie dem Gremium meistens nach dem Ende ihres Mandats selbst an, und in ihm verbringen sie den größten Teil ihres politischen Lebens.

Kein Wunder also, dass sich die Volktribune meist so verhalten, wie es die Mehrheit im Senat wünscht. Und notfalls lässt sich ein widerspenstiger Tribun mit dem Veto eines seiner neun Amtskollegen stoppen.

Um sich in der kurzen Amtszeit unter den zehn Volktribunen hervorzutun und so die Chancen für eine weitere Karriere zu steigern, braucht es eine mitreißende Idee, ein Gesetzesvorhaben, das die Massen bewegt. Klagen in Rom nicht immer mehr Menschen über die Ungerechtigkeit der Landverteilung?

Tiberius fasst den Entschluss, diese Stimmung für seinen Wiederaufstieg zu nutzen. Das Elend der Verarmten treibt ihn dagegen wohl nicht um. Zumindest nicht nur – auch wenn sich die wahren Beweggründe des Gracchus heute nicht mehr eindeutig erhellen lassen.

Schon der antike Autor Plutarch rätselte über die Motive des Volkstribuns.

Stacheln ihn seine ehemaligen Lehrer an? Die Mutter mit ihrem brennenden Ehrgeiz? Treibt ihn die Konkurrenz mit einem Altersgenossen, den Tiberius angeblich ausstechen will? Oder doch die Klagen des Volkes?

Die meisten Historiker vermuten heute, dass er kein selbstloser Sozialreformer war. Sondern dass der frühe Prestigeverlust auf ihm lastete und ihn risikobereiter als andere Politiker machte, da er nicht mehr auf eine traditionelle Laufbahn hoffen durfte.

Unwahrscheinlich ist, dass er dabei von Anfang an die Dynamik der Situa-



Skaven, oft Angehörige unterworfenen Völker, übernehmen auf vielen großen Landgütern reicher Römer die Arbeit – etwa die Apfelernte

tion erkannte, die ihn schließlich in eine immer radikalere – und ausweglose – Konfrontation mit dem Senat drängte.

Denn er hofft anfangs wohl, mit einem populären Projekt seine Karriere zu retten, die Schmach der früheren Demütigung zu tilgen – um sich am Ende jenen Erwartungen gewachsen zu zeigen, die seit seiner Kindheit auf ihm ruhen.

Seine Reform soll die Not der Bauern lindern und den Missbrauch des Ager publicus beenden. Womöglich stammt die Idee dazu nicht einmal von ihm, sondern aus einem Kreis einflussreicher Männer, die ihn vorschoben.

Denn sein Schwiegervater unterstützt ihn, einer der angesehensten Politiker Roms, sowie zwei weitere renommierte Senatoren mit Rechtskennt-

nissen, die Gracchus wahrscheinlich bei der Abfassung des Entwurfs helfen.

Der wird tatsächlich zum Volkstribun gewählt. Am 10. Dezember 134 v. Chr. tritt er sein Amt an. Wenig später legt er einen Gesetzentwurf vor.

An dem ist wenig revolutionär: Die alte Vorschrift, die jedem Römer erlaubt, höchstens 500 Iugera Staatsland dauerhaft zu nutzen, soll wieder gelten. Pro Kind soll ein Familienvater nun aber weitere 250 Iugera nutzen dürfen. Wer sich in der Vergangenheit zu viel

Boden genommen hat, muss keine Strafe fürchten, das *widerrechtlich* angeeignete Land jedoch an den Staat zurückgeben. Und *rechtmäßig* besetzter Ager publicus – Land unterhalb der Iugera-Grenzen, für das bislang eine Pacht zu zahlen war – geht sogar in das Eigentum der Gutsbesitzer über.

Das frei werdende Land aber soll an Kleinbauern und Bürger ohne Grundbesitz verteilt werden, als Parzellen von 20 bis 30 Iugera; die geringe Pacht an den Staat ist für jedermann erschwinglich.

Die Landflüchtlinge in Rom schöpfen Hoffnung. Die Mehrheit der Senatoren jedoch lehnt das Gesetz ab. Viele von ihnen würden durch die Reform Land verlieren, das sie längst als ihr Eigentum betrachteten. Sie haben in die Böden investiert, um sie urbar zu machen, auf ihnen Gebäude errichtet, mit den Grundstücken Kredite abgesichert oder sie ihren Töchtern

als Mitgift versprochen, ja auf manchen Gütern Verwandte zu Grabe getragen. Einige Ländereien sind inzwischen durch die Hände mehrerer Käufer gegangen. Nun eint der Widerstand gegen die Reform viele Senatoren, die sonst um Ämter und Einfluss rivalisieren.

Wochenlang wirbt Gracchus für seine Vorlage. Mit pathetischen Wendungen zeichnet er die Not römischer Bauernsöhne und Legionäre nach, die aus dem Krieg zurückkommen und kein Auskommen, kein Land finden. Das Volk hat er damit auf seiner Seite.

Doch es ist längst üblich geworden, das Votum des Senats zu hören, bevor ein Tribun in einer Volksversammlung

über ein Gesetz abstimmen lässt. Zwar ist das formell nur eine Meinungsäußerung – aber die Bürger akzeptieren ein solches Votum als bindend. Den Senat zu übergehen schickt sich nicht.

Gracchus aber weiß, dass die ehrwürdigen Herren seiner Vorlage nicht zustimmen werden. Eine Zwangslage: Die Schmach des einst durch den Senat verworfenen Vertrages von Numantia sitzt noch tief. Eine zweite Niederlage würde sein Ansehen endgültig ruinieren.

Soll er deshalb aber die Reform zurückziehen? Er verdankt ihr seinen Wiederaufstieg, fühlt den Rückhalt der Bürger. Und so wagt er Ungeheuerliches: Er beruft direkt eine Volksversammlung ein, die über seinen Entwurf abstimmen soll – und übergeht damit den Senat.

STIMMBERECHTIGT in dieser Volksversammlung sind alle männlichen,

oder ob sie „aufgrund von Schwäche und gegenseitiger Missgunst“ all das, was sie schon besitzen, verlieren.

Er fleht die Wohlhabenden an, Land jenen Menschen zu überlassen, die Kinder – künftige Legionäre – großziehen, und „nicht im Streit um geringfügige Dinge das Wichtigere zu übersehen“.

Eine Aussprache findet nicht statt: Volksversammlungen können die jeweiligen Vorlagen nur annehmen oder verwerfen. Dann gibt Gracchus einem Schreiber das Zeichen, den Gesetzentwurf zu verlesen.

In diesem Augenblick tritt Marcus Octavius vor, einer der anderen neun Volkstribune und eigentlich ein Freund von Gracchus. Doch nun befiehlt Octavius dem Schreiber zu schweigen.

Er macht damit von seinem Vetorecht Gebrauch, das jeder Amtsinhaber gegenüber einem gleichrangigen Beamten genießt – eine alte Regel, mit der sich, vom Volkstribun bis zum Konsul, Roms Ma-

Auch Gracchus begreift die Tragweite der Geste. Er lenkt ein und begibt sich von der Volksversammlung hinüber zum Senat, der in der Curia am Forum tagt.

Vielleicht hofft er, den Ältestenrat mit guten Argumenten und seiner Gabe als Redner doch noch überzeugen zu können. Aber der Empfang ist ernüchternd. Die Senatoren fordern von ihm, sein Reformgesetz zurückzuziehen.

Was soll er tun? Er kann dem Ansinnen nachgeben – und dabei sein Gesicht verlieren. Oder er stellt sich der Konfrontation mit dem Senat, der machtvollsten Institution der Republik – und riskiert so das Ende seiner politischen Karriere.

Aufgebracht verlässt Tiberius Gracchus die Curia. Und entscheidet sich für den Kampf: Offenbar ist er inzwischen bereit, seinen Lebensraum vom Konsulat zu opfern und die Nobilität im Ältes-

TIBERIUS GRACCHUS WIRD VOM SENAT GEDEMÜTIGT

erwachsenen Bürger plebejischer Herkunft (siehe Kasten Seite 169). Das Staatsgebiet ist in 35 Stimmbezirke eingeteilt; vier davon erstrecken sich über die Stadt, die übrigen 31 über die ländlichen Regionen. Zunächst stimmen die Wähler eines jeden Bezirks nach dem Mehrheitsprinzip ab. Erst dann geben die Bezirke ihr Votum bekannt; unterstützen 18 von ihnen ein Gesetz, gilt es als angenommen.

Es ist nicht überliefert, wie viele Bürger dem Aufruf zur Abstimmung an diesem Tag folgen, wahrscheinlich sind es einige Tausend – immerhin müssen die Menschen aus den ländlichen Stimmbezirken dafür eigens an die Tiber reisen.

Eindringlich wirbt Gracchus noch einmal für seine Reform. Er weckt Hoffnungen und schürt Ängste. Gibt zu verstehen, dass es unklug sei, große Güter mit Sklaven zu bewirtschaften – stattdessen solle man lieber verarmte Römer zu Hofbesitzern machen und sie so zum Dienst in den Legionen verpflichten.

Die Römer seien, so Gracchus, militärisch in der Lage, die gesamte bewohnte Erde zu erobern. Gegenwärtig aber stehe auf dem Spiel, ob ihnen das gelingt

gistrat gegenseitig kontrollieren. Jeder Beschluss eines Amtsinhabers kann von dessen Kollegen durch ein Veto blockiert werden. Ein Magistrat kann also nur dann erfolgreich sein, wenn er es schafft, auch seine Kollegen von seinem Vorhaben zu überzeugen – ein wirksames Mittel gegen Machtmissbrauch.

Gracchus tobt. Ihm ist entgangen, dass die Reformgegner vor der Abstimmung Druck auf Octavius ausgeübt haben. Schon wieder droht er zu scheitern. Zum nächstmöglichen Termin beruft er eine neue Volksversammlung ein.

Tagelang liefern sich die beiden Volkstribune nun Rededuellen auf dem Forum. Zugleich legt Gracchus den Staatsbetrieb lahm, indem er durch sein Veto den übrigen Magistraten verbietet, ihre Amtsgeschäfte fortzuführen. Noch ehe es zur neuen Abstimmung kommt, stürzen zwei ehemalige Konsuln auf Tiberius Gracchus zu. Vor aller Augen ergreifen die Aristokraten seine Hände, beschwören ihn unter Tränen, eine Eskalation zu verhindern. Die Volkstribune, so flehen sie, sollen dem Senat die Entscheidung überlassen.

Die Anwesenden erfassen die Symbolik des Auftritts sofort: Die beiden Adeligen bieten ihre Würde und ihr Ansehen auf, um den Streit zu entschärfen.

tenrat herauszufordern. Gracchus kann nicht mehr zurück und glaubt, genug Unterstützung im Volk zu besitzen.

Als die Menge am nächsten Tag wieder zu einer Volksversammlung zusammengeströmt ist, beantragt er, Octavius das Amt des Volkstribuns zu entziehen, da der nicht die Interessen des Volkes vertritt – eine revolutionäre Forderung, die in den Zeiten der Republik noch nie jemand vorgebracht hat. Gracchus ignoriert damit die Aura der Unantastbarkeit, die jeden Volkstribun kraft des Amtes umgibt.

Die 35 Bezirke beginnen mit der Abstimmung. Als sich 17 von ihnen für die Absetzung des Octavius ausgesprochen haben, gebietet Gracchus Einhalt. Er geht auf seinen Gegner zu, umarmt, küsst und umschmeichelt ihn. Octavius möge ein „grundgerechtes und für ganz Italien höchst nützlich Werk nicht zu Fall bringen und den so lebhaft vorgebrachten Wunsch des Volkes vereiteln“.

Scheut Gracchus die Folgen seines Tabubruchs? War der Antrag eine Finte? Er ruft, so überliefert es ein antiker His-

toriker, sogar die Götter als Zeugen an, „dass er nur unter Zwang einen Amtsgenossen seiner Würde beraube“.

Doch Octavius bleibt unnachgiebig. Als der 18. Bezirk sein Votum abgibt, steht die Mehrheit für seine Absetzung. Ein Amtsdienst zerrt Octavius von der Rednertribüne. Der kann sich nur mit Mühe in Sicherheit bringen.

Nun ist der Weg frei für das Reformgesetz des Tiberius Gracchus – es passiert die Versammlung. Eine dreiköpfige Agrarkommission wird eingesetzt. Sie soll Besitzverhältnisse überprüfen und freiwerdendes Staatsland an Bedürftige verteilen. Ins Gremium gewählt werden Tiberius, sein Schwiegervater sowie sein jüngerer Bruder Gaius (obwohl der gerade in Spanien Militärdienst leistet).

Voller Siegesfreude geleitet eine Menschenmenge Gracchus nach Hause, seine Anhänger kehren aufs Land zurück.

nen einen Krieg zu ersparen, hat er die Römer zu Erben eingesetzt.

Als der Gesandte mit dem Testament am Tiber eintrifft, beantragt Tiberius, die Schätze des Königs nach Rom schaffen zu lassen. Sie sollen verwendet werden, um Siedler mit dem Nötigsten auszustatten. Damit mischt er sich in Roms Außen- und Finanzpolitik ein, beides traditionell Domänen des Senats.

Für die Vornehmen ist Gracchus nun zu einer unkalkulierbaren Gefahr geworden.

Den Widerstand im Senat führt Publius Cornelius Scipio Nasica an. Der Pontifex maximus hasst Gracchus, denn Nasica, so berichtet es Plutarch, hat ausgedehnte Flächen an Staatsland besetzt, von denen er nun viele Hektar zurückgeben müsste.

Im Senat behauptet ein Nachbar des Gracchus, der Gesandte aus Pergamon habe dem Tribun ein Diadem und einen Purpurmantel aus dem Nachlass des

Als Gracchus merkt, dass die Stimmung gegen ihn ist, löst er die Versammlung kurzerhand auf, noch ehe sie über das von ihm selbst eingebrachte Vorhaben abstimmen kann. Er verschiebt sie auf den nächsten Tag – wohl, weil er hofft, in der verbleibenden Zeit zusätzliche Anhänger mobilisieren zu können.

Auf dem Forum fleht er gebeugt und unter Tränen um Unterstützung: Er fürchte, seine Feinde würden nachts in sein Haus eindringen und ihn ermorden. Daraufhin sammelt sich eine Menge um ihn, begleitet ihn nach Hause und bewacht das Gebäude.

Der Tribun fasst dadurch neuen Mut. Noch in der Nacht lässt er seine Anhänger den Jupiter-Tempel auf dem Kapitol sowie den Platz davor besetzen. Dort soll am nächsten Tag die entscheidende Volksversammlung stattfinden. Für den Fall, dass sein Leben bedroht wird

DIE LEICHE DES VOLKSTRIKUNS WERFEN SIE IN DEN TIBER

Es ist ein zweifelhafter Erfolg, den er errungen hat, erkaufte mit einem Bruch der politischen Traditionen und einem Angriff auf die Autorität des Senats, wie er in der Geschichte der Republik ohne Beispiel ist. Kein Zweifel, Gracchus weiß, dass er Grenzen überschritten, dass er gleich mehrere Regeln des Gemeinwesens gebrochen hat.

Wohl nur aus Furcht vor der Wut des Volkes lässt der Senat die Landkommission gewähren. Die Senatoren verweigern Gracchus jedoch immer wieder Geld, etwa um die Siedler mit landwirtschaftlichen Geräten auszurüsten. Ohne Mittel aber droht das Landverteilungsprogramm zu scheitern.

Doch dann scheinen Gracchus die Götter hold.

Per Testament vermacht König Attalos III. von Pergamon sein kleinasiatisches Reich dem römischen Volk. Der Monarch war überzeugt davon, dass die Römer seine wohlhabende Region ohnehin bald in ihr Herrschaftsgebiet eingegliedert hätten. Um seinen Unterta-

Verstorbenen überreicht. Gracchus wolle sich zum König krönen lassen. Ein gefährlicher Vorwurf: Denn seit dem Sturz des letzten Monarchen, der Legende nach im Jahr 509 v. Chr., wollen die Römer nie wieder einen König dulden.

Nun schützt Tiberius nur noch die Immunität als Volkstribun. Seine Gegner aber haben bereits gedroht, ihn nach Ablauf seiner Amtszeit wegen der Regelverstöße vor Gericht zu bringen.

Seine Anhänger überreden ihn daher, sich für das kommende Jahr erneut um ein Tribunat zu bewerben. Das aber wäre ein weiterer Bruch mit der republikanischen Tradition. Denn das Gesetz verbietet es, ein Amt ohne Unterbrechung zweimal hintereinander auszuüben.

Mit einer Reihe von Gesetzesinitiativen, die seine Popularität im Volk steigern sollen, stürzt sich Gracchus in den Wahlkampf um eine zweite Amtszeit. So will er etwa die Dauer der militärischen Dienstpflicht verkürzen.

Am Tag der Abstimmung über diese Gesetze ahnen die Anhänger des Tiberius, dass sie diesmal nicht in der Mehrheit sind. Ihrem Anführer droht erstmals eine Niederlage. Möglicherweise sind viele seiner Sympathisanten gerade auf dem Land bei der Ernte und können daher nicht nach Rom kommen.

sie einschreiten sollen, verabredet er mit ihnen ein Handzeichen.

AM MORGEN macht sich Gracchus auf den Weg hinauf zum Kapitol. Als er sein Haus verlässt, stößt er mit dem Fuß gegen die Türschwelle.

Es ist nicht das einzige schlechte Vorzeichen an diesem Tag, von dem die antiken Schriftsteller berichten. Unterwegs erblickt Gracchus zwei Raben, die auf einem Dach miteinander kämpfen. Ein Stein löst sich und fällt dem Volkstribun direkt vor die Füße. Die Männer in seinem Gefolge erstarren vor diesem Wink der Götter. Doch umkehren können sie nun nicht mehr.

Vom Kapitol kommen ihm Freunde entgegen und drängen zur Eile. Es stehe gut. Offenbar sind diesmal mehr Anhänger des Volkstribuns auf dem Platz vor dem Jupiter-Tempel erschienen.

Als die Menge Tiberius erblickt, brandet Jubel auf. Doch im Laufe der Versammlung drängen sich immer mehr Gegner der Reform zwischen die Gefolgsleute des Tribuns. Ein Senator raunt Tiberius eine Warnung zu: Etliche seiner Kollegen planten, ihn zu ermor-

den, falls es ihnen nicht gelänge, den vorsitzenden Konsul zu seiner Absetzung zu bewegen.

Gracchus alarmiert seine Anhänger. Sie entreißen den anwesenden Amtsdienern deren Rutenbündel. Gerade als weiter entfernt Stehende den Aufruhr bemerken und erstaunt fragen, was vor sich gehe, hebt Gracchus die Hand an seinen Kopf.

Es ist das in der Nacht verabredete Zeichen: Nun besteht Gefahr für sein Leben. Eine fatale Geste.

Denn auch seinen Gegnern ist die Bewegung nicht entgangen. Sie eilen zu jenem Tempel, in dem gerade der Senat tagt. Nun sei es bewiesen, rufen sie: Gracchus verlange nach der Königskrone! Er habe mit der Hand sein Haupt berührt.

Im Senat fordert Nasica, den „Tyrannen“ zu stürzen. Der Konsul, der die Sitzung leitet, will beschwichtigen: Er werde einen Bürger Roms nicht ohne Gerichts-urteil töten lassen.

„Der oberste Magistrat verrät die Stadt“, schreit Nasica darauf. Dann ruft er die Senatoren auf, ihm zu folgen – und stürmt aus dem Tempel.

Die Würdenträger Roms und ihre Helfer prügeln sich durch das Volk. Sie erblicken schließlich Gracchus, der von seinen Anhängern geschützt wird. Die Senatoren und ihre bezahlten Handlanger erschlagen die Bewacher.

Gracchus versucht zu entkommen. Da hält ihn ein Angreifer an seiner Toga fest. Gracchus windet sich aus dem Übergewand. Ein paar Schritte, fast ist er frei – bis er über die leblosen Körper seiner Anhänger zu Boden stürzt. Als er sich aufrichten will, versetzt ihm ein Volkstribun mit einem Stuhlbein einen Hieb auf den Kopf. Dann schlägt ein anderer Verfolger zu. Tiberius Gracchus stirbt unter den Prügeln seiner Gegner.

Wohl mehr als 300 Bürger verlieren an diesem Tag das Leben. Noch in der Nacht lassen die Senatoren die Toten in den Tiber werfen.

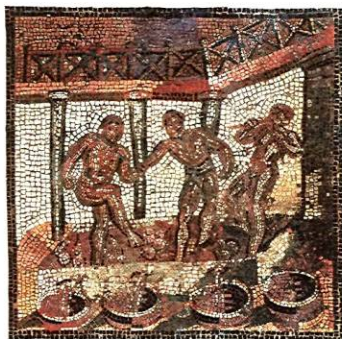
Unter den Körpern ist auch der Leichnam von Tiberius. Kein Grab, kein Ort soll an den Tribun erinnern, der es

wagte, das Volk von Rom gegen den Senat aufzuwiegen.

Im Jahr darauf setzt der Ältestenrat einen Sondergerichtshof ein, der die überlebenden Gracchus-Anhänger verfolgt. Viele werden eingekerkert, verbannt oder exekutiert.

Die Stimmung in Rom ist danach „zwischen Trauer und Freude geteilt“, so ein antiker Geschichtsschreiber. Die einen beklagen die „Herrschaft der Fäuste und brutaler Gewalt“, die anderen – Feinde der Reform – „sahen ihre sämtlichen Wünsche erfüllt“.

Einen Aufstand gegen den Senat wagten die verbliebenen Gracchus-Anhän-



Die Erträge ihrer Güter – hier das Keltern von Wein – sind für die Senatoren Quelle des Reichtums. Ohne ihr Geld könnten sie keine politische Karriere machen

ger nicht, ihren Hass richten sie vor allem auf Nasica. Der Senat entsendet den Oberpriester in die Provinz Asia, um ihn vor dem Zorn der Menge zu schützen. Wie ein Verdammt soll er in der Fremde umhergeirrt sein, bis ihn ausgerechnet bei Pergamon der Tod ereilt.

Die überaus populäre Agrarreform tasten die Senatoren indes nicht an. Sicherlich fürchten sie die Wut des Volkes; zudem wollen sie auf diese Weise demonstrieren, dass sich ihr Gewaltausbruch nicht gegen die Ziele des Gracchus, sondern gegen seine Mittel, seine Missachtung der politischen Gepflogenheiten gerichtet hat. Und so bleibt auch die Landvergabekommission im Amt. Eine Volksversammlung wählt anstelle des ermordeten Gracchus einen seiner Verwandten in das Gremium.

Tausende, vielleicht Zehntausende Siedler und Kleinbauern versorgt die Kommission in den folgenden Jahren mit Parzellen. Zahlreiche Grundbesitzer müssen Land herausgeben.

Zuerst entzieht die Kommission Ackerboden, der eindeutig gegen das Gesetz besetzt und genutzt wurde.

Dann muss sie sich auch den strittigeren Fällen zuwenden und stößt zunehmend auf Schwierigkeiten. Es fehlen genaue Aufzeichnungen darüber, wo die Grenzen zwischen Privatland und Ager publicus verlaufen. Oft haben Gutsbesitzer Grenzsteine ausgegraben, um die Eigentumsverhältnisse zu verschleiern. Oder Staatsland ist in die Hände von Käufern übergegangen, die sich nun weigern, das im guten Glauben erstandene Land zurückzugeben.

Angesichts der sich häufenden Probleme kommt die Arbeit der Kommission nach einigen Jahren nahezu zum Erliegen. Das Reformprojekt des Tiberius Gracchus droht zu scheitern.

NEUN JAHRE nach dem Tod seines Bruders begibt sich auch Gaius Gracchus, der zuvor zwölf Jahre im Militär gedient hat, in die römische Politik. 124 v. Chr. wird er gegen den Widerstand der Nobilität zum Volkstribun gewählt.

Gaius will die Reformen seines Bruders fortsetzen, und er ist als Politiker weitaus geschickter als Tiberius. Er bringt viele Gesetze durch, lässt unter anderem neue Kolonien für Siedler gründen – zum ersten Mal auch außerhalb Italiens, auf dem Boden des zerstörten Karthago. 6000 Bürger sollen dort je 200 Iugera Land erhalten. Bisher haben es die Römer vermieden, Siedler in fernen Provinzen anzusiedeln – möglicherweise, um nicht Machtzentren an der Peripherie des Imperiums wachsen zu lassen und so den Zusammenhalt der römischen Bürger zu gefährden.

Der Senat muss den Tribun gewähren lassen, obwohl der offensichtlich davon angetrieben ist, den Bruder zu rächen und die Macht des Ältestenrates zu beschneiden.

So legt Gaius einen Gesetzentwurf vor, nach dem ein Bürger nur nach Bestätigung durch eine Volksversammlung zum Tode verurteilt werden kann. Die Vorlage soll rückwirkend gelten und zielt gegen jenes Sondergericht, das zahlreiche Anhänger seines Bruders abgeurteilt hat. Dessen ehemaliger Vorsitzender geht nun freiwillig ins Exil.

Gaius gelingt sogar, woran sein Bruder scheiterte: Er ist im Volk so beliebt, dass er 123 v. Chr. sofort wieder Tribun wird. Eine solche Wiederwahl ist zwar nach wie vor verboten, da sich aber diesmal nicht genügend Kandidaten zur Wahl stellen oder sie nicht die erforderliche Mehrheit erhalten, erlaubt eine Bestimmung, dass das Volk einen beliebigen Aspiranten berufen darf.

Die Senatoren fürchten erneut um ihre Macht und beauftragen einen anderen Tribun, Gaius beim Volk zu übertrumpfen – diesmal jedoch nicht durch sein Veto, sondern durch noch populärere Gesetze und leere Versprechungen.

Als Gaius beispielsweise vorschlägt, zwei neue Kolonien auszurufen, schlägt der Mann des Senats zwölf Neugründungen in Italien vor (deren Realisierung aber wohl nicht ernsthaft geplant ist).

Das Werben um die Gunst des Volkes ist auf beiden Seiten zum Machtinstrument geworden. Das Buhlen um die Menge zum Kalkül jedes Politikers.

Nach einer Reihe von Niederlagen – er scheitert mit seinen Gesetzesinitiativen oder zieht sie zurück (etwa einer Vorlage, die allen Latintern das römische Bürgerrecht zubilligen soll; sein Konkurrent will lediglich einen Erlass erwirken, der sie vor ungerechter Behandlung in der Armee schützt, und trifft damit die Stimmung der auf die Wahrung ihrer Privilegien bedachten Römer besser) –, reist Gracchus nach Nordafrika, um auf dem Gebiet Karthagos eine der neuen Kolonien aufzubauen.

Als er zwei Monate später zurückkehrt, scheint das Volk seiner überdrüssig zu sein.

„Weil“, wie Plutarch berichtet, inzwischen „zahlreiche Demagogen um seine Gunst buhlten und der Senat ohne Feilschen alle seine Wünsche erfüllte.“

Auch erweist sich sein Verbündeter Marcus Fulvius Flaccus, ein ehemaliger Konsul und Mitglied der Landkommission, der die Gracchus-Anhänger unterdessen führt, als schlechter Redner und ungeschickter Taktierer.

Vergebens versucht Gaius, sich vor den nächsten Wahlen wieder beliebt zu machen. Er zieht sogar in ein weniger vornehmes Stadtviertel um. Doch ein drittes Tribunat bleibt ihm verwehrt.

Ein anderer Volkstribun beantragt, die von Gracchus gegründete Kolonie in Nordafrika wieder aufzulösen. Nach ihrem Sieg über Karthago hatten die Römer die Stadt zerstört und das Land mit einem Fluch belegt. Schon raunen sich die Menschen Nachrichten über unheilvolle Omen zu: Wölfe sollen die von Gracchus gesetzten Grenzsteine ausgegraben und weggezerrt haben. Der Senat bittet die Auguren um ein Gutachten. Die Priester verkünden, die Götter seien dem Projekt nicht gesonnen.

Am Tag der Abstimmung über den Vorschlag ist die Atmosphäre in Rom wieder so gespannt wie im Jahr 133 v. Chr. Anhänger beider Parteien drängen sich schon im Morgengrauen auf dem Kapitol. Die Gefolgsleute, die Gracchus geliebt sind, fühlen sich provoziert und erstehen einen Amtsdieners. Die Menge läuft im Tumult auseinander.

Der Konsul Lucius Opimius, ein erbitterter Gegner von Gaius Gracchus, befiehlt nun allen Senatoren und Rittern, sich am nächsten Tag mit Waffen und Gefolgsleuten einzufinden.

Am Morgen fordern die Senatoren von Gracchus und seinen Anhängern zunächst, sich vor dem Ältestenrat zu verantworten. Die zeigen sich zwar grundsätzlich zu Verhandlungen bereit, verweigern aber den Gang zum Senat und besetzen stattdessen den Aventin.

Auf die Nachricht von der Weigerung der Aufständischen hin erteilt der Senat Konsul Opimius die Vollmacht, die Stadt mit allen Mitteln zu schützen und von Gracchus und Flaccus zu befreien. Das *senatus consultum ultimum* ist ein völlig neuartiger Notstandsbeschluss.

Und der Konsul macht von ihm Gebrauch. Ohne zu zögern lässt er den Aventin stürmen, Bogenschützen aus Kreta unterstützen die Attacke: Zum

ersten Mal in der Geschichte der Republik kämpfen reguläre Truppen auf dem Gebiet der Stadt gegen Römer.

Gaius kann fliehen, die meisten seiner Anhänger ergeben sich oder fallen im Kampf gegen die übermächtigen Gegner. Schließlich tötet ihn sein Sklave in auswegloser Lage mit dem Schwert; das Haupt des jüngeren Gracchus lässt Opimius mit Gold aufwiegen. Gedeckt durch den Notstandsbeschluss des Senats, ordnet er in der Folgezeit zudem an, 3000 Anhänger von Gracchus zu erschlagen.

Die in Afrika angelegte Kolonie wird aufgegeben, die Arbeit der Landkommission durch neue Gesetze immer weiter eingeschränkt. 111 v. Chr. endet die Zuweisung von Grundstücken.

DOCH AUCH WENN das große Reformprojekt der beiden Brüder letztlich scheitert: In der kurzen, feibrigen Zeit ihres Wirkens haben Tiberius und Gaius Gracchus die Republik für immer verändert – der eine wahrscheinlich getrieben von dem Wunsch, eine frühe Demütigung vergessen zu machen, der andere als Rächer seines Bruders.

Indem sie die Unzufriedenheit der verarmten Bürger aufgriffen und mit Unterstützung des Volkes den Versuch unternahmen, die Macht des Senats zu brechen, kündigten sie den Konsens auf, der die Oberschicht aller internen Konkurrenz zum Trotz über Jahrhunderte geeinigt hatte. Auf diese Herausforderung durch die Gracchus-Brüder reagierte die römische Machtelite entschieden – und mit blutiger Härte.

Und so endet in diesen Jahren am Tiber die Bereitschaft, Konflikte durch Gespräch und Diplomatie zu lösen. Gewalt entscheidet fortan viele Auseinandersetzungen.

Die Exzesse auf dem Kapitol und dem Aventin sind nur ein Vorspiel: Schon bald kämpfen Politiker nicht mehr bloß mit Gesetzesbrüchen und gedungenen Schlägern um die Macht in Rom – sondern mit kompletten Legionen. □

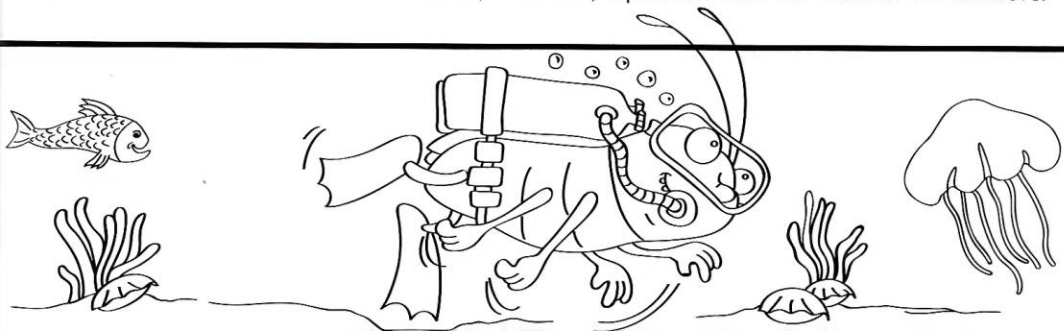
Literaturempfehlung: Bernhard Linke, „Die römische Republik von den Gracchen bis Sulla“, Wissenschaftliche Buchgesellschaft: thesestarke, gut lesbare Darstellung einer komplizierten Zeit.

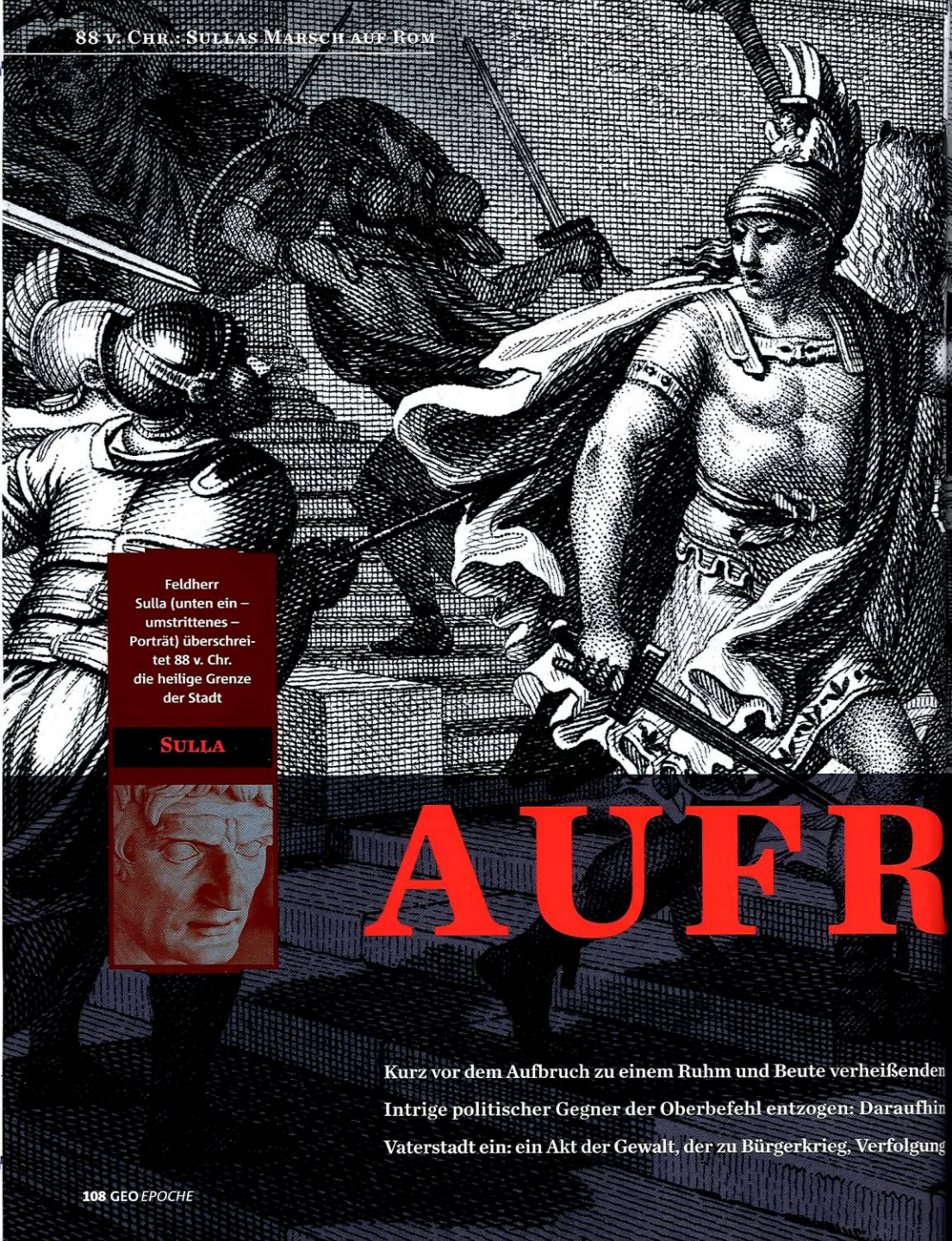
Der Berliner Autor Dr. Ralf Berhorst, 48, schreibt regelmäßig für GEOEPOCHÉ. Die Person des Tiberius Sempronius Gracchus hat ihn besonders gereizt. Vor allem wegen der ambivalenten Motive des Volkstribuns, dessen Reformpolitik zwar die Verarmung der Bauern mildern, zugleich aber auch seine Karriere fördern sollte.



Für großen Spaß in den großen Ferien.

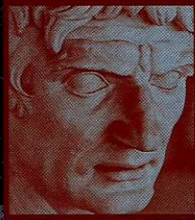
GEOmini – und für noch mehr Basteln, Rätseln, Spielen: das 80-Seiten-Ferienheft.





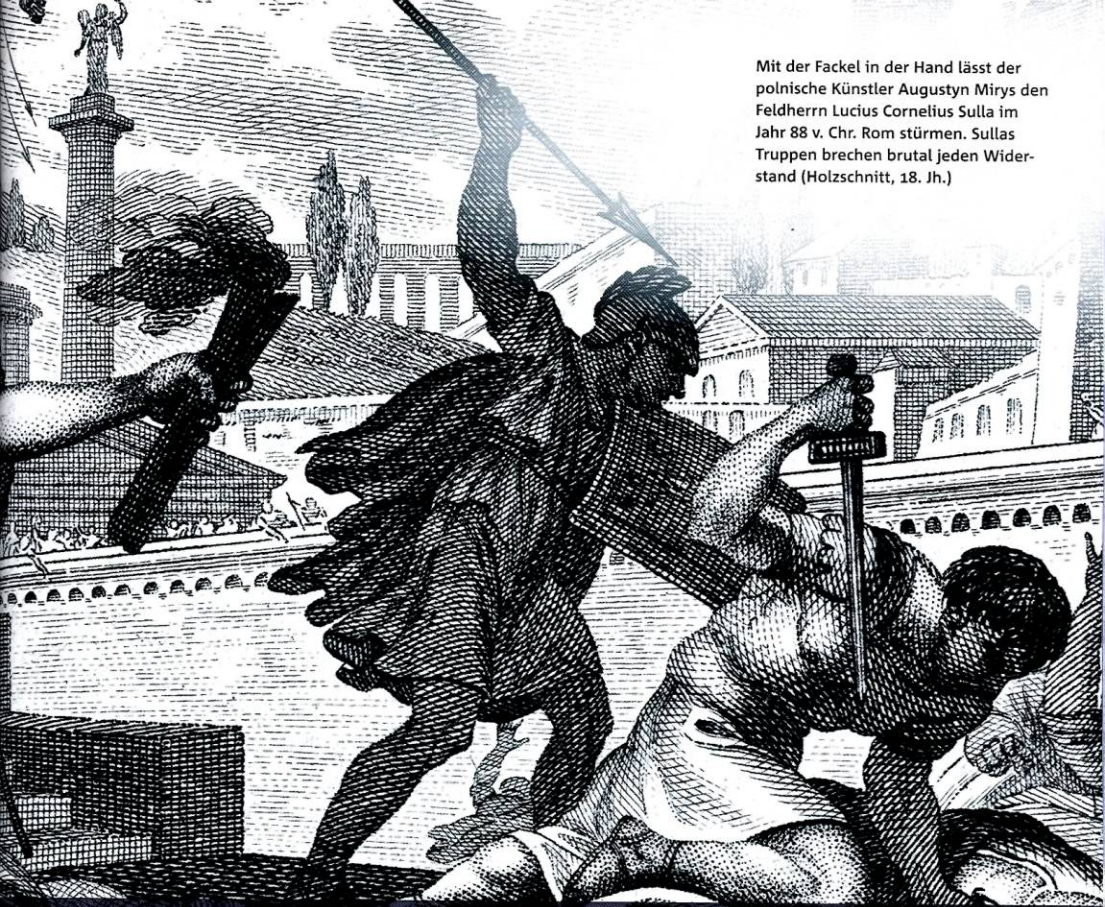
Feldherr
Sulla (unten ein –
umstrittenes –
Porträt) überschreitet 88 v. Chr.
die heilige Grenze
der Stadt

SULLA



AUFR

Kurz vor dem Aufbruch zu einem Ruhm und Beute verheißenden
Intrige politischer Gegner der Oberbefehl entzogen: Daraufhin
Vaterstadt ein: ein Akt der Gewalt, der zu Bürgerkrieg, Verfolgung



Mit der Fackel in der Hand lässt der polnische Künstler Augustyn Mirys den Feldherrn Lucius Cornelius Sulla im Jahr 88 v. Chr. Rom stürmen. Sullas Truppen brechen brutal jeden Widerstand (Holzschnitt, 18. Jh.)

UHR *am Tiber*

Feldzug nach Kleinasien wird dem Konsul Lucius Cornelius Sulla nach einer
marschiert Sulla als erster Bürger Roms in der Geschichte mit einem Heer in seine
und der Entwicklung einer Diktatur führen wird. **VON INSA BETHKE**

Der Krieg hat Roms Soldaten jahrhundertlang in fremde Reiche getragen, nach Kleinasien, an die zerfurchten Küsten des Balkans, auf die Iberische Halbinsel, ins heutige Südfrankreich, nach Griechenland oder Nordafrika. Dieser Feldzug aber, zu dem es 88 v. Chr. kommt, treibt die Truppen nicht in ferne Länder, sondern führt sie ins Herz der Republik. Nach Rom.

Es ist ein Waffen- gang, wie es ihn eigentlich nicht geben kann, nicht geben dürfte. Denn die Stadtgrenze Roms gilt seit Gründungszeiten als heilig; kein Befehlshaber hat die aus weißen Steinen gesetzte Markierung je im Waffenornat überschritten, es sei denn zum Triumphzug.

Dieser Marsch jetzt ist: ein Sakrileg.

Doch der Mann, der ihn anführt, weiß seine Truppen hinter sich. In einer Zeit, in der das politische Kräftefeld der Republik längst aus dem Gleichgewicht geraten ist, in der ehrgeizige Politiker das Volk gegen den Senat ausspielen und Aristokraten Schlagertruppen auf ihre politischen Gegner hetzen, verlässt er sich auf die Kampfkraft seiner Soldaten.

Und dieser Tabubruch ist erst der Anfang. Jahre später, am Ende eines wirren Bürgerkriegs, wird sich dieser Mann an die Spitze der Republik putzen und ganz Italien mit Terror überziehen: Lucius Cornelius Sulla, Spross einer abgewirtschafeten Adelsfamilie, Verfasser derber Komödien, Senator, Konsul, Diktator, tausendfacher Mörder.

Ein Mensch, der vor dem Senat gewählte Worte findet, während gleich nebenan in seinem Auftrag Menschen massakriert werden. Der seine Gegner mithilfe öffentlicher Todeslisten zur Hatz freigibt und die Jäger reich belohnt; der Gräber schänden und Mauern schleifen lässt. Ein Mann, der zutiefst

konservativ ist, der für die Herrschaft der Senatsaristokratie kämpft.

Wohl nie zuvor hat ein Römer seine Ziele skrupelloser verfolgt als Lucius Cornelius Sulla – und wohl keiner hat seine Zeitgenossen mehr verblüfft. Denn als alle Gewalt schließlich in seinen Händen liegt, zieht er sich auf dem Höhepunkt seiner Macht auf ein Landgut zurück. Da mag Sulla die wichtigsten Ziele seines Lebens erreicht haben:

seine eigene Ehre zu retten und die politische Vormacht seines Standes. Doch zu welchem Preis?



JUGURTHA

Der numidische Herrscher provoziert Rom zum Krieg in Nordafrika. Es ist die erste Gelegenheit für Sulla, sich auszuzeichnen

EIN TAG, wenige Wochen vor dem Marsch auf die Tiberstadt: Wie muss Sulla dieser Anblick erleichtern. Nach einer langen Reise von Rom nach Südosten tauchen vor ihm Wachtürme auf, pfahlbewehrte Wälle, Toranlagen. Sechs Legionen lagern hier in der kampfanischen Ebene, 200 Kilometer von Rom entfernt, und warten auf sein Kommando: rund 30 000 Soldaten.

Kurz zuvor hat Sulla – der gerade als Konsul amtiert – in einem

Gesetzgebungsverfahren eine peinliche Niederlage erlitten, die er nun auf dem Schlachtfeld wettmachen will: mit einem Sieg über den kleinasiatischen König Mithridates VI. von Pontos, der die römische Provinz Asien überfallen hat.

Doch noch ehe Sulla mit seinen Truppen aufbrechen kann, erreicht ihn eine ungeheuerliche Nachricht: Eine Volksversammlung in Rom hat ihm das Kommando für den Krieg in Kleinasien entzogen und, schlimmer noch, seinem Rivalen Gaius Marius übertragen.

Marius, ein fast 70-jähriger Ex-Konsul und früherer Retter Roms vor den Kimbern und Teutonen, hat zuletzt täglich Waffenübungen auf dem Marsfeld abgehalten, um zu demonstrieren, dass er noch kampftauglich ist. Mit dem

Krieg gegen Mithridates will er seinen verlassenden Ruhm auffrischen.

Der Auftrag an Marius ist ein Affront für Sulla. Der Kommandoentzug verletzt nicht nur seine Ehre – er gefährdet sein politisches Überleben.

Ursprünglich hatte Sulla den Befehl, gegen Mithridates Krieg zu führen, gleich nach seiner Wahl zum Konsul erhalten. Doch dann brüskierte ihn ein innenpolitischer Gegner: der Volkstribun Publius Sulpicius Rufus, der die Bevölkerung gegen den Senat aufwiegelte und im Alleingang Reformvorschläge in die Volksversammlung einbrachte. Als Sulla mit Tricks versuchte, eine Abstimmung über Gesetze zu verhindern – darunter eines, das die rechtliche Gleichstellung römischer Neubürger vorsah –, hetzte Rufus Schlagertruppen auf die beiden Konsuln, Männer seiner 3000-köpfigen Leibgarde.

Nach diesem Eklat flüchtete Sulla in den Krieg gegen Mithridates. Doch noch während er zu den Truppen unterwegs war, ließ Rufus den Kommandowechsel von einer Volksversammlung beschließen.

Sulla ist zwar immer noch Konsul, doch seine Autorität ist erschüttert, sogar sein Leben in Gefahr – Anhänger und Verwandte sind bereits von seinen Feinden ermordet worden. Und selbst wenn er heil davonkommt, weiß er, welche Zukunft einem Gescheiterten droht. Nach Ablauf seiner Amtszeit bliebe ihm allein der Rückzug ins Privatleben. Er sieht daher nur einen Ausweg: Er muss das Kommando zurückerobern, notfalls mit Gewalt.

Das aber hieße, Truppen nach Rom zu führen. Und dieser Plan sprengt alles Denkbare.

Denn rund um das Zentrum der Kapitale verläuft das *pomerium*, eine aus weißen Steinen gesetzte, heilige Grenze. Sie trennt die zivile Welt der Römer – in der es keine Polizei, keine staatlichen Sicherheitskräfte gibt und das offene Tragen von Waffen verboten ist – von der Welt des Militärs.

An dieser Grenze tauschen Feldherren auf dem Weg in den Krieg ihre Toga gegen die Rüstung, und an dieser Grenze endet bei der Heimkehr ihr *imperium* und damit die Befehlsgewalt über ihr Heer. Römische Legionen über diese Markierung zu führen ist der größte vorstellbare Frevel. Nie zuvor sind Soldaten der Bürgerarmee gewaltbereit ins Zentrum gezogen.

So gewagt ist Sullas Vorhaben, dass er die Entscheidung darüber seinen Soldaten überlässt: Auf einer Versammlung informiert er sie über das Geschehene. Der Wortlaut seiner Rede ist nicht überliefert, aber Sulla malt seinen Männern wohl aus, dass Marius als neuer Befehlshaber vermutlich eigene Kämpfer auf den Feldzug gegen Mithridates mitnehmen würde und sie selbst dann beim Beutemachen leer ausgingen.

Daraufhin fordern die Truppen ihren Feldherrn brüllend auf, an ihrer Spitze

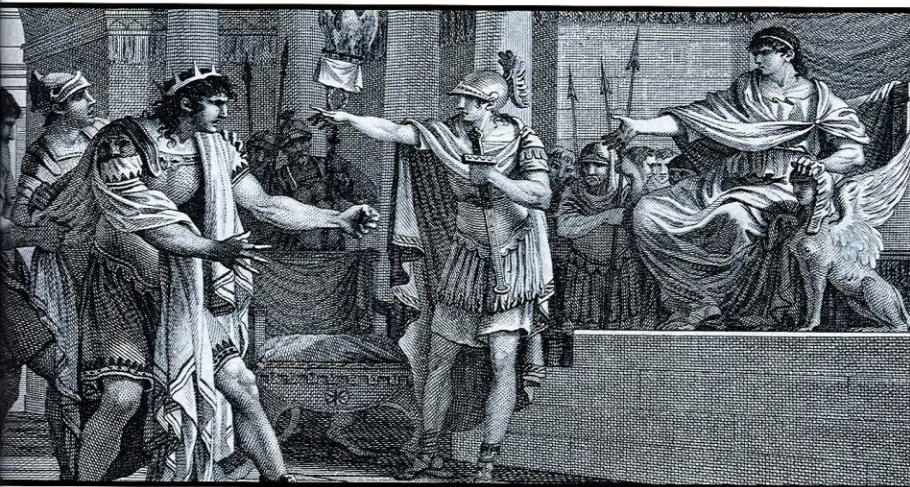
den Dächern ihrer Häuser schleudern, können die Einwohner nicht gegen die Soldaten aufbieten.

Sulla lässt jedes Haus in Brand setzen, in dem sich Widerstand regt. Auf einem großen Platz im östlichen Teil der Stadt prallen seine Truppen auf Gärten seiner Gegner. Doch die können den Legionären nicht standhalten: Binnen Stunden kontrollieren die Soldaten Rom.

zu Staatsfeinden – darunter auch Marius, der sich jedoch nach Nordafrika absetzen kann. Auch den meisten anderen Geächteten gelingt die Flucht aus Italien. Publius Sulpicius Rufus aber, Sullas Todfeind, wird gefasst und ermordet.

Nachdem der Konsul sein Kommando zurückerhalten hat, schickt er die Truppen nach Kampanien, wo sie sich für den Krieg gegen Mithridates erneut bereithalten sollen.

In den Alltag der Römer kehrt, so scheint es, wieder Normalität ein.



Als Unterhändler gelingt es Sulla (Mitte) 105 v. Chr., den König von Mauretanien (im Bild rechts) dazu zu bewegen, Jugurtha (links) den Römern auszuliefern. Der Krieg in Numidien ist damit beendet. Den Ruhm dafür aber erntet General Gaius Marius (Augustyn Mirys, 18. Jh.)

gegen Rom zu ziehen. So groß ist die Wut über den Kommandoentzug, dass zwei von Marius gesandte Emissäre, die Sullas Truppen übernehmen sollen, nach ihrer Ankunft gesteinigt werden.

Die hohen Offiziere jedoch befehlen Skrupel: Bis auf einen verlassen angeblich alle das Feldlager. Sullas Mitkonsul dagegen schließt sich dem Heer an, das nun mit 30 000 Mann gegen Rom zieht.

Dort ist der Senat schockiert, als die Nachricht von dem Vormarsch eintrifft. Der Rat schickt Sulla mehrere Boten entgegen, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen – vergebens.

Vor Rom teilt der General das Heer und lässt seine Männer von mehreren Seiten vorrücken. Die Stadt ist dem Angriff hilflos ausgeliefert. Reguläre Truppen gibt es nicht, und die Verteidigungsanlagen sind größtenteils veraltet. Mehr als Ziegel und Steinbrocken, die sie von

Damit ist zum ersten Mal in der Geschichte Roms genau das eingetreten, was man mit der Grenzziehung verhindern wollte: Die Stadt fällt in die Hände der Armee.

In der Nacht verhindern Wachen Plünderungen; Sulla patrouilliert persönlich durch die Straßen, um für Ruhe zu sorgen. Tags darauf lässt er seinen Einmarsch vom eingeschüchterten Senat nachträglich billigen: als Notstandsmaßnahme, um die von dem Volkstribun Rufus angeblich bedrohte Republik zu retten.

Die Senatoren annullieren zudem alle Gesetze, die Rufus gegen die Konsuln initiiert hat, geben Sulla das Oberkommando für den Krieg in Kleinasien zurück und erklären zwölf seiner Gegner

Doch der Frieden trägt. Denn es dauert kein Jahr, bis Sullas Gegner ebenfalls über Truppen gebieten.

DASS DIE ALTE ORDNUNG der Republik ins Wanken geraten ist, wurde schon 133 v. Chr. offensichtlich. Um das Verarmen immer größerer Teile der ländlichen Mittelschicht einzudämmen und sich zu profilieren, wollte der Volkstribun Tiberius Sempronius Gracchus die Nutzung öffentlichen Landes durch Großgrundbesitzer einschränken und Teile davon an mittellose Bürger vergeben (siehe Seite 99).

Weil er Widerstand erwartete – viele Vornehme besaßen ausgedehnte Güter –, ließ Gracchus eine Volksversammlung das Gesetz verabschieden, ohne sich zuvor mit dem Senat abzusprechen. Auf diese Weise instrumentalisierte er das Volkstribunat – ursprünglich ein Schutz-

organ, das Bürger vor staatlicher Willkür bewahren soll – für eine direkte Konfrontation mit der Oberschicht. Dafür zahlte er mit seinem Leben: Aufgebrachte Senatoren ermordeten Gracchus und Hunderte seiner Anhänger.

Zehn Jahre herrschte Ruhe, dann trat Gaius Sempronius Gracchus, der Bruder von Tiberius, an die Stelle des Getöteten. Zwar endete auch sein Versuch, gegen den Senat Reformen durchzusetzen, in Chaos und Gewalt. Doch die Aristokratie zerfiel nun in zwei Lager.

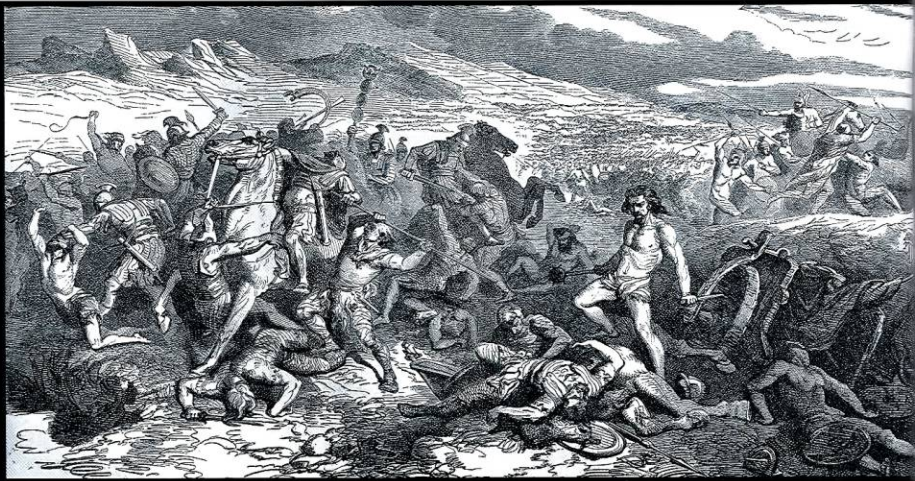
hänger schnell zu vergrößern. Zudem spielten sie das Volk gegen die Senatsmehrheit aus, indem sie ohne Absprachen und gegen den Willen der anderen Senatoren Gesetze von Volksversammlungen beschließen ließen.

Damit aber geriet der gesellschaftliche Konsens, der die Republik über Jahrhunderte geprägt und stabilisiert hatte, ins Wanken. Zwar wagte nach dem gewaltsamen Tod von Gaius Gracchus

Eingreifen genötigt. Roms Legionen gelang es zwar, Jugurtha zur Kapitulation zu drängen. Doch der Verhandlungsführer der Römer, ein amtierender Konsul, gewährte ihm einen auffällig milden Frieden. In der Tiberstadt werden Bestechungsvorwürfe laut.

Als Rom im Jahr darauf erneut Truppen nach Numidien schicken muss – die diesmal von Jugurtha geschlagen werden –, sorgt einer der Volkstribunen für die Einrichtung eines Sondergerichts, das Senatoren wegen Bestechung ver-

Bei Aquae Sextiae vernichteten Marius' Legionäre 102 v. Chr. nach Italien drängende Germanen (Bild). Politisch beweist der General weniger Geschick. Er wendet sich gegen die Konservativen im Senat und damit auch bald gegen Sulla, dem er 88 v. Chr. ein Militärkommando entreißt (Holzstich, 19. Jh.)



Eine Mehrheit von Konservativen, die *optimates* („die Besten“), verteidigte fortan die traditionelle Machtstellung des Senats gegen die *populares* („die Volksfreundlichen“) – jene Senatoren, die nach dem Beispiel der Gracchen mit Hilfe des Volkes Politik machen wollten.

Lange hatte der Adel die Geschicke der Republik maßgeblich bestimmt; hatten die Bürger darauf vertraut, dass die Senatsaristokratie stets die richtigen Entscheidungen trifft. Nun aber nutzten die Popularen die wachsende Kluft zwischen Arm und Reich, um die Massen für ihre Pläne zu gewinnen, und propagierten Themen wie etwa die Agrarreform oder eine Verbesserung der Getreideversorgung.

Damit hatten die Popularen eine Strategie gefunden, um die Schar ihrer An-

hänger im Jahr 121 v. Chr. zunächst kein Popular weitere Vorstöße gegen die Optimaten. Die mächtige Familie der Metelli beherrschte das politische Geschehen der folgenden Jahre, und der Senat beendete die Landverteilung.

Doch dann offenbarte sich ein weiteres Problem: Die Republik drohte ausgerechnet dort zu versagen, wo sie über Jahrhunderte stets triumphiert hatte – in der Kriegsführung.

IM JAHR 111 V. CHR. sendet der Senat ein Heer ins nordafrikanische Numidien, um in dem eng mit Rom verbundenen Reich einen Empörer niederzuringen: Nach dem Tod des alten Königs hat dessen Adoptivsohn Jugurtha das Erbe an sich gerissen und die Senatoren zum

urteilen und selbst ehemalige Konsuln in die Verbannung schicken kann.

Roms politische Führung scheint unfähig, den Konflikt mit Jugurtha zu beenden. 107 v. Chr. entzieht eine Volksversammlung daher dem amtierenden Feldherrn die Befehlsgewalt – ein außergewöhnlicher Vorgang in der Geschichte der Republik. Zum neuen Konsul und Heerführer in Numidien bestimmt das Volk einen Mann, der sich bereits als Offizier ausgezeichnet hat: Gaius Marius.

Der Sohn eines Gutsbesitzers ist beim Adel verhasst, denn er gilt als politischer Niemand, der das Konsulat allein seinem Ruf als Offizier sowie einem geschickten Wahlkampf verdankt.

Für den Krieg rekrutiert Marius erstmals in größerem Stil Besitzlose, die zuvor vom Militär ausgeschlossen waren: Freiwillige vom Land zumeist, die sich von ihrem Feldherrn Brot, Lohn und

einen Acker versprechen, der sie nach dem Kriegsdienst ernähren wird.

Vermutlich hat Marius dafür Gebiete in Nordafrika im Sinn; doch dafür wird er in Rom kämpfen müssen, denn der Senat sperrt sich weiterhin gegen die Verteilung von Land an Arme.

Mit dieser Armee kämpft Marius zwei Jahre lang in Numidien – und kehrt als Kriegsheld nach Rom zurück.

Über seinem Triumph aber liegt ein Schatten. Denn den entscheidenden Streich gegen Jugurtha hat nicht Marius ausgeführt, sondern einer seiner Offiziere: Lucius Cornelius Sulla, ein Außen-seiter wie er.

Sulla, geboren 138 v. Chr., stammt zwar aus einem der ältesten Patriziergeschlechter Roms, doch sein Familienzweig hat den guten Ruf bereits vor langer Zeit verloren – so ist einer der Vorfahren einst wegen Habgier aus dem Senat verstoßen worden.

Der junge Mann erhält eine standesgemäße Ausbildung, studiert griechische und lateinische Literatur. Der Adelssohn ist redewandig und gut aussehend; er liebt das leichte Leben, den frivolen Witz, aus seiner Feder fließen Komödien mit derbem Humor. Zu seinen Freunden zählen Künstler, Schauspieler, Sänger.

Nach dem Tod seines Vaters lebt er angeblich in einer Wohnung zur Miete – im gleichen Haus mit einem freigelassenen Sklaven.

Der Autor Plutarch berichtet, dass Sulla von seiner verstorbenen Stiefmutter wie auch von seiner toten Geliebten, einer Edelprostituierten, beträchtliche Summen geerbt habe. Vielleicht ist es dieses Geld, das seinen Ehrgeiz weckt: Denn nach Jahren des zügellosen Lebens wagt Sulla mit etwa 30 Jahren den Einstieg in die Politik.

Es ist nicht überliefert, ob er zuvor den zehnjährigen Militärdienst geleistet hat, den Aspiranten auf eine Ämterlaufbahn üblicherweise absolvieren. Auf jeden Fall hat er einen Ruf als hervorragender Reiter, als er 108 v. Chr. eine Quästur erhält, die unterste Stufe in der Ämterlaufbahn, und unter Gaius Marius als Kavallerieführer in den Krieg gegen Jugurtha zieht.

Sulla ist beliebt unter den Kämpfern: Er nimmt an jedem Gefecht teil, hört auf die Sorgen seiner Männer, erweist ihnen Gefälligkeiten, verleiht Geld. Weil er zudem über diplomatisches Geschick ver-

fügt, beauftragt Marius ihn mit einer schwierigen Mission: Jugurthas wichtigsten Verbündeten zu überreden, den Numider zu verraten und in einen Hinterhalt zu locken.

Die List gelingt, der königliche Gefangene wird ausgeliefert – doch nicht etwa Marius, dem Heerführer, sondern Sulla. Der nutzt fortan jede Gelegenheit, sich für die Tat zu rühmen.

Das wird einem ehrgeizigen Mann wie Marius nicht gefallen, doch kann der auf seinen talentierten Offizier nicht verzichten. Denn nördlich der Alpen gibt es ein neues, weitaus bedrohlicheres Problem: Germanen drängen gegen die Grenzen des Imperiums.

Kimbern, Teutonen sowie Angehörige zahlreicher anderer Stämme – zusammen wohl mehrere Hunderttausend Männer, Frauen und Kinder – sind bereits im Jahr 113 v. Chr. auf der Suche nach Siedlungsland in das heutige Kärnten eingefallen, wo ein mit Rom verbündeter keltischer Stamm siedelt. Die zur Hilfe entsandten Legionen vermochten die Germanen nicht aufzuhalten.

Bei einem Gefecht 105 v. Chr. im heutigen Südfankreich bringen sie Roms Truppen die schlimmste Niederlage seit Hannibal bei: Zehntausende Soldaten werden in der Schlacht getötet.

Die Römer befürchten nun eine germanische Invasion in Italien – und wählen Marius deshalb mehrfach nacheinander zum Konsul (in diesen Zeiten der Not kümmert sich die Bevölkerung nicht darum, dass die Magistrate eigentlich jedes Jahr wechseln sollen).

Marius nutzt die Zeit. Sorgfältig bereitet er die Verteidigung gegen die Germanen vor: Er rekrutiert neue Soldaten, darunter viele Freiwillige, hält aber auch jene Männer unter Waffen,

die schon seit Jahren im Kriegsdienst stehen. Zudem strukturiert er die Legionen um (siehe Kasten Seite 118).

102 v. Chr. machen sich die Germanen, aufgeteilt in zwei Großverbände, schließlich in Richtung Italien auf. Die eine Gruppe wird von Marius noch in Südfankreich geschlagen, die andere vernichtet er in der Po-Ebene.

Seine Rechnung ist aufgegangen. Gerade die besitzlosen Kämpfer haben sich als äußerst motiviert und loyal erwiesen: Denn ihre Lebensgrundlage – ob in

Form von Geld, Beute oder der Aussicht auf ein Stück Land – erwarten sie nun von ihrem Feldherrn. Versorgt der seine Männer gut, folgen sie ihm überall hin.

Das wird weitreichende Folgen haben.

Sulla macht sich in diesen Kriegen als Unterführer verdient. In die entscheidenden Schlachten zieht er jedoch nicht mit seinem alten Feldherrn, sondern an der Seite von dessen Mitkonsul. Marius habe ihm jede weitere Gelegenheit zum Aufstieg verwehrt, schreibt er später in seinen Memoiren.

Nach dem Sieg über die Germanen erwar-

ten viele Soldaten, dass Marius sie mit einem Stück Land abfindet. Tausende Veteranen folgen ihm daher nach Rom, wo seit einigen Jahren erneut Populare für Unruhe sorgen: mit Gesetzesanträgen gegen die Senatoren.

Die Konfliktparteien erschrecken auch vor Gewalt nicht zurück. Volkstribune reißen missliebige Kollegen von der Rednertribüne, Senatoren sabotieren Volksversammlungen.

Marius hat sich noch während des Krieges auf die Seite eines Tribuns geschlagen: Gemeinsam mit seinen Männern unterstützt er nun die Kampagnen des Popularen – der dafür eine weitere Wiederwahl von Marius als Konsul befürwortet und ein Gesetz vorlegt, das für Soldaten großzügig bemessene Grundstücke in Oberitalien vorsieht.

Durch die Anwesenheit der Veteranen aber wird die Atmosphäre in Rom



immer gewalttätiger. Die gut trainierten Männer vom Land bilden nun häufig Knüppelgarden, die bei Kundgebungen oder Gesetzesabstimmungen Krawall machen. Und sie liefern sich Straßenschlachten mit armen Stadtbewohnern: Die nämlich fordern keine Bauernparzellen, sondern billiges Getreide.

Als die Konsulwahlen für das Jahr 99 v. Chr. nahten, eskaliert die Situation. Populäre Politiker bringen einen Kandidaten um und besetzen das Kapitol, der Senat ruft den Notstand aus.

Marius, noch immer Konsul, sieht mit an, wie etliche seiner einstigen Verbündeten von Anhängern der Optimaten niedergemacht werden.

In Rom regieren nun wieder die Konservativen. Marius muss sich aus der Politik zurückziehen – ideale Karrierebedingungen für Sulla, der nach einer Amtszeit als Prätor um 96 v. Chr. Statthalter der Provinz Kilikien in Kleinasien wird.

Von dort zieht er erstmals gegen Mithridates VI. zu Felde, der Roms Pläne in der Region bedroht: Sulla ersetzt einen Regenten, den der mächtigste König in einem Nachbarreich eingesetzt hat, durch einen romgefälligen Herrscher.

Ein Erfolg, der Prestige verheißt. Doch nach seiner Rückkehr wird Sulla in Rom wegen Erpressung angeklagt – möglicherweise eine Intrige von Marius, der sich selbst um ein Kommando in Kleinasien bemüht. Der Prozess platzt zwar, aber Sullas Ansehen ist beschädigt.

91 v. Chr. kann er sich endlich wieder bewähren. Italien steht in Flammen, die Republik braucht erfahrene Offiziere: Nachdem ein Gesetz, das allen Bundesgenossen das römische Bürgerrecht in Aussicht gestellt hatte, an der Senatsaristokratie, aber auch der Stadtbevölkerung gescheitert ist, erheben sich in Mittel- und Süditalien zahlreiche Völkerschaften zum Kampf gegen Rom, darunter Samniten, Marsen, Lukanen.

Sie gründen sogar einen eigenen Staat: Italia. Für Rom ist der Abfall der Bundesgenossen eine Katastrophe, denn die haben zuvor stets etwa die Hälfte der Armeen gestellt, sind mit den Legionen in den Krieg gezogen. Nun töten sich die früheren Kampfgenossen gegenseitig.

Der Senat muss Soldaten aus allen Teilen des Reiches aufbieten, um die Abtrünnigen wieder unter römische Oberherrschaft zu zwingen. Sulla unterwirft

als Truppenkommandeur das reiche Kampanien und schlägt die Samniten. Seine Soldaten verleihen ihm für seine Erfolge die wohl ehrenvollste militärische Auszeichnung: die *corona graminea*, einen aus Gras gewundenen Kranz.

Im Verlauf des Krieges geben Senat und Volk Hunderttausenden Latinern, Etruskern und Umbrenn, die stets zum Bündnis mit Rom gestanden hatten, das Bürgerrecht, später auch Samniten, Marsen und anderen Abtrünnigen – in der Hoffnung, dass so ein dauerhafter Frieden ins Land einkehrt.

Noch während die letzten Kämpfe toben, wird Sulla für das Jahr 88 v. Chr. zum Konsul gewählt.

Der Aufsteiger hat es geschafft: Seine Familie, die Cornelli Sullae, ist zurückgekehrt in die oberste Führungsriege der Republik.

Kurz darauf erhält Sulla den Oberbefehl für einen weiteren Feldzug gegen Mithridates. Der ist inzwischen in die Provinz Asien eingefallen und hat die dortige griechische Bevölkerung angestachelt, sich gegen Rom zu erheben. Auch die römische Provinz im griechischen Mutterland ist nicht mehr sicher: Eines der Heere von Mithridates hat bereits den Hellespont überwandern, in der Ägäis kreuzen seine Schiffe.

Doch dann erleidet Sulla seine innenpolitische Niederlage gegen den Volks-

tribun Rufus, verliert sein Kommando, marschiert gegen Rom und zwingt den Senat, ihm zu Willen zu sein.

SULLA HAT SICH DURCHGESETZT, aber viele Senatoren verzeihen ihm nicht, dass er die heiligen Grenzen Roms entweiht hat und sich nun wie ein Alleinherrscher aufführt. Und als seine Armee nach Kampanien abrückt, wagt sich die Opposition wieder aus der Deckung: Bei den Magistratswahlen fallen Sullas Kandidaten durch; ein Konsulat geht sogar an einen Popularen, Lucius Cornelius Cinna.

87 v. Chr. schließlich bricht Sulla – nun als Prokonsul, also als ehemaliger oberster Magistrat, dessen Mandat über seine Amtszeit hinaus verlängert wird – zu seinem Kriegszug gegen Mithridates auf. Der hat inzwischen die Inseln in der Ägäis besetzt und die Athener gegen Rom aufgehetzt.

Sullas Truppen belagern die griechische Metropole, deren Bevölkerung zäh Widerstand leistet. Erst Anfang des nächsten Jahres fällt Athen in ihre Hände. In den folgenden Monaten vernichten sie zwei Heere des Mithridates.

Griechenland ist gesichert – aber Sulla führt sein Heer inzwischen gar nicht mehr offiziell im Namen des Senates und Volkes von Rom.

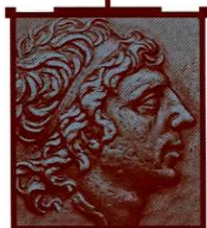
Denn in seiner Abwesenheit haben Cinna und der zurückgekehrte Marius die Staatsführung an sich gerissen und ein diktatorisches Regime errichtet. Sie ließen Sulla ächten, dessen Familie vertreiben, viele seiner Freunde sowie andere politische Gegner ermorden. Eigenmächtig ernannten sie sich zu Konsuln für das Folgejahr.

Doch Marius überlebt seinen Putsch nicht lange: Der Mann, der es zum größten Feldherrn seiner Zeit gebracht, aber dennoch nie die Anerkennung der führenden Familien Roms errungen hat, stirbt Anfang 86 v. Chr., vermutlich an einer Lungenentzündung.

Die Lage im Osten wird nun immer verworrener. Cinna schickt eigene Truppen nach Kleinasien; offenbar soll deren Anführer Sulla dazu bewegen, sich dem neuen Regime in Rom zu unterstellen.

Aber viele Soldaten laufen zu dem Geächteten über, und der Rest des Heeres zieht lieber selbst in den Krieg gegen Mithridates statt in einen Kampf gegen die eigenen Landsleute.

Von zwei Seiten unter Druck gesetzt, lässt sich Mithridates im Frühjahr 85



MITHRIDATES

Der kleinasiatische Herrscher überzieht Roms Provinzen im Osten mit Krieg. Sulla drängt ihn nur mit Mühe zurück

v. Chr. auf einen Friedensschluss mit Sulla ein. Der behandelt seinen Feind äußerst mild: Der König muss zwar alle Eroberungen seit Kriegsbeginn aufgeben, sein Reich am Schwarzen Meer indes bleibt unangetastet.

Die griechischen Stadt und Gemeinden der Provinz Asia aber, die sich gegen Rom erhoben hatten, müssen 20 000 Talente Silber als Entschädigung zahlen und über den Winter Sullas Männer versorgen. Auch deren Entlohnung presst der Römer ihnen ab: Sie müssen jedem

Kampf gegen Sulla getroffen: Cinnas Truppen sollen ihm auf der Balkanhalbinsel entgegentreten.

Doch schon bei der Einschiffung an der Adria scheitert der Plan, Cinna wird von meuternden Soldaten getötet.

Um den drohenden Bürgerkrieg abzuwenden, distanziert sich ein Großteil der Senatoren von der regierenden Clique und schickt Gesandte zu Sulla. Der zeigt sich nicht bereit, die Befehls-

suln wollen der Streitmacht erst rund 200 Kilometer vor Rom entgegentreten.

Zahlenmäßig sind ihre Verbände den Invasoren zwar weit überlegen. Aber Sullas Männer sind besser ausgebildet und erfahrener, und nach seiner Landung laufen viele Aristokraten mit ihren Klienten und Privatarmeen zu ihm über.

Selbst einstige Verbündete Cinnas wechseln jetzt die Seiten, allen voran der junge Gnaeus Pompeius, der einer von Sullas wichtigsten Gefolgsleuten



Mit dem Marsch auf Rom holt sich Sulla 88 v. Chr. das Militärkommando für einen Feldzug gegen Mithridates zurück. 86 v. Chr. plündern seine Truppen das mit dem König verbündete Athen (Bild). Beute ist wichtig für die immer häufiger besitzlosen Legionäre (Heinrich Leutemann, 19. Jh.)

Soldaten pro Tag eine Summe zahlen, die um ein Vielfaches höher liegt als der reguläre Sold. Von solcher Beute haben die Männer stets geträumt: Sulla kann sich ihrer Treue nun gewiss sein.

Und er wird die Loyalität seiner Soldaten noch brauchen.

Denn längst denkt der Geächtete an seine Rückkehr nach Rom, um das Regime Cinnas in die Knie zu zwingen. Ende 85 v. Chr. kündigt er dem Senat in einem Brief seine Rache an. Seinen zahlreichen Erfolgen wie zuletzt gegen Mithridates zum Trotz habe man ihn zum Staatsfeind erklärt, sein Haus eingerissen und seine Freunde getötet; nur mit knapper Not hätten seine Gemahlin und seine Kinder zu ihm fliehen können. Nun werde er zurückkommen und Vergeltung üben.

Die Machthaber in Rom haben damit gerechnet und Vorbereitungen für einen

gewalt über seine Armee abzugeben. Daraufhin rücken die meisten Senatoren sowie die Führung um Cinnas Mitkonsul wieder enger zusammen und beenden alle Verhandlungen.

Im Frühjahr 83 v. Chr. bricht Sulla nach Italien auf.

Und dieses Mal wird er sich nicht damit begnügen, eine Handvoll Feinde zu ächten.

Der Feldherr verfügt über rund 1200 Schiffe und vielleicht 40 000 Soldaten. Nach seiner Landung in der apulischen Stadt Brundisium (heute: Brindisi) hat er genügend Zeit, seine Angriffsverbände zu formieren. Denn die Heere der Kon-

wird und später den Beinamen „Magenus“ erhält.

Der Bürgerkrieg währt anderthalb Jahre. Es ist ein wirrer Kampf, der sich bis nach Etrurien und Oberitalien ausdehnt, mit Belagerungen und Terrorakten auf beiden Seiten.

Als die Truppen der Konsuln fast besiegt scheinen, werfen sich noch einmal Zehntausende Samniten und Lukaner ins Gefecht gegen Sulla – der die einstigen Bundesgenossen aber zusammen mit versprengten Resten der konsularischen Armeen in einer dramatischen Schlacht vor der Porta Collina im Norden Roms endgültig niederringt.

Sulla ist nun, im November 82 v. Chr., der unbestrittene Sieger. Am Tag nach der Entscheidungsschlacht fordert er die Senatoren auf, sich im Tempel der Bellona einzufinden, einem Heiligtum auf dem Marsfeld.

Dort setzt er zu einer Rede an, in der er seine Pläne für die Zukunft verkünden will. Er hat erst wenige Worte gesprochen, als von draußen Schreie in das Gebäude dringen. Die Rufe Sterbender, der Klang von Todesangst.

Im Plenum bricht Unruhe aus, entsetzte Senatoren unterbrechen den Redner, verlangen eine Erklärung. „Mit der ruhigen, unbewegten Miene, mit der er eben noch sprach“, so schreibt der griechische Schriftsteller Plutarch, habe Sulla geantwortet, „sie sollten doch auf

für rechtens erklären – als ob der General niemals geächtet worden sei.

Auf einer Volksversammlung schwört Sulla die Masse der Bürger auf sich ein: „Er wolle das Volk“, gibt der Geschichtsschreiber Appian die Rede wieder, „zu einer heilsamen Wandlung führen, von seinen Feinden aber keinen einzigen schonen.“

Viele Bürger setzen wohl tatsächlich all ihre Hoffnungen auf Sulla. Denn die

gehende Befugnisse, er war jedoch an eine genau definierte Aufgabe gebunden und durfte nicht länger als sechs Monate amtier.

Nun aber lässt der Interrex eine Volksversammlung ein Gesetz verabschieden, das Sulla uneingeschränkte Vollmachten bei der Neuordnung des Staates verleiht – und es ihm selbst überlässt, zu entscheiden, wie lange er als Diktator regieren will.

Ende Januar 81 v. Chr. lässt sich Sulla bei einem Triumphzug für seinen Sieg

Todeslisten:
Nachdem sich Sulla 82 v. Chr. gegen seine Opponenten durchgesetzt hat, lässt er sich zum Diktator ernennen und »Proskriptionen« anschlagen. Verzeichnisse mit den Namen seiner Feinde, die nun jedermann strafflos töten darf (Augustin Mirys, 18. Jh.)



seine Worte achten und sich nicht um das bekümmern, was draußen vor sich gehe; es würden nur eben auf seinen Befehl einige Verbrecher bestraft.“

Tatsächlich hat der Feldherr auf einem nahe gelegenen Gelände Tausende Gefangene zusammentreiben lassen und seine Leute angewiesen, sie während seiner Rede niederzumachen.

Ob sich Sulla an den Schreien seiner Opfer weidet, ob er die Angst der Senatoren genießt, ist nicht überliefert. Gewiss aber hat sein Strafgericht Kalkül.

Der neue Machthaber demonstriert, was seine Feinde von ihm zu erwarten haben: den Tod.

Später wird der eingeschüchterte Senat Sulla als Prokonsul bestätigen und alles, was er seit seinem Aufbruch nach Kleinasien beschlossen und getan hat,

Republik ist führungslos: Einer der gegnerischen Konsuln ist gegen Ende des Bürgerkrieges ins Exil geflohen; der andere beging kurz nach der verlorenen Schlacht um Rom Selbstmord.

In einem solchen Fall wählt der Senat nach altem Brauch einen *interrex*, einen „Zwischenkönig“, der die einzige Aufgabe hat, möglichst schnell Konsulatswahlen abzuhalten und damit die Staatsführung neu zu besetzen.

Doch Sulla sorgt dafür, dass der ernannte Interrex nicht etwa Wahlen vorbereitet – sondern ihn zum *dictator* macht.

Die Diktatur ist ein altes Notstandsamt. Es wurde ersonnen, um die Republik in Krisenzeiten rasch zu stabilisieren. Zwar erhielt der Diktator weit-

über Mithridates VI. feiern. Während einer weiteren pompösen Feier verleiht ihm das Volk einen Beinamen, der den Diktator als einen Günstling der Götter auszeichnen soll: Er darf sich fortan Lucius Cornelius Sulla Felix nennen, „der vom Glück Begünstigte“.

Wenig später wird auf dem Forum Romanum eine vergoldete Reiterstatue des Diktators errichtet.

Zu diesem Zeitpunkt hat Sulla die Abrechnung mit seinen Gegnern längst begonnen. Nach den Morden auf dem Marsfeld lässt er die Stadt Praeneste östlich von Rom stürmen und gegnerische Senatoren hinrichten, die sich dort am Ende des Bürgerkrieges versteckt hatten.

Anschließend befiehlt er, die gesamte männliche Bevölkerung der Stadt und

alle dort gefangen genommenen Samniten zu töten – wohl 12 000 Menschen.

Durch das Land ziehen von Sulla eingesetzte Sonderkommissionen, die die Gesinnung der jeweiligen Gemeinwesen prüfen. Städte, die auf Seiten seiner Gegner standen, lässt er schleifen, andere müssen Geldbußen leisten oder Gemeindeland abtreten. Die Bewohner der Stadt Norba kommen nach einem Bericht dem Strafgericht zuvor: Sie setzen ihre Häuser in Brand und begehen massenhaft Selbstmord.

Mit den beschlagnahmten Flächen sowie enteignetem Grundbesitz entlohnt der Diktator seine Soldaten: Vor allem in Etrurien, Umbrien und Kampanien entstehen auf diese Weise Zehntausende neue Kleinbauernstellen.

Seit Ende des Jahres 82 v. Chr. betreibt Sulla die systematische Verfolgung seiner politischen Gegner. Ein bloßer Verdacht reicht nun aus, um ins Visier der Häscher zu geraten. Soldaten der Gegenseite, Parteigänger der Popularen, aber auch persönliche Feinde des Tyrannen werden ohne Gerichtsverfahren niedergemacht.

Niemand ist vor seiner Rache sicher, nicht einmal die Toten: Sullas Schergen schänden das Grab des Marius und werfen dessen sterbliche Überreste in einen Fluss. Viele Bürger nutzen das Chaos, um persönliche Rechnungen zu begleichen: Eine Zeit lang, so notiert ein Beobachter, „wurden Menschen ungestraft getötet“.

So willkürlich ist das Morden, dass ein Senator Sulla angeblich bittet, doch diejenigen zu benennen, die er verschonen wolle – um wenigstens sie von Furcht und Ungewissheit zu befreien.

Der aber weigert sich: Er wisse selbst noch nicht, wen er am Leben lassen wolle. Auf die folgende Bitte des Mannes aber geht er ein: Er beschließt, die Todeskandidaten in öffentlichen Listen zu erfassen.

Diese „Proskriptionen“ (Bekanntmachungen) beginnen damit, dass auf dem Forum eine Tafel mit den Namen von 80 geächteten Römern aushängt. Unter den Genannten sind ehemalige Konsuln und andere Magistrate des gestürzten Regimes.

Die Aufgeführten gelten als rechtlos und dürfen von jedermann getötet werden. Jedem Häscher winken zwei Talente Silber als Belohnung; Sklaven, die sich gegen ihre geächteten Herren erheben, schenkt Sulla die Freiheit. Die

Köpfe der Opfer lässt er auf dem Forum vor der Rednertribüne aufreihen.

Wer hingegen einem Proskribierten Unterschlupf gewährt, mit ihm Geschäfte macht oder eine Freundschaft pflegt, ist des Todes.

Immer neue und immer längere Listen lässt Sulla in den folgenden Tagen und Wochen erstellen; bald hängen die Namensverzeichnisse in ganz Italien aus. Spitzel und Denunzianten ziehen durch die Republik, Kopfgeldjäger treten Senatoren auf offener Straße tot, erschlagen ihre Opfer sogar in Tempeln.

Sulla begnügt sich nicht damit, seine Gegner physisch auszulöschen. Er verbietet den Hinterbliebenen, öffentlich um die Toten zu trauern, lässt deren Andenken vernichten und nimmt ihren Familien jede Perspektive: Kindern und Enkeln von Proskribierten ist es verboten, sich um politische Ämter zu bewerben.

Die Sklaven der Geächteten lässt Sulla frei, ihren restlichen Besitz beschlagnahmt und versteigert er; 350 Millionen Sesterzen kommen auf diese Weise vermutlich in die Staatskasse. Seine Anhänger reißen bei den Auktionen florierende Landgüter zu Billigpreisen an sich. Etliche Bürger landen nur deshalb auf den Listen, weil die Häscher es auf ihr Hab und Gut abgesehen haben.

Selbst die Namen bereits Verstorbener veröffentlicht Sulla, um posthum an deren Vermögen zu gelangen.

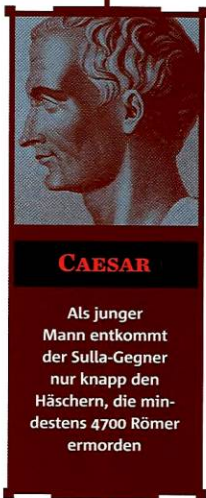
Zum größten Profiteur der Terrorwelle wird – neben dem Diktator – Marcus Licinius Crassus, einer von Sullas wichtigsten Unterführern im Bürgerkrieg.

Der spätere Triumvir, der 60 v. Chr. im Bund mit Gaius Iulius Caesar und Gnaeus Pompeius Magnus nach der

Macht in Rom greifen wird, begründet sein legendäres Vermögen während der Proskriptionen.

Caesar hingegen ist als Verwandter von Marius und Schwiegersohn Cinna ein Opfer der Verfolgung; doch er entkommt den Schergen Sullas und wird später begnadigt.

Der Diktator hat seinen Rachefeldzug zeitlich befristet: Am 1. Juni 81 v. Chr. schließt Sulla die Listen. 4700 römische Bürger, darunter mindestens 40 Senatoren, sollen bis dahin den Proskriptionen zum Opfer gefallen sein (die Gesamtzahl aller in Sullas Auftrag oder mit seiner Duldung Ermordeten liegt vermutlich um etliches höher).



CAESAR

Als junger Mann entkommt der Sulla-Gegner nur knapp den Häschern, die mindestens 4700 Römer ermorden

NUN, DA DIE meisten seiner Gegner tot oder vertrieben sind, kann der Tyrann die Republik nach seinen – konservativen – Vorstellungen ordnen: Der Senat soll wieder zum Machtzentrum des Staates werden.

Die Volkstribune müssen künftig alle Gesetzesvorschläge vor einer Abstimmung in der Volksversammlung von den Senatoren genehmigen lassen. Außerdem beschneidet

Sulla vermutlich ihr Vetorecht.

Um das Amt gänzlich unattraktiv zu machen, verfügt er, dass ein Tribun nach Ablauf seiner Dienstzeit keine anderen Magistraturen übernehmen darf. Wohl nur der Respekt vor der symbolischen Bedeutung, die das Amt für die Bürger Roms hat, hält ihn davon ab, das Volkstribunat ganz abzuschaffen.

Die legislative Gewalt liegt nun de facto in den Händen des Senats. Ebenso die Rechtsprechung: Die Funktion von Volksversammlungen als oberstes Gericht der Republik schafft Sulla ab, und in die Geschworenengerichte, deren Bänke zuletzt mit Nichtadeligen besetzt waren, ziehen wieder Senatoren ein.

Die aber wären mit dieser Fülle an Aufgaben überfordert – zumal das regulär 300-köpfige Gremium nach dem Bürgerkrieg und Sullas Proskriptionen nur noch etwa zur Hälfte besetzt ist. Der

Diktator verdoppelt nun die Zahl der Senatoren auf 600. Um die vorhandenen Lücken zu füllen, vergibt er Senatssitze an seine Offiziere, die 300 neuen Plätze besetzt er mit *equites*, Angehörigen des Ritterstandes: Das sind reiche römische Bürger, die trotz ihres Wohlstands bis dahin keine höheren Ämter bekleidet haben, unter denen sich aber Geschäftsleute finden, die den Handel und Geldverkehr des Reiches dominieren.

Den künftigen Bedarf an Richtern und Senatoren deckt der Diktator, in-

Dem Ältestenrat gewährt Sulla zudem das Recht, die Statthalter zu ernennen – und im Zweifelsfall wieder abzuberufen.

So groß ist Sullas Wille, die alten Werte der Republik wieder einzuführen, dass er selbst den Lebensstil der Römer reglementiert: Um den im Adel ausufernden Wettbewerb um das höchste Ansehen einzudämmen, setzt er Obergrenzen bei den Ausgaben für Gastmähler, Begräbnisfeiern und Hochzeiten.

und Beile nieder, die Insignien seines Amtes, und erklärt sich fortan zum Privatmann. In seiner Abschiedsrede – so überliefert es Appian – soll er dem Volk versprochen haben, er werde jedem, der es wünsche, Rechenschaft über seine Taten geben.

Doch die Furcht vor dem tyrannischen Politiker ist so groß und so überraschend sein Rücktritt, dass niemand auf dem Forum das Wort erhebt. Als der ehemalige Diktator den Platz verlässt, herrscht noch immer verstörtes Schweigen.

ROMS NEUE LEGIONEN

Im Kampf gegen Germanen reformiert Gaius Marius das Militär – mit dramatischen Folgen

Die römischen Legionen sind seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. eine Bürgermiliz, die gemäß einer alle fünf Jahre stattfindenden Vermögensschätzung einberufen wird. Alle männlichen Bürger zwischen 17 und 45 Jahren müssen sich für den Kriegsdienst auf eigene Kosten ausrüsten: Reiche stellen die Schwerbewaffneten, weniger Vermögende die leichter ausgerüsteten Truppenteile. Nur wer selbst das Mindestvermögen nicht aufbringen kann, ist vom Militärdienst ausgeschlossen. Wenn ein Krieg beendet ist, kehren die Bürger – zumeist beutebeladen – auf ihre Güter zurück.

Doch Roms Expansion zwingt viele Bürger über Jahre als Soldaten in die Fremde. Manche Bauern können ihre Felder nicht mehr bestellen, ihre Familien verarmen und müssen ihr Land an Großgrundbesitzer verkaufen.

Die Zensusgrenze für die Rekrutierung von Legionären wird zwar immer weiter gesenkt – gegen Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. ist nur noch in etwa ein Siebtel des ursprünglich veranschlagten Besitzes nötig, um in das Heer eingezogen zu werden. Doch trotz dieses und anderer Reformversuche reicht die Zahl der für den Kriegsdienst zur Verfügung stehenden Bürger nicht immer aus.

In dieser Situation greift Gaius Marius, seit 107 v. Chr. mehrmals Konsul und damit zugleich Feldherr der Republik, auf eine in früheren Krisen bewährte Methode zurück, neue Truppen aufzustellen: Er füllt die Reihen mit Freiwilligen. Viele von ihnen zählen zu jenen mittellosen Bürgern, die normalerweise nicht als Legionäre dienen dürfen. Für ihre Waffen kommt der Staat auf.

dem er die Zahl der Beamtenstellen erhöht und auch jedem ehemaligen Quästor den Zugang zum Ältestenrat eröffnet: Bis zu 20 Männer werden so jährlich automatisch in den Senat aufgenommen.

Sulla regelt die senatorische Ämterlaufbahn neu und verbietet, dass Konsuln oder Volkstribune binnen einer Frist von zehn Jahren zweimal für das gleiche Amt kandidieren.

Er verfügt darüber hinaus, dass sich Konsuln und Prätores während ihrer regulären Amtszeit in Rom aufzuhalten haben und erst danach zu Feldzügen aufbrechen dürfen. Die Statthalter in den Provinzen wiederum dürfen nur mit Erlaubnis des Senats Truppen über die Grenzen ihres Amtsgebietes führen.

Und auch gegen Ehebruch und zweifelhafte Vergnügen wie etwa das Würfelspiel geht der Diktator vermutlich vor.

Sulla selbst freilich schert sich um solche Vorschriften nicht: Er initiiert neue Spiele, die mehrere Tage andauern, und veranstaltet öffentliche Gelage, für die er so viele Speisen heranschaffen lässt, dass der Überschuss in den Tiber gekippt werden muss. Er verschenkt Geld an schöne Frauen, vergnügt sich mit Lautenspielerinnen, entspannt sich bei Trinkgelagen mit Freunden vom Theater.

Doch dann geschieht etwas, das für alle unerwartet kommt: Wohl gegen Ende des Jahres 80 v. Chr. legt Sulla auf dem Forum öffentlich Rutenbündel

Weshalb aber zieht sich Lucius Cornelius Sulla auf dem Höhepunkt seiner Macht zurück? Hält er die neue Ordnung für gesichert? Verärgern ihn, wie einige antike Berichte vermuten lassen, aufkeimende Streitereien unter seinen Anhängern? Gesteht sich der Diktator ein, dass sein Amt mit dem Wesen der Republik, wie er sie vor Augen hat, nicht vereinbar ist?

Oder ist er bereits schwer krank, so dass er den Tod nahe wähnt – und die ihm verbleibende Zeit schlicht genießen will?

Sicher ist: Die große Politik in Rom interessiert Sulla nicht mehr. Er zieht sich auf sein Landgut am Golf von Neapel zurück. Dort geht er auf die Jagd, fischt, setzt angeblich auch sein ausschweifendes Leben fort, vor allem aber schreibt er seine umfangreichen

Memoiren. (Erhalten ist diese Autobiografie nicht, spätere antike Autoren benutzen sie jedoch als Quelle.)

Sein Glück auf dem Land aber ist nur von kurzer Dauer. 78 v. Chr., wohl kaum mehr als zwölf Monate nach seinem Amtsverzicht und gerade 60 Jahre alt, notiert Lucius Cornelius Sulla Felix in seinen Memoiren einen Traum, der ihm das nahende Ende ankündigt. Zwei Tage später stirbt er an einem Blutsturz.

Seine Anhänger setzen durch, dass er in Rom ein Staatsbegräbnis erhält:

„Er war durch die Ungeheuerlichkeit seiner Verbrechen bis jetzt in Sicherheit, während ihr euch durch Furcht vor noch schwererer Unterdrückung abschrecken ließe, die Freiheit zurückzugewinnen“, überliefert der Geschichtsschreiber Salust eine Rede von Lepidus.

Der Konsul will alle von Sulla Enteigneten entschädigen und die Verbannten aus dem Exil zurückrufen. Als in Etrurien Unruhen ausbrechen, nutzt

zehnten gegen neue Einzelkämpfer behaupten könnte.

Gegen Männer wie Gnaeus Pompeius Magnus, Marcus Licinius Crassus und Gaius Iulius Caesar, mit deren Aufstieg das Ende der Römischen Republik heraufdämmert (siehe Seite 132).

AM ENDE BLEIBT Sulla Vermächtnis ein Rätsel. Bleibt die Frage offen, ob er die Republik mithilfe von Militärgewalt und Terror zu einer letzten kurzen Blüte geführt hat – oder ob er mit seinem

Auch melden sich nun zahlreiche arme Landbewohner, die sich von der erwarteten Kriegsbeute sowie den versprochenen Landverteilungen an Veteranen einen sozialen Aufstieg versprechen. Diese Freiwilligen sind für die Zeit nach dem Kriegsdienst auf die Versorgung durch ihre Feldherren angewiesen, denn sie haben kein gesichertes Leben, in das sie zurückkehren könnten. Deshalb gehört ihre Loyalität schon bald ihren Heerführern – und nicht mehr dem Staat.

Marius, so berichten antike Historiker, organisiert zudem die Truppen neu (welche Teile der „Marianischen Heeresreform“ aber tatsächlich auf den Konsul zurückgehen, ist umstritten): Er lässt die Legionen nicht mehr in jeweils 30 Manipeln antreten, denn diese Einheiten sind zu klein, um beispielsweise gegen die in Haufen ansturmenden Germanen anzukommen, die in jener Zeit Rom bedrohen. Nun wird jede Legion in zehn Kohorten mit 500 bis 600 Soldaten eingeteilt: in starke, aber im Gefecht dennoch bewegliche Verbände. Und damit die Soldaten sich auch weiterhin mit

ihrer jeweiligen Legion identifizieren, lässt Marius jede mit einer Standarte ausrüsten: Ein Adler soll die Römer hinter sich vereinen.

Gleichzeitig wird der militärische Drill verschärft. Bereits seit 105 v. Chr. werden Soldaten systematisch im Schwertkampf trainiert. Und fortan müssen die Legionäre ihr Marschgepäck selbst tragen, einschließlich ihrer Verpflegung und des Materials zur Befestigung des Feldlagers.

Die Reformen haben schon bald Erfolg: In den Schlachten von Aquae Sextiae 102 v. Chr. und Vercellae 101 v. Chr. besiegt Marius die Germanen vernichtend. Rom ist gerettet.

Vorher. Denn die gravierendsten – von Marius wohl nicht beabsichtigten – Konsequenzen der Heeresreform zeigen sich erst später: Im Jahr 88 v. Chr. nutzt der Konsul Lucius Cornelius Sulla die Tatsache, dass seine Legionäre eher ihm gegenüber loyal sind als dem Staat, und bricht ein Tabu:

Er zieht mit ihnen gegen Rom.

Andreas Schneider

Unter dem Geleit von Senatoren, Rittern, Priestern und Tausenden seiner Veteranen tragen Männer den Toten auf einer aus Gold gefertigten Bahre vom Forum zum Marsfeld.

Dort wird sein Leichnam entgegen der Tradition nicht in ein Grab gelassen, sondern auf Weisung des Senats verbrannt: Dem Mann, der einst die Gebeine seines Feindes Gaius Marius schänden ließ, soll dieses Schicksal selbst erspart bleiben.

Tatsächlich droht die Ordnung des einstigen Diktators noch im Jahr seines Todes zu erodieren. Marcus Aemilius Lepidus, einer der beiden amtierenden Konsuln, macht Stimmung gegen Sulla:

Lepidus die Situation – und marschiert, um seine Forderungen durchzusetzen, mit einem Heer gegen Rom.

Die Getreuen Sullas im Senat können den Angriff zwar abwehren. Doch viele Reformen des verstorbenen Diktators sind nicht von Dauer. Nur wenige Jahre nach dem Putschversuch wird die Ämter Sperre für Volkstribune aufgehoben.

Sullas Vision einer nach konservativen Vorstellungen erneuerten Republik unter Führung des Senats scheitert aber wohl vor allem an der gewaltigen personellen Umwälzung innerhalb des Rates, die er selbst initiiert hatte.

Zu groß war der Aderlass der Senatsaristokratie alten Schlages, als dass sich das Gremium in den folgenden Jahr-

skrupellosen Vorgehen nicht vielmehr ihren Untergang betrieb, weil er zum Vorbild für andere wurde.

Sein Zeitgenosse Cicero, der berühmte Redner und leidenschaftliche Verteidiger der Republik, nannte Sulla einen „Lehrmeister der Zügellosigkeit, der Habgier und der Grausamkeit“. Andere antike Autoren dagegen wogen seine Schreckenstaten mit der Leistung auf, die Republik nach Jahren innerer Kämpfe wieder geordnet zu haben.

„Was für ein Mensch Sulla gewesen sei, das soll zu den Dingen zählen, über die noch kein Urteil gefällt wurde“, schreibt der Philosoph Seneca.

Diese Worte gelten bis heute. □

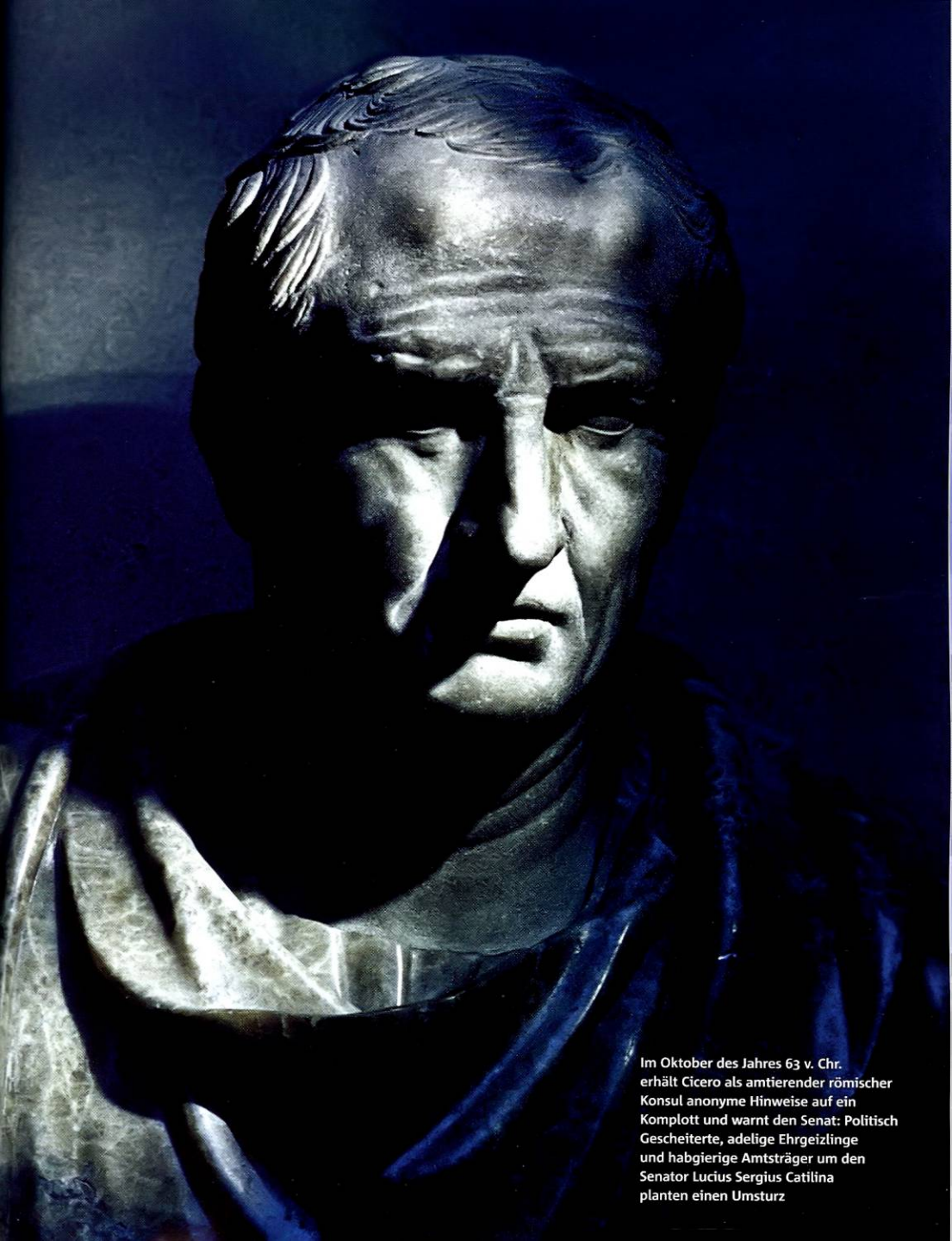
Literaturempfehlung: Karl Christ, „Sulla: Eine römische Karriere“ C. H. Beck: seriöse, aber etwas spröde Biografie des konservativen Revolutionärs.

Insa Bethke, 34, ist Textredakteurin im Team von GEOEPOCHE. Bei der Recherche hat sie vor allem darüber gegrübelt, weshalb Sulla nach Jahren des Bürgerkriegs und Terrors auf dem Höhepunkt seiner Macht freiwillig abdankte.

Die *Macht* *des* WORTES

Er kommt aus einer abgelegenen Kleinstadt. Niemals hat seine Familie einen Senator oder Magistraten der Republik gestellt. Doch sein Ehrgeiz und sein überragender Intellekt tragen den hochbegabten Redner und überzeugten Republikaner in das höchste Amt des römischen Staates: Er wird Konsul. Als adelige Verschwörer die Republik ins Chaos zu stürzen drohen, wird Marcus Tullius Cicero zum Retter der alten Ordnung, bewahrt die Macht des Senats und krönt durch diese staatsmännische Großtat die eigene Karriere

VON MATHIAS MESENHÖLLER



Im Oktober des Jahres 63 v. Chr. erhält Cicero als amtierender römischer Konsul anonyme Hinweise auf ein Komplott und warnt den Senat: Politisch Gescheiterte, adelige Ehrgeizlinge und habgierige Amtsträger um den Senator Lucius Sergius Catilina planten einen Umsturz

Es ist der 5. Dezember 63 v. Chr. Bewaffnete sichern in Rom das Forum, das politische Herz der Stadt. Boten eilen hin und her. Unruhe erfasst die Menge. Bürgerkrieg liegt in der Luft – mancher wähnt die Republik vor dem Fall.

Einer nach dem anderen drängen die Senatoren sich durch den Auflauf zum Tempel der Concordia, der Eintritt. Die Wächter der Republik treten zusammen, weil sich einige aus ihrer Mitte zum Staatsstreich verschworen haben. Der Anführer der Putschisten hält sich nördlich von Rom mit einem Heer bereit, um auf die Kapitale zu marschieren. Sein Name: Lucius Sergius Catilina. Als Politiker gescheitert, gekränkt und verzweifelt, hat er andere Unzufriedene um sich geschart und versucht nun das Land aufzuwiegeln. Fünf seiner Mitverschwörer aber sind in Rom gefasst worden. Und haben gestanden, dass sie hohe Amtsträger ermorden und die Stadt mit Hilfe von Sklaven und Ausländern unterwerfen wollten.

Die Senatoren betreten den scharf gesicherten Tempel der Concordia und lassen sich auf den Bänken entlang der Seitenwände nieder. Dann eröffnet jener Mann die Sitzung, der nach dem Willen Catilinas als Erster hätte sterben sollen: Marcus Tullius Cicero, Konsul für das

Jahr 63 v. Chr. Gut drei Wochen noch ist er einer der zwei mächtigsten Männer im Staat, dann endet seine Amtszeit.

Eine Amtszeit, die er gegen alle Wahrscheinlichkeit erkämpft hat. Denn Cicero ist ein Emporkömmling aus einer Kleinstadt. Ein Außenseiter, der es mit Talent und harter Arbeit an die Spitze der Republik gebracht hat. Ein scharfzüngiger Redner, versierter Jurist, begnadeter Schriftsteller – und überzeugter Vertreter der Senatsmacht.

Er kommt sofort zur Sache, legt die Schuld der Gefangenen dar, die bedrohte Lage der Republik – was also soll geschehen? Cicero kann sich seiner Sache sicher sein. Im Senat entscheiden Worte,

und der Konsul gilt als der sprachgewaltigste Rhetor Roms. Noch selten hat er eine Redeschlacht verloren.

Gemäß der Sitte äußern sich zunächst sein designierter Nachfolger sowie seine Vorgänger im Amt des Konsuls. „Die äußerste Strafe“, lautet jedes Mal das Urteil, also Tod. Dann hat ein 37-jähriger Senator das Wort, dem einige nachsagen, selbst mit den Verschwörern im Bund zu sein: Gaius Iulius Caesar.

Das Verbrechen liege offen zutage, räumt Caesar ein. Doch auch die fünf Verschwörer tragen die Toga, sind also freie Bürger – und kein Bürger Roms darf ohne das Urteil eines öffentlichen, vom Volk einberufenen Gerichts hingerichtet werden. Wolle der Senat, fragt Caesar, wirklich den Unmut des Volkes riskieren?

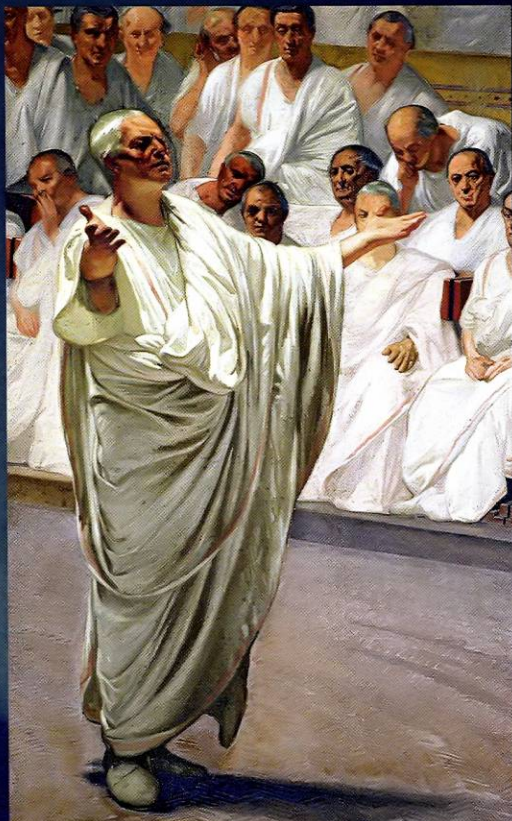
Er warnt, eine Hinrichtung könnte zu Anklagen gegen Konsul und Senat führen. Und so fordert er seine Senatskollegen auf, es für die Gefangenen bei lebenslanger Haft und Einzug der Vermögen zu belassen.

Caesar trifft einen wunden Punkt: die Furcht der konservativen Ratsmehrheit vor dem Volk. Einige Senatoren schlagen vor, sich zu vertagen.

Da schreitet Cicero ein. Zwar darf er als Leiter der Sitzung nicht offen Partei ergreifen, doch er kleidet sein Plädoyer für die Hinrichtung in eine Zusammenfassung der bisherigen Sitzung.

Damit gelingt es ihm, die Vertagung zu verhindern.

Anfang November 63 v. Chr. hält Cicero vor dem Senat eine flammende Rede gegen seinen Rivalen, den adeligen Verschwörer Catilina. Er fordert den im Rat Anwesenden auf, sich endlich als Staatsfeind zu bekennen – und Rom zu verlassen



Bei einer erneuten Umfrage erklärt bereits der erste Senator, er habe mit der „höchsten Strafe“ die Verbannung gemeint, nicht den Tod, und spricht sich für eine spätere Abstimmung aus. Bald zeichnet sich eine klare Mehrheit für Caesars Antrag ab.

Schließlich kommt das Wort an Marcus Porcius Cato – einen jungen, ungestümen Konservativen, der es sogar ablehnt, zur Toga ein Untergewand zu tragen: Dies sei Zärtelei, die der römischen Tradition widerspreche.

Cato steht auf und geißelt die Schlafheit des Senats, den Verrat an den alten Sitten, die ewige Kompromisserei. Fordert im Namen des Senatsadels und der Freiheit, ein Exempel zu statuieren. Jetzt. Und gerade dem Volk gegenüber.

Senator um Senator erhebt sich und stellt sich zum Zeichen seiner Zustimmung neben Cato.

Cicero erklärt die Sache für entschieden. Die fünf gefangenen Verschwörer werden auf sein Geheiß aus ihren Hausarresten geholt, durch die Menge ins Verlies am Forum geführt und dort von Scharfrichtern erdrosselt.

Es ist bereits Nacht, als Cicero vor das Volk tritt und in knappen Worten das Ende der Catilinarier ausruft: „Sie haben gelebt!“ Als abergläubischer Römer meidet er Worte von schlechter Vorbedeutung wie „tot“ und „sterben“.

Wenig später vernichten Legionäre der Republik das Heer der Auführer. Cicero sieht sich auf einer Höhe mit Roms großen Feldherren.

Und doch ist der 5. Dezember der Tag, an dem sein Unglück beginnt. Der Wendepunkt zu seinem Abstieg. Dem Abstieg eines Mannes, den sein überragendes Talent an die Spitze der römischen Politik geführt hat – der sich jedoch als zu schwach erweist, um in den Machtkämpfen der Republik zu bestehen.

MARCUS TULLIUS CICERO wird am 3. Dezember 106 v. Chr. auf dem Landgut seiner Familie in Arpinum geboren, einem Städtchen gut 100 Kilometer südöstlich von Rom. Die Gegend ist fruchtbar: Getreidefelder, Olivenhaine, Weinberge, Weiden.

Etlliches davon gehört der Familie der Tullii mit dem Beinamen Cicero. Altein-

geessen und wohlhabend, zählt sie zu den tonangebenden Clans hier, unterhält Kontakte zur Oberschicht Roms.

Die Bewohner Arpinums genießen das volle Bürgerrecht, dürfen an Wahlen teilnehmen, auch selbst kandidieren. Dennoch zieht Ciceros konservativer Großvater die Heimat der Großstadt Rom vor. Ebenso bodenständig ist der



Widerstand des Alten gegen die griechische Kultur, die in ganz Italien zur Mode geworden ist – wer unter den Jüngeren en vogue sein will, spricht Griechisch wie eine zweite Muttersprache, beschäftigt sich mit hellenischer Kunst, Dichtung und Wissenschaft.

Ciceros Großvater hält nichts davon. Wie andere Traditionalisten verachtet er die feingeistige Hochkultur der Griechen – haben die Römer die arroganten „Griechlein“ doch längst unterworfen.

Sein Sohn hingegen, Ciceros Vater, saugt diese Kultur in sich auf. Trotz der hervorragenden Verbindungen der Familie steht er dem politischen Leben fern, unterhält zwar ein Haus in Rom, geht aber dort und auf dem heimischen Gut vor allem Studien nach. Eine labile Gesundheit erlaubt es nicht anders.

Doch er nutzt die wertvollen Kontakte, um den eigenen Söhnen eine weltläufige Ausbildung zu ermöglichen. Etwas über zehn Jahre alt, wird Cicero

nach Rom geschickt und erhält im Haushalt eines Senators gemeinsam mit dessen Anverwandten Unterricht bei griechischen Lehrern.

Die Stadt, in die der Junge kommt, hat mehrere Hunderttausend Einwohner. In den Straßen und Gassen drängen sich ausländische Gesandte, Kaufleute aus den Provinzen, Zuwanderer, Sklaven jeglicher Herkunft.

Die Masse der Stadtbewohner lebt in mehrstöckigen Mietshäusern. Viele haben nicht einmal einen eigenen Herd; ihre warmen Mahlzeiten nehmen sie in einer der zahllosen Gärtchen ein: Erbsensuppe, dampfende Würste, Bohnen, Brot und Käse, dazu billigen Wein, unter Umständen warm und gewürzt.

In den besseren Tavernen bekommen sie Tanz und Gesang geboten, in anderen gehen die Gäste mit der Kellnerin ins Hinterzimmer und ritzen ihre Erlebnisse als obszöne Graffiti in die Wand.

Die Wohlhabenden zelebrieren ihre Gastmähler dagegen stets daheim, in den Speisezimmern geräumiger Villen, mit Flötenspiel und Tänzerinnen. Dort lassen sich die Geladenen auf Liegesofas nieder, dem Rang nach um einen flachen Tisch gruppiert, um bei Fisch, Wild und verdünntem Wein zu plaudern – oder ein Trinkgelage zu beginnen.

Umgeben von griechischen Statuen, gewärmt von Fußbodenheizungen unter kostbaren Mosaiken macht Roms Elite dabei Politik. Die Tischgenossen tauschen Informationen aus, schmieden Allianzen, treffen Wahlabsprachen, lancieren Prozesse gegen Konkurrenten.

Für die mächtigen Familien ist Politik alles. Ihnen gilt Reichtum vor allem als Mittel zum Zweck: um in der Ämterlaufbahn möglichst hoch zu steigen.

Denn einzig im Dienst für das Gemeinwesen lässt sich das Ansehen des Clans steigern. Und wohl nichts erstrebt Roms politische Elite mehr als Ruhm über den Tod hinaus.

Die überragende Autorität im Staat stellen die 300 Mitglieder des Senats dar. Zwar entscheiden Volksversammlungen (siehe Kasten Seite 169) über Krieg und Frieden und die Gesetze, wählen die Amtsträger. Doch der Einfluss der Senatoren auf sie ist groß, ihre Macht im politischen Tagesgeschäft gewaltig.

An der Spitze des Senats stehen die amtierenden und früheren Konsuln. Ihre Familien bilden die „Nobilität“: einen Kreis von kaum mehr als 20 Sippen, dessen Prestige und Macht unauf löslich verflochten sind. In den 250 Jahren zuvor hat das Volk vielleicht ein Dutzend Mal einen *homo novus*, einen „Neuling“, in das höchste Staatsamt gewählt und ihn so samt Nachkommenschaft zu *nobiles* („die Berühmten“) erhöht.

Um die ehemaligen Konsuln gruppiert sich der geringere Senatsadel, vor allem ehemalige Beamte. Jeder dieser Amtsträger wird zwar nur für zwölf Monate gewählt – doch wer es jetzt, so um 90 v. Chr., bis zur zweiten von vier Stufen bringt, rückt in der Regel auf Lebenszeit in den Senat ein. Allerdings ist der Sitz im Rat nicht erblich, stets muss man ihn sich erstreiten: mit Talent, Reichtum, Ansehen der Familie.

Das Reservoir schließlich, aus dem Senat und Amtsträger sich ergänzen, ist neben den Familien der Senatoren vor allem der Stand der *equites*, der „Ritter“. Das waren früher diejenigen, die einen bewaffneten Reiter auszustatten vermochten; inzwischen sind es meist Großhändler, Bankiers und Steuerpächter sowie Mächtige der italienischen Landstädte, die über Boden, Geld und Verbindungen verfügen – aber über keine politische Ahnenreihe. An Vermögen der Aristokratie oft ebenbürtig, wenn nicht voraus, liegen sie mit dem Senatsadel zu Tische, heiraten in ihn ein, teilen seine Genüsse – bis auf den der Macht.

Das Rittertum ist der Stand, dem auch Marcus Tullius Cicero angehört.

Indes verkehrt der Junge nun in einem der vornehmsten senatorischen Häuser und erhält eine Ausbildung, die ihn auf einen Übertritt in den Senatsadel vorbereiten soll. Wichtige Fächer sind Philosophie und Geschichte, das Hauptaugenmerk aber gilt der Sprache. Denn sie ist – neben dem Geld – die wichtigste Waffe jedes Adligen und Ritters.

Mit dem Wort verteidigen ehrgeizige Männer bei Gericht Freunde und Verbündete. Mit dem Wort klagen sie Gegner an. Als Redner müssen sie vor Volksversammlungen für sich und ihre Vorhaben werben; bringen sie es bis in den Senat, gewinnt ihre Eloquenz Mehr-

heiten. Ein stammelnder, ungelenkter Sachverhalte heranzählender Politiker ist in der Republik undenkbar.

Also studieren höhere Schüler die Meister der politischen Rede: die großen griechischen Rhetoriker. Eignen sich deren Lehren an, erweitern durch Übersetzen, in Übungsreden Wortschatz und Ausdrucksvermögen.

Schon bald ehren die Mitschüler Cicero als den in jeder Hinsicht Begabtesten in ihrem Kreis: So jedenfalls stellt er es später selbst dar. Denn der Junge – zweifellos mit einem feinen Gedächtnis und enormem Sprachtalent ausgestattet – ist ebenso talentiert wie eitel. Noch vor dem ersten Bartflaum wählt er eine Sentenz des Griechen Homer als Devise: „Mit Abstand der Beste zu sein und sich auszuzeichnen vor allen anderen.“

Im Jahr seines 15. oder 16. Geburtstags darf er die reinweiße Männertoga anlegen. Die Kindheit ist vorüber.

Abermals ebnet der Vater den Weg und vermittelt ihn zur Ausbildung an einen berühmten Rechtsgelehrten. Es ist der übliche nächste Schritt für einen jungen Mann aus gutem Haus.

Das römische Recht kennt um diese Zeit noch kein ordnendes System. Vielmehr besteht es aus uralten Grundnormen, Gewohnheitsrechten, Präzedenzfällen und Edikten von Amtsträgern. Erlernen lässt es sich mehr oder weniger nur in der Praxis.

Gemeinsam mit seinen Kommilitonen hört Cicero zu, wenn ihr Meister Ratsuchende empfängt und ihnen Vorschläge macht, Gutachten erstellt, Fälle erläutert: zu Schuldverpflichtungen, Eigentumsansprüchen, missachteten Testamenten, Streitereien um Dachtraufen oder dem Erwerb des Bürgerrechts. Gewöhnlich besuchen die Kommilitonen zudem die Verhandlungen auf dem Forum, hören die großen Prozessredner.

Doch gerade sind viele Verfahren unterbrochen. Denn es herrscht Krieg, und das mitten in Italien. Dort haben sich die „Bundesgenossen“ erhoben: etliche jener Völkern, Städte und Gemeinden, die Rom unterstützen und Soldaten stellen, deren Bewohner aber nie das Bürgerrecht erhalten haben – die alteingesessenen Römer wollen ihre Privilegien nicht teilen.

Schließlich wird auch Cicero zum Kriegsdienst eingezogen, inzwischen

ein hoch aufgeschossener, dünner Junge mit einem mageren Hals und einer schlechten Konstitution. Um 89 v. Chr. dient er seinem Stand gemäß bei verschiedenen Stäben – doch dies ist nicht seine Welt. Er ist Zivilist durch und durch, sehnt sich nach erredetem Ruhm, nicht nach erteiltem. Dass militärischer Erfolg mehr gelten soll als ziviler, widerspricht seinem politischen Ideal.

Der Kriegsverlauf mag ihn bestätigen. Diplomatie gibt schließlich den Ausschlag: Rom gewährt seinen italienischen Bundesgenossen am Ende des Bürgerrechts. Und so eilt Cicero zurück nach Rom, zu seinen Lehrern. Jahre intensiven Studiums beginnen.

Doch der Aufstand der Bundesgenossen ist nur der Auftakt zu einem blutigen Jahrzehnt.

Seit Langem werden die römischen Kleinbauern bedrängt von den Agrarbetrieben der Großgrundbesitzer, die auch weite Teile ehemals öffentlichen Landes okkupiert haben. Praktisch alle Versuche, Abhilfe zu schaffen, sind gescheitert, und so leben auch deshalb in und um Rom Scharen landloser Armer (siehe Seite 99). Deren beste Chance, dem Elend zu entfliehen, liegt im Militärdienst: in der Hoffnung auf Sold und Beute, vor allem aber auf eine Ackerparzelle nach ihrer Entlassung.

Die wiederum kann ihnen am ehesten jener Feldherr verschaffen, dem sie dienen. Deshalb werden Roms Legionen zu fest auf ihren jeweiligen Truppenführer eingeschworenen Klientelverbänden.

Zugleich verschärft sich das politische Klima: zwischen konservativen „Optimaten“, die die Autorität des Senats wahren wollen, und „Popularen“, die ihre Ziele mit Unterstützung der Volksversammlungen erreichen wollen. Schließlich entladen sich die Spannungen in blutigen Unruhen, politischen Morden, offenem Bürgerkrieg.

82 v. Chr. erringt Lucius Cornelius Sulla, ein skrupelloser Heerführer, die Oberhand im Bürgerkrieg, lässt sich zum Diktator proklamieren und stärkt die Macht der Optimaten (siehe Seite 108).

Sullas Absichten sind konservativ – seine Methoden mörderisch: Gefangene werden grausam hingerichtet, Städte niedergebrannt, Tausende kommen um,

darunter viele reiche Römer.

Die Beute an Land und Vermögenswerten ist gigantisch. Sie reicht, um Sullas Günstlinge zu befriedigen – und 120 000 Veteranen zu versorgen.

Zu denen, die sich an der Menschenjagd beteiligen und davon profitieren, zählt ein junger Spross aus uraltem Adel namens Lucius Sergius Catilina, der sich als besonders grausamer Folterknecht beweist.

CICERO HÄLT SICH abseits und beobachtet das Geschehen mit Schauern. Nicht, dass er Sullas Ziele ablehnte – dem Instinkt nach ist er selbst ein Konservativer. Doch das Unrecht entsetzt ihn und die Grausamkeit schreckt ihn. Sollten nicht das Wort, ordentliche Urteile und Abstimmungen sowie Disziplin und Maßhalten die inneren Geschicke des Staats bestimmen?

Inzwischen ist er Mitte 20, hat seine Redekunst geschliffen, in der Philosophie eigene Positionen gefunden, für sein Alter Erstaunliches als Autor und Übersetzer geleistet. Sein Ehrgeiz drängt ihn nun auf das Forum, vor die öffentlichen Gerichte.

Cicero erprobt sich als Verteidiger in einer Reihe von wenig spektakulären Rechtsstreitigkeiten. Einmal immerhin siegt er über Roms prominentesten Prozessredner – und um sicherzugehen, dass es auch jeder erfährt, publiziert er das erfolgreiche Plädoyer umgehend:

Er lässt von Schreibern Kopien in Form von Papyrusrollen anfertigen.

Bald darauf bietet sich ihm eine riskante Chance: ein Mandat in einem Strafprozess gegen einen Unschuldigen.

Es geht um einen angeblichen Vätermord. Delikat wird der Fall dadurch, dass die wahren Täter mit einem Günstling des Diktators Sulla im Bund stehen: Der Mord wie die falsche Anklage gegen den Sohn zielen auf das Vermögen der Familie.

Zwar liegt das Komplott offen zutage. Doch alle etablierten Redner fürchten, Sulla zu reizen. Cicero dagegen wagt es.

Er setzt auf seine Wortgewandtheit – und auf die Strategie, Mörder und Hin-

abgeklärter, weniger opulent. Vor allem lernt er, mit seiner Lungenkraft zu haushalten.

77 v. Chr. schiffte er sich nach Rom ein. Im Jahr darauf erreicht Cicero das Mindestalter für die Bewerbung zum ersten Wahlamt. Es wird Zeit, eine Anhängerschaft aufzubauen.

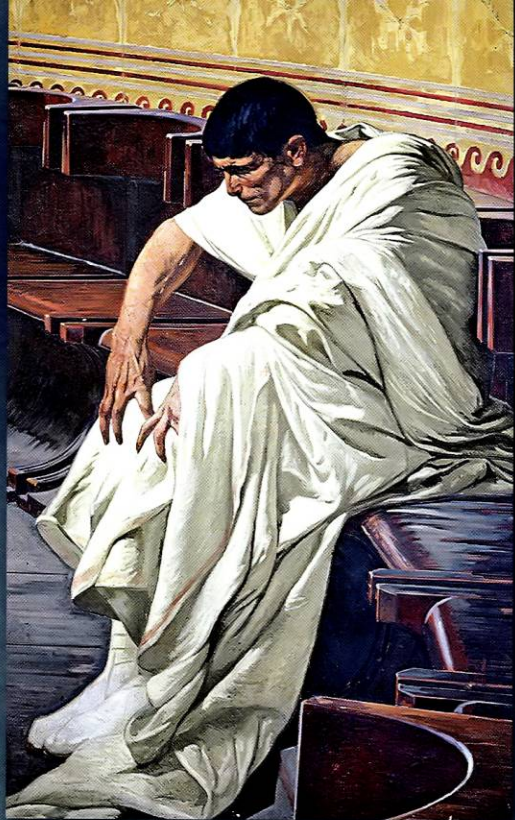
EIN SPROSS der etablierten Aristokratie oder Ritterschaft hat – gleichsam als Teil seines Erbes – vielfältige Verbindungen zu einflussreichen Männern sowie etliche Gefolgsleute unter dem

termann zu benennen, Sulla aber zu rühmen, ja mit dem Gott Jupiter zu vergleichen und selbst als Hintergangenen darzustellen.

Die Wette geht auf, Cicero erlangt einen Freispruch. Und bleibt ungeschoren. Der schlaksige Mann aus Arpinum hat sich unter den geachteten und begehrten Gerichtsrednern Roms etabliert.

Doch schon wenig später scheint er vor dem Ende seiner Karriere zu stehen: Er bricht zusammen, fühlt sich ausgezehrt. Die Ärzte empfehlen ihm, das anstrengende Reden auf den weiten öffentlichen Plätzen aufzugeben.

Cicero macht sich auf in den griechischen Osten. Er will die Philosophen hören – und eine ökonomischere Sprechweise erlernen. Zwei Jahre lang besucht er historische Schauplätze sowie die berühmten Denker- und Rednerschulen von Athen und Rhodos. Sein Stil wird



Catilina, hier während Ciceros Novemberrede vor dem Senat, ist bei Magistratswahlen mehrfach gescheitert und zettelt deshalb ein Komplott an, so die Anklage des Konsuls. Der Verschwörer will Rom ins Chaos stürzen – und sich finanziell sanieren

Wahlvolk. Viele dieser „Klienten“ halten einer wohlhabenden und mächtigen Familie über Generationen die Treue. Jeden Morgen strömen Klienten in die Häuser der Einflußreichen, um ihre Aufwartung zu machen, Treue zu bekunden – aber auch ein Anliegen vorzutragen, eine kleine Gabe zu empfangen.

Bewirbt ein Patron sich um ein Amt, suchen sie ihn in möglichst großer Zahl zum Morgengruß auf und begleiten ihn anschließend bei seinen Gängen durch die Stadt: demonstrieren so den Rückhalt, den er genießt. Je größer also die Klientel eines Mannes (und seiner Freunde), desto größer ist seine Macht.

Cicero muss seine Klientel aber erst aufbauen. Und als einziges Mittel steht ihm dabei seine Rednereie zu Gebot.

Als Sachwalter vor Gericht darf er weder ein Honorar noch Geschenke annehmen – Männer wie er leben in der Regel von ihrem Familienbesitz. Doch fühlen sich diejenigen, die er vertritt, ihm nun verpflichtet; sie mobilisieren Wähler, investieren unter der Hand Geld in eine Wahlkampagne – und veranlassen andere, das Gleiche zu tun.

Cicero sucht sich seine Fälle gemäß ihrem Nutzen aus. Offenbar vertritt er gern Finanzmagnaten, aber auch einen beliebten Schauspieler, dessen Prozess ein großes Publikum interessiert.

Sein Ethos dabei ist flexibel. Zwar solle ein Redner sich hüten, einen Unschuldigen anzuklagen, wird er später schrei-

ben – die Verteidigung eines Schuldigen hingegen habe nichts Ehrenrühriges. Anders als ein Richter dürfe der Anwalt „zuweilen auch für das Wahrscheinliche, selbst wenn es sich nicht mit der Wahrheit deckt, eine Lanze brechen“.

Es geht nicht um Gerechtigkeit, sondern um gewonnene Fälle.

Kaum minder kühl sucht Cicero seine Frau aus. Terentia, die er vermutlich kurz nach seiner Rückkehr aus dem griechischen Osten heiratet, stammt aus einer reichen Familie. Ihre Mitgift: Bargeld, Mietskasernen, Land.

Am Tag der Hochzeit ziert üblicherweise ein flammenfarbener Schleier die Braut. Nach der Besiegelung des Ehevertrags und einem Bankett im Haus des Brautvaters wird sie im Fackelzug zur Wohnung des Bräutigams geleitet. Dort empfängt ihr Mann sie mit Feuer und Wasser, Symbolen ihres neuen Haushalts. Diener tragen sie über die Schwelle: Ginge sie selbst und stolperte, gälte das als unglückliches Vorzeichen.

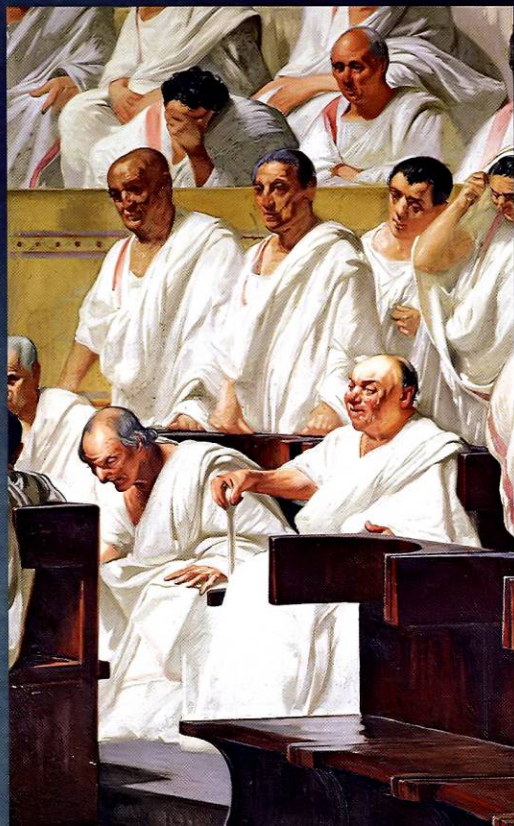
Ungeachtet des feierlichen Zeremoniells, sind Ehen in der römischen Elite vor allem politische und wirtschaftliche Bündnisse. Scheidungen sind verbreitet – schon die einseitige Erklärung des Mannes oder der Frau reicht dazu aus. Wenn es etwas Bemerkenswertes an der Ehe Ciceros und Terentias zu erwähnen gibt, dann ist es die Dauer von etwa 30 Jahren.

Terentia ist eine selbstbewusste Frau. Wie viele Römerinnen ihres Standes bewahrt sie eine gewisse Unabhängigkeit, auch finanziell – ihr Vermögen bleibt ihr Eigentum, auch wenn sie dessen Erträge mit ihrem Mann teilt.

Sie genießt die Bewegungsfreiheit, die Frauen in Rom zusteht: im Haus und in der Öffentlichkeit, als Gast oder Gastgeberin intimer wie offizieller Geselligkeiten. Zeit ihrer Ehe wird sie lebhaften Anteil an Ciceros Geschäften nehmen. Und er scheint ihren Rat zu suchen und darin Hilfe zu finden.

Denn Cicero ist ein Familienmensch;

Kein Senator ergreift nach Ciceros großer Rede vor dem Ältestenrat mehr das Wort für Catilina – obwohl der Konsul keine handfesten Beweise für seine Anschuldigungen vorlegen kann. Noch nicht



insbesondere seine wohl 76 v. Chr. geborene Tochter liebt er abgöttisch. Als etwa zehn Jahre später ein Erbe folgt, schreibt er stolz in einem Brief: „Wisse, nach der Wahl der Konsuln ist mir ein Söhnchen geschenkt worden.“

Das Paar folgt der üblichen Arbeitsteilung: Seine Wirkungsstätte sind die Öffentlichkeit, die Politik und Finanzgeschäfte, sie führt das gemeinsame Haus. Dass Terentia dabei selbst Hand anlegte, wäre freilich unterhalb ihres Standes. Sie gebietet über Aufseher und Sklaven.

Ähnlich überlässt Cicero die Bewirtschaftung der Ländereien und Häuser Verwaltern. Weist sie allenfalls an, auf maximale Rentabilität zu achten. Zu seinen besten Zeiten werden mehr als 100 Sklaven diesen Befehlen gehorchen, dazu freie Saisonarbeiter.

Die wenigen, mit denen er persönlich in Berührung kommt, behandelt er korrekt, mitunter freundlich. Als einer seiner Vorleser stirbt, schreibt er einem Freund: „Das nimmt mich doch mehr mit, als es der Tod eines Sklaven gemeinhin tut.“ Auch zu seinem begabten Privatsekretär Tiro – er soll die Stenografie erfunden haben – unterhält Cicero ein enges persönliches Verhältnis und wird ihn schließlich freilassen.

Derweil rechtfertigt oder verurteilt er die Sklaverei an keiner Stelle: Cicero kommt gar nicht auf den Gedanken, dass jemand sie in Frage stellen könnte.

Denn wie wohl für jeden begüterten Römer ist es für ihn undenkbar, einer manuellen, ja überhaupt einer bezahlten Arbeit nachzugehen. Zwar ist der Familienbesitz der Tullii in Arpinum nach römischen Maßstäben anfangs nicht groß, doch bald kommt ja Terentias Mitgift hinzu – und schließlich bedenkt ihn ein Klient mit einer Erbschaft (ein Weg, um das Honorarverbot zu umgehen).

Formal gehört Cicero freilich nichts von alledem. Denn noch lebt sein Vater. Und die väterliche Gewalt in Rom ist groß: Das Familienoberhaupt darf nicht nur entscheiden, was seine Kinder zu tun und zu unterlassen haben – auch jeder Sesterz und jedes Stück Land, das ein Sohn erwirbt, selbst die Mitgift fällt für die Dauer der Ehe rechtlich unter die Verfügungsgewalt des Patriarchen. Faktisch jedoch lassen die meisten Väter

ihre Söhne zu dieser Zeit bereits weitgehend gewähren, gestehen ihnen Einkünfte und freien Umgang damit zu.

So scheint es auch Ciceros Vater zu handhaben, und so wird er selbst handeln, als er nach dem Tod des Vaters zum *pater familias* wird, zum Chef seiner eigenen Familie. In jedem Fall verfügt Cicero um 77 v. Chr. direkt oder indi-

POLITIK
ist für die
mächtigen
Familien
alles, Reich-
tum Mittel
zum Zweck

rekt über genügend Mittel, um Staatsbeamter zu werden.

Denn die öffentlichen Ämter sind unbesoldet, verlangen von ihrem Inhaber sogar noch persönliche Auslagen für das Gemeinwohl. Ciceros Gesinnung, dass Politik Besitz voraussetzt, wird nicht nur von seinen Standesgenossen geteilt – auch die ärmeren Bürger halten diese Ordnung der Dinge für natürlich: Wo einer der ihnen öffentlich das Wort ergreift, kommt es ihnen ungehörig vor, ja lächerlich. Selbst ein vermögender *homo novus* ohne politischen Stammbaum wie Cicero hat einen schweren Stand.

Etwas leichter ist der Aufstieg immerhin geworden, seit Sulla die Stellenzahl einiger Ämter erhöht hat; außerdem rückt seit jeder Gewählte nach seiner Amtszeit in den von 300 auf 600 Mitglieder vergrößerten Senat ein.

76 v. Chr., mit 30 Jahren, tritt Cicero erstmals für ein öffentliches Amt an und bewirbt sich um die niedrigste Magistra-

tur der vierstufigen Laufbahn: um eine der 20 Quästoren-Stellen, die unter anderem mit der Verwaltung der Staatskasse betraut sind.

Rechtzeitig zuvor ist er bei dem Konsul vorstellig geworden, der die Wahl leitet. Nach dessen Zustimmung hat er die mit Kreide geweihte Toga angelegt, die ihn als Kandidaten kenntlich macht.

Nun besucht er all jene, die ihm nahe stehen oder etwas schuldig sind, um sie persönlich um ihre Stimme und ihren Einfluss auf andere Wähler zu bitten. Begleitet von Klienten und Freunden, geht er in der Stadt umher, auf dem Forum, vor viel besuchten Tempeln. Er zeigt sich, reicht Bekannten wie Unbekannten die Hand, bittet um Stimmen.

Am Wahltag steht er vermutlich auf einer erhöhten Tribüne, vor der sich Bürger aus der ganzen Republik einfinden, denn nur wer persönlich erscheint, darf wählen. Anschließend geben die Versammelten geheime Stimmtäfelchen ab.

Cicero triumphiert. Er wird zum Quästor gewählt – und ist damit schon bald Angehöriger des Senatsadels.

Im folgenden Januar tritt er sein Amt an und reist nach Sizilien, wo er unter anderem die Getreideversorgung für Rom organisiert.

JULI 64 v. CHR.: Cicero ist ein außerordentlich erfolgreicher Politiker. Er hat zudem mehrere spektakuläre Prozesse gewonnen, gilt inzwischen als renommiertester Gerichtsredner Roms. Seine Klientel ist stetig gewachsen. Mit Erreichen des jeweiligen Mindestalters hat er die zweite und dritte Stufe der Ämterlaufbahn erklommen.

Nun trägt er erneut die weiße Toga der Kandidaten. Abermals zum frühesten möglichen Zeitpunkt, mit noch nicht ganz 42 Jahren, steht er vor dem letzten und größten Schritt: zu einem der beiden Konsuln gewählt zu werden – jenes Amt zu erringen, das die Nobilität so eifersüchtig hütet. 30 Jahre ist es her, dass ein *homo novus* es eingenommen hat.

Cicero musste geschickt taktieren, um sein Ziel zu erreichen. Er hat die aristokratische Elite umworben, aber auch den Volkshelden Gnaeus Pompeius Magnus unterstützt – dessen Karriere für die Senatoren eine Provokation war:



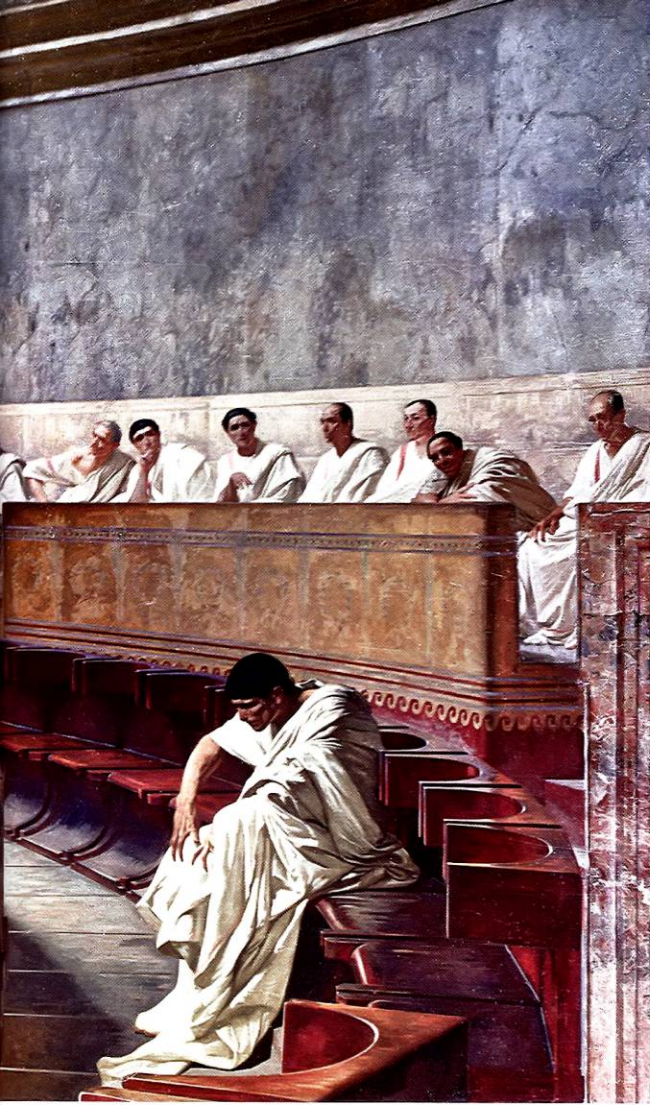
Denn der überaus erfolgreiche und beliebte Truppenführer hat sich sieben Jahre zuvor zum Konsul wählen lassen, obwohl er damals nach dem Gesetz zu jung war und nie ein Amt ausgeübt hatte.

Gerade führt Pompeius wieder einmal Krieg für die Republik, diesmal in

Kleinasien, ausgestattet mit einem außerordentlichen Kommando. Sich mit dem populären Feldherrn gut zu stellen, ist Cicero wichtiger als alle Bedenken gegen die Macht eines Militärs außerhalb des Ämtersystems.

Ciceros schärfste Konkurrenten im Wahlkampf für das Konsulat stammen aus der Nobilität und dem alten Adel, darunter Lucius Sergius Catilina, der sich einst unter Sulla bereichert hat.

Seither ist Catilina auf der Ämterlaufbahn vorgerückt, obwohl er mindestens zweimal vor Gericht stand: einmal, weil er eine zur Jungfräulichkeit verpflichtete Priesterin verführt haben soll; das zweite Mal, weil er sich bei der Verwaltung der Provinz Africa angeblich übermäßig bereichert hat. Beide Prozesse endeten



Der Italiener Cesare Maccari empfindet Ciceros große Senatsrede gegen Catilina 1882–1888 in einem Fresko nach. Für die Aufdeckung der Affäre wird dem Konsul im Jahr 63 v. Chr. der Ehrentitel *pater patriae* verliehen, Vater des Vaterlandes

mit einem Freispruch, doch hat wohl die zweite Anklage Catilinas Vorhaben vereitelt, sich bereits 66 v. Chr. um das Amt des Konsuls zu bewerben. Nun aber sieht er seine Stunde gekommen.

Indes hat Catilina einen derart üblen Ruf, dass es dem 'eloquenten Cicero leicht fällt, ihn moralisch vollkommen

zu diskreditieren. Am Ende unterstützen selbst die Konservativen im Senat lieber den Emporkömmling aus Arpinum als den anrühigen, von Habgier und Geltungssucht getriebenen Adligen Catilina.

Cicero sieht dem Wahltag mit angespannter Hoffnung entgegen. Es soll der Tag werden, an dem sein enormer Ehrgeiz ans Ziel gelangt: einer der beiden ersten Bürger Roms zu werden.

Es ist ein brennender, unbändiger, zuweilen blinder Ehrgeiz – eine am Tiber durchaus übliche Leidenschaft. Denn der Wille, „sich auszuzeichnen vor allen anderen“, spornt viele Römer an. Er zwingt die Nobiles zu rastloser Tätigkeit, treibt den Krieger Pompeius ebenso an wie den Senator Cato oder Catilina. Und auch Cicero, dem zufolge Nachruhm das Einzige ist, das über die Kürze des Daseins hinwegzutrusten vermag.

Sie alle streben nach Ruhm und einem Platz in den Annalen – und sie alle werden dabei umkommen.

In diesem Jahr jedoch siegt Cicero: In einem komplizierten System, das den Voten der Reichen und Vornehmen ein deutliches Übergewicht einräumt, wird er mit einem klaren Vorsprung an Stimmen für das folgende Jahr gewählt.

Er ist endlich Teil der Nobilität.

Catilina hingegen, der als Drittplatzierte durchfällt, hat im Wahlkampf enorme Schulden gemacht. Sein Plan war, sie nach seinem Amtsjahr zu begleichen – dann steht den Konsuln die Verwaltung einer Provinz zu, die sie auspressen können. Nun bleibt Catilina nur, seinen Einsatz zu erhöhen und bei den nächsten Wahlen wieder anzutreten.

Er entscheidet sich für eine riskante Option: die Annäherung an die Popularen, die als Anwälte des Volkes zu Macht und Ämtern gelangen wollen. Zu ihnen gehören der aufstrebende Senator Gaius Iulius Caesar, aber auch der sagenhaft reiche Marcus Licinius Crassus (obwohl der einen beträchtlichen Teil seines Vermögens der Spekulation mit Mietshäusern verdankt).

Als aus diesen Kreisen abermals eine Landverteilung zugunsten der Armen vorgeschlagen wird, wendet sich Cicero vor einer Volksversammlung dagegen.

Der Konsul kann die Mehrheit der anwesenden Bürger auf seine Seite ziehen, wie so oft. Seine Reden sind Wun-

derwerke der Sprachkunst. Stets elegant gebaut, enthalten sie geschliffene Bonmots, ein grandios sich steigerndes, oft polemisches Pathos.

Aber auch grobe Verunglimpfungen. Denn Roms Redner gehen wenig respektvoll miteinander um. Cicero geniert sich nicht, seine Opponenten als „Jauche des Staats“ zu bezeichnen, als „Scheusal“, „Ungeheuer“, „verfressenen Schlund“, „faules Stück Fleisch“. Genüsslich wälzt er einmal aus, wie ein Gegner betrunken und stinkend aus der Kneipe gezogen wurde.

Trotz der Ablehnung des Agrargesetzes durch eine Volksversammlung verkündet Catilina weiter klassenkämpferische Parolen, droht dem Senat gar mit Gewalt. Cicero stellt ihn zur Rede, betreibt seinen Ausschluss von der Konsulatswahl – allerdings erfolglos. Doch gelingt es ihm, vor der Wahl die Siegesfeier eines Feldherrn anzusetzen und so dessen Veteranen in die Stadt zu ziehen: sichere Stimmen für einen Konkurrenten Catilinas, der mit dem Heer gedient hat.

Am Wahltag erscheint Cicero auf dem Versammlungsplatz. Eine bewaffnete Garde umringt ihn. Unter der Toga trägt er gut sichtbar einen Brustpanzer – so zeigt er öffentlich, dass er Catilina selbst ein Attentat auf einen amtierenden Konsul unter den Augen des Volks zutraut.

Catilina fällt abermals durch.

IM OKTOBER erhält Cicero von einer Informantin Hinweise auf eine Verschwörung. Eine Anzahl Männer, deren politische Ambitionen enttäuscht worden sind, habgierige Amtsträger, hochgestellte Desperados bereiten offenbar einen Anschlag auf den Staat vor.

Ihr Anführer: Catilina.

Bald darauf erfährt Cicero aus anonymen Schreiben Details. Catilinas Anhänger stellen im Norden, wo Armut und Unzufriedenheit groß sind, eine Privatarmee aus Veteranen auf. In wenigen Tagen wollen sie losschlagen, sollen Attentäter die Spitzen des Senats töten.

Der Konsul bringt die Warnung vor den Rat und erreicht, dass der ihm Notstandsvollmachten überträgt. Catilina selbst bleibt frei – wohl, weil ihn einflussreiche Senatoren schützen (es ist aber auch nicht ausgeschlossen, dass

Catilina sich nur im Kreis von Zechkumpanen mit Umsturzplänen gebrüht hat, und Cicero das Gerede nun aufbauscht, um seine Amtszeit mit einer vermeintlichen Heldentat zu krönen).

Tatsächlich brechen an dem angegebenen Tag Aufstände im Norden aus. In Rom jedoch bleibt es ruhig. Kurz darauf wird Cicero zugetragen, Catilina stehe

*Ciceros
TRIUMPH
währt nur
kurz. Bald
darauf muss
er aus Rom
fliehen*

im Begriff, zu den Aufständischen abzureisen – sobald der Konsul tot sei. Bei einem nächtlichen Treffen der Verschwörer hätten sich zwei Freiwillige gemeldet, um Cicero beim morgendlichen Empfang seiner Klienten aufzusuchen und niederzustecken.

Cicero reagiert sofort. Er lässt sein Haus verschließen und von Wachen sichern. Als die beiden Attentäter erscheinen, finden sie eine Festung vor. Sie ziehen sich zurück.

Abermals beruft der Konsul den Senat ein; es ist Anfang November. Zu seiner Überraschung erscheint auch Catilina. Behauptet öffentlich, dass er unschuldig sei, von dem Emporkömmling aus der Kleinstadt verleumdet werde.

Mangels handfester Beweise bleibt Cicero als Waffe nur das Wort. Er improvisiert eine fulminante Rede, rechnet Catilina dreistes Verbrechen vor, fordert ihn auf, sich endlich zu bekennen: „Da dies so steht, Catilina, führe

aus, was du begonnen hast; verlass endlich die Stadt; brich auf! Allzu lange wartet schon dein Lager auf dich, den Feldherrn!“

Am Ende ist der Verschwörer völlig isoliert. Diejenigen, die ihn noch gedeckt haben, schweigen. Am selben Tag flieht Catilina aus Rom.

Doch seine Mitverschworenen bleiben. Über Wochen lastet eine ungewisse Spannung auf der Stadt. Endlich, in den frühen Morgenstunden des 3. Dezember 63 v. Chr., spielen gallische Gesandte, die zum Schein Verhandlungen mit den Verschwörern geführt haben, Cicero verdächtige Briefe zu. Sofort lässt er die Absender der Schreiben in Haft nehmen und ruft den Senat zusammen.

Dort lässt er die Briefe verlesen, in denen die Verschwörer den Galliern Belohnungen zusichern, sollten sie Catilinas Revolte unterstützen.

Die Gefangenen gestehen ihren Hochverrat, die Konspiration mit Catilina, den Plan, Cicero und zahlreiche weitere Würdenträger zu ermorden, Rom mit Bränden ins Chaos zu stürzen und den Rebellen auszuliefern.

Kurz darauf – nach den Wortwechseln zwischen Cato und Cicero auf der einen und Caesar auf der anderen Seite – werden die Gefangenen hingerichtet.

Auf dem Heimweg vom Forum jubeln die Menschen Cicero zu. In den Straßen stehen Lichter, Frauen winken von den Dächern. Der Frieden ist gerettet.

Es ist seine größte Stunde.

Gut drei Wochen später endet Ciceros Amtszeit. Die Rebellentruppen fallen auseinander, und als im Januar 62 v. Chr. ein Senatsheer die letzten Kontingente besiegt, kommt in der Schlacht auch Catilina ums Leben.

Cicero sieht sich auf der Höhe seiner Karriere, der einflussreichste Senator der Republik. Er kauft ein prächtiges, für Gäste, Bittsteller und Klienten offenes Haus auf dem aristokratischen Palatin, von dem aus er das Forum überblicken kann.

Darüber hinaus besitzt er inzwischen mehrere Landgüter: einträgliche Agrarbetriebe, deren Zentrum großzügig aus-

gestattete Villen bilden. So in Tusculum, einer bevorzugten Sommerfrische begüterter Römer. Hier wie in anderen seiner Anwesen umgibt er sich mit griechischer Kunst, richtet eine teure Bibliothek ein, um auch fern von Rom lesen und arbeiten zu können: Cicero schreibt fast ununterbrochen. Selbst beim Essen.

Ergänzend kauft er eine Anzahl bescheidener Häuser entlang der Straßen, die zu seinen Villen führen. Denn die Gasthäuser, wo es welche gibt, bieten oft nur enge, von Flößen und Wanzen verseuchte Mehrbettzimmer, in denen Maultiertreiber, Fuhrleute und Kleinräuber absteigen. Keine Orte für einen Mann von seinem Format.

Cicero schätzt die Annehmlichkeiten des Geldes, nicht aber Ausschweifungen, weder sexuelle noch kulinarische. Statt Edelfisch und schwere Vorspeisen bevorzugt er beim Gastmahl Gemüse oder eine leichte, delikate Suppe.

Sein empfindlicher Magen mag eine Rolle spielen. Vor allem aber findet er weniger Vergnügen an sinnlichen Genüssen als am anregenden Gespräch.

Wenn es allzu anregend wird, kann sich auch Cicero einmal betrinken. Er ist ein Kulturmensch und emsiger Arbeiter, aber kein freudloser Intellektueller. Nur ist ihm die zynische Opulenz derjenigen zuwider, die sich mehr um ihren Gaumen und Unterleib scheren als um die Republik – in der er nach wie vor eine führende Rolle beansprucht.

Auch deshalb wird er nicht müde, seine staatsmännischen Verdienste zu preisen, stellt sich auf eine Stufe mit Pompeius, der gerade riesige Landstriche in Vorderasien erobert hat. Später wird er seine Reden gegen Catilina überarbeiten und publizieren.

Doch während Cicero noch im Ruhm schwelgt, werden Vorwürfe laut, er bereichere sich unredlich. Und immer wieder muss er sich der Anfeindung stellen, ausgerechnet er, ein stadtfremder

Emporkömmling, habe freie römische Bürger ohne Urteil hinrichten lassen.

Ende des Jahres 62 v. Chr. kehrt Pompeius aus dem Osten zurück. Ciceros Anspruch auf Gleichrangigkeit ihrer Verdienste müssen dem Feldherrn als Zumutung erscheinen; dennoch gibt er sich verbindlich: Er braucht Land für seine Veteranen, und das erhofft er sich vom Senat.

Dort jedoch nutzt die konservative Elite die Gelegenheit, den allzu hoch emporgestiegenen Kriegshelden in die Schranken zu weisen.

Um sich dennoch durchzusetzen, schließt Pompeius 60 v. Chr. ein Bündnis mit Crassus sowie dem populären Caesar, der im folgenden Jahr das Konsulat antritt. Der Ruhm des ersten, das Geld des zweiten und das Amt des dritten verschaffen den „Triumvirn“ die Macht, ihre Anliegen durchzubringen, unter anderem Land für die Veteranen. Fortan soll kein Gesetz mehr erlassen werden, dass ihren Interessen schadet (siehe Seite 132).

Mehrfach lädt Caesar Cicero ein, sich ihm anzuschließen. Doch der lehnt ab. Das Bündnis von militärischer Macht und Geld widerspricht seinen republikanischen Idealen ebenso wie Caesars Politik und die verfassungswidrigen, ja gewalttätigen Methoden, mit denen der sich durchsetzt. Zudem widerstrebt ihm wohl der Gedanke, sich unterordnen zu müssen. Er hält sich abseits.

Und so lässt ihn das mächtige Dreierbündnis schließlich fallen.

Ohne den Schutz der informellen Gwalt haben aber ist Cicero den Angriffen seiner Feinde ausgeliefert. Einer von ihnen ist der Volkstribun Publius Clodius Pulcher. Anfang 58 v. Chr. bringt der ein Gesetz ein, das Beamte mit der Acht bestraft, die römische Bürger ohne Gerichtsurteil haben töten lassen.

Erschrocken macht Cicero den Fehler, umgehend wie ein Angeklagter die dunkle Toga der Trauer anzulegen, sich die Haare wachsen zu lassen – eigentlich ein Zeichen seines Protests, der Verzweiflung und Schutzbedürftigkeit. In den Augen vieler jedoch kommt die Geste dem Eingeständnis gleich, er persönlich sei einst für den Tod der Catilinarier verantwortlich gewesen.

Von der Freudenstimmung des Jahres 63 v. Chr. ist nichts geblieben. Die Männer von Clodius beherrschen die Straße, bewerfen den früheren Konsul gar mit Kot und Steinen. Ehe eine

Volksversammlung das Gesetz des Tribuns annimmt, flieht Cicero bei Nacht aus Rom. Wenig später wird über ihn die Acht verhängt und sein Vermögen eingezogen.

FAST 17 MONATE verbringt er im Exil, die meiste Zeit in Makedonien, wo ihn der Statthalter schützt. Dann gestattet ihm auf Betreiben seiner Freunde eine Volksversammlung die Rückkehr.

Sie wird zum Triumph – und doch: Er ist gebrochen. Marcus Tullius Cicero, für einen kurzen Moment erster Bürger der sterbenden Republik, ist zu einem Leben im Schatten erst des Pompeius, bald Caesars verdammt.

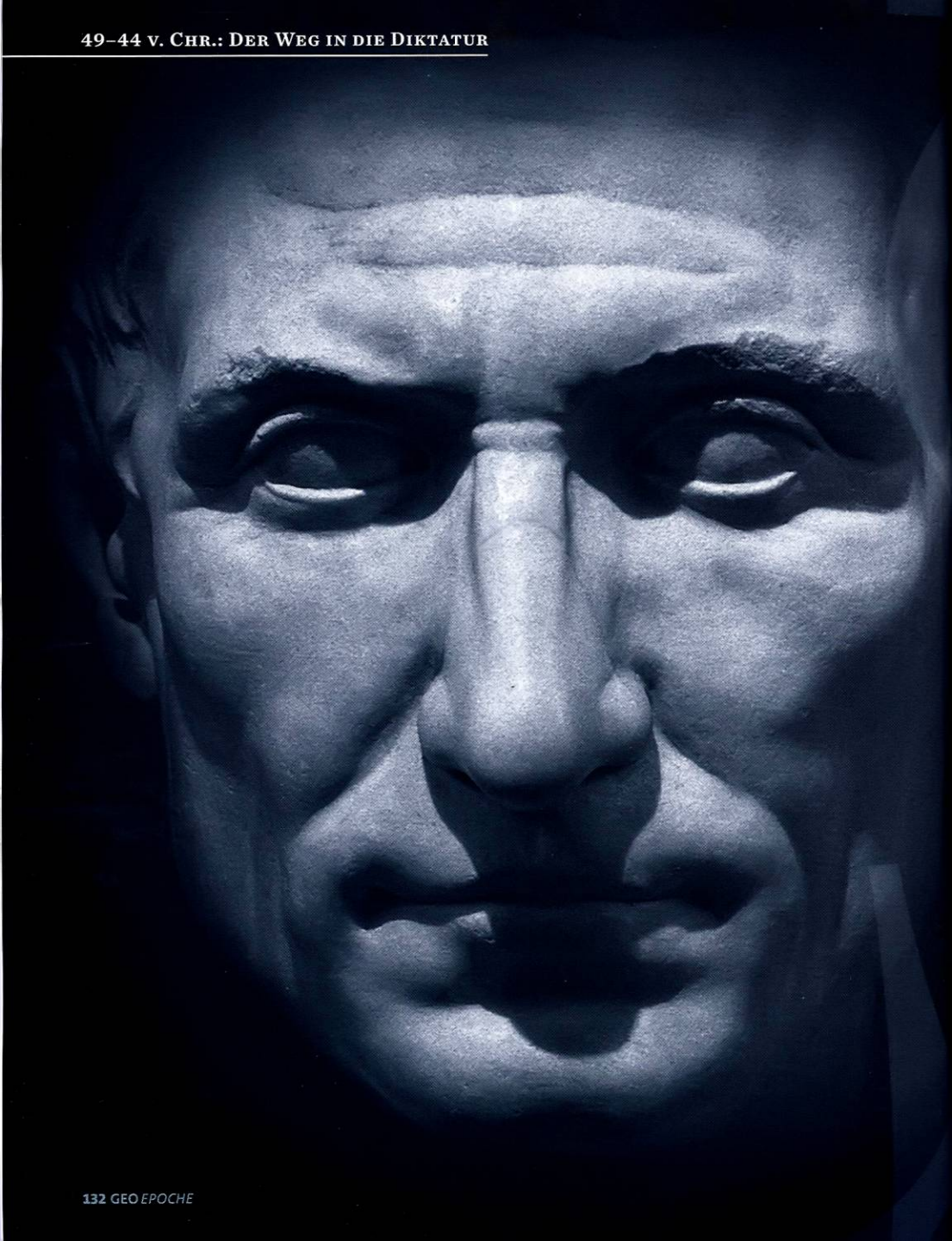
Auch privat treffen ihn harte Schläge. Die Entfremdung von seiner Ehefrau Terentia ist nicht mehr zu überbrücken. Und bald nach der Scheidung, im Jahr 45 v. Chr., stirbt die geliebte Tochter Tullia im Kindbett. Marcus, sein Sohn, ist ihm wenig Trost: ein flacher, nichtssagender Charakter, der den Vater enttäuscht.

Derweil wird immer deutlicher, dass die Politik des Geldes, des Schwerts, der skrupellosen Machtanhäufung über die des Wortes siegt. Eine Politik, die ihre Schöpfer wie Gegner und am Ende die Republik frisst: erst Pompeius, dann Cato, dann Caesar und schließlich, im Jahr 43 v. Chr., auch Cicero (siehe Seite 146).

Der Mann aus Arpinum aber erwirbt am Ende doch noch den von allen ersehnten Nachruhm, und vielleicht in der schönsten Form: als einer der größten Schriftsteller und politischen Redner der Antike, der sich stets in den Dienst der Republik stellte: „Ich stehe nämlich auf dem Standpunkt“, schrieb er um 55 v. Chr., „dass sich auf das Walten und die Klugheit des wahren Redners nicht nur sein eigener Rang, sondern auch das Wohl der meisten Privatpersonen und des gesamten Staats entscheidend gründet. Setzt darum fort, ihr jungen Leute, was ihr tut, und konzentriert euch auf das Studium, in dem ihr steht, damit ihr etwas sein könnt, was euch Ehre, den Freunden Nutzen und dem Staate Vorteil bringt.“ □

Literaturempfehlungen: Klaus Bringmann, „Cicero“, Primus: detailreiches Standardwerk. Francisco Pina Polo, „Rom, das bin ich. Marcus Tullius Cicero. Ein Leben“, Klett-Cotta: lebendig geschriebene Biografie mit mutigen Thesen – leider zuweilen unscharf. Der britische Autor Robert Harris schildert Ciceros Leben in seinen Romanen „Imperium“ und „Titan“ (Heyne) – und beschreibt zugleich den Untergang der Römischen Republik. Opulent, packend geschrieben und exakt recherchiert.

Dr. Mathias Mesenhöller, 41, ist Historiker und Journalist in Berlin. Mehr noch als Ciceros schiere Wortgewalt hat ihn die Fähigkeit des Römers beeindruckt, sprachliche Eleganz mit den wüsten persönlichen Beleidigungen zu verbinden.



CAESAR

Er ist ein Zyniker und Egoist, ein Spieler, besessen
von seinem Ehrgeiz. Sein Machtinstinkt und seine Intelligenz
machen ihn zu einem politischen Raubtier, sein kalter
Stolz und seine schamlose Brutalität zu einer Gefahr für den eigenen
Staat. Im Januar 49 v. Chr. erklärt Gaius Iulius Caesar Rom
den Krieg – und wird schließlich zum Alleinherrscher

VON JÖRG-UWE ALBIG

Demagoge und Luxus liebender Schönling, Eroberer und Schriftsteller, Frauenverführer und Held seiner Soldaten: Gaius Iulius Caesar ist einer der erfolgreichsten Feldherren in der Geschichte Roms – und einer der Totengräber der Republik

Krieg gegen den eigenen Staat, der vier Jahre dauern und drei Kontinente in Blut und Trümmer stürzen wird.

Er tut es, wie der Rhetoriker und Politiker Marcus Tullius Cicero es ausdrückt, „um jener Vorrangstellung willen, die er sich selbst in einer Wahnvorstellung zuerkannt“ hat. Caesar selbst formuliert es vornehmer; für seine *dignitas* kämpfe er – auf Deutsch: für Würde und Ansehen.

Dignitas ist ein Wert, der den Römern heilig ist wie kaum ein anderer. Und messbar wird die Würde durch die Anerkennung der anderen, auf die die Römer „mehr als alle anderen Nationen gierig“ sind, wie Cicero weiß.

Schon im Gründungsmythos der Stadt Rom steht der Kampf um das Ansehen im Vordergrund: Im Streit über die Frage, nach wem von beiden ihre

halb gegen seine römischen Widersacher, bezwang sie nach einem kurzen Bürgerkrieg im Jahr 82 v. Chr. und nahm nun grausame Rache: Zwei Tage nach dem Sieg ließ er rund 6000 seiner Gegner auf dem Marsfeld abschlachten. Am Forum Romanum hingen Listen mit Todeskandidaten; etwa 40 Senatoren fielen diesen „Proskriptionen“ zum Opfer.

Der damals 18-jährige Caesar, durch seine Ehe mit der Tochter eines der Gegenspieler Sullas im Kreis der Bedrohten, floh aus der Stadt, hetzte von Versteck zu Versteck, kaufte sich mit hohen Summen von Kopfgeldjägern frei. Schließlich erwirkten zwei politisch unbedenkliche Verwandte seiner Mutter die Gnade des Tyrannen.

Schon einmal also hat ein entzogenes Kommando – die schwerste Kränkung in der kriegerischen Republik Rom – zu einem Marsch auf die Stadt geführt.

Doch während Sulla auch politische Ziele verfolgte, hat Caesar nur sich selbst im Sinn. Sein Vorbild ist Alexander der Große. Die militärische Leistung des Makedonen, der sein Königreich zur Kontinente überspannenden Weltmacht ausdehnte, kann er allerdings kaum einholen – denn als Caesar geboren wird, am 12. oder 13. Juli des Jahres 100 v. Chr., erstreckt sich Roms Herrschaft bereits von Spanien bis Kleinasien, reicht übers Mittelmeer bis ins nordafrikanische Karthago.

Mit 32 Jahren muss Caesar deshalb angesichts einer Statue Alexanders im spanischen Gadir laut seufzen: In diesem Alter hatte sein Held bereits die Welt erobert.

DABEI SIND ES zweifellos Starqualitäten, mit denen Caesar um Aufmerksamkeit buhlt. Er ist ein hochgewachsener, hellhäutiger Mann mit einem vollen Gesicht und schwarzen, lebhaften Augen, ein geschickter Reiter, ausdauernd, der Leib trainiert.

Seine Stimme ist klar, seine Gesten sind anmutig und lebhaft. Auch der Fachmann Cicero, Roms bedeutendster

MIT 18 JAHREN FLIEHT ER VOR KOPF- GELD- JÄGERN

Jede geschichtliche Tragödie, behauptet Karl Marx, wiederhole sich als Farce. Diese Tragödie beginnt mit einer Farce.

Die Kulisse ist der Rubikon, ein schmaler Zufluss der Adria, Grenze zwischen der Provinz Gallia Cisalpina und dem eigentlichen Gebiet der Republik Rom. Bei Nacht ist der Hauptdarsteller im gallischen Ravenna aufgebrochen, in einem von Maultieren gezogenen Wagen, gefolgt von Kavallerie. Am Rubikon stößt er zu seinen Kohorten. Hier lässt er seinen Wagen anhalten. Berät sich mit seinen Begleitern – und seinem Historiker, der die großen Geschichtsmomente der Mit- und Nachwelt überliefern soll. Verfällt in demonstratives Grübeln. Starrt auf den Fluss: Dort drüben, auf dem anderen Ufer, liegt seine Heimat.

Jetzt, lautet die Botschaft, wird Geschichte gemacht.

Dieser Auftritt des Gaius Julius Caesar ist reine Show. Denn längst schon hat er seine Kerntrouppen in Marsch gesetzt, hat den Befehl gegeben, das auf römischem Gebiet gelegene Ariminum, das spätere Rimini, zu besetzen, hat Verstärkungen von jenseits der Alpen angefordert. Dennoch wägt er jetzt vor Publikum Chancen und Risiken seines Unternehmens ab, als stünde die Entscheidung tatsächlich noch bevor. Sein Historiker notiert den ungeheuerlichen Satz: „Der Verzicht auf diese Überschreitung wird mir Unglück bringen, die Überschreitung aber allen Menschen.“

Die Alternative ist also klar: Caesar – oder die Menschheit.

Und Caesar entscheidet sich für sich selbst. „Anerriphtho kybos“, deklariert er aus einem griechischen Lustspiel, „der Würfel sei hochgeworfen“.

Dann überschreitet er im Januar des Jahres 49 v. Chr. den Fluss und zieht gegen seine Heimatstadt.

Der Marsch auf Rom, den er hier mit theatralischer Geste beginnt, ist ein Feldzug der Eitelkeit. Um seiner persönlichen Ehre willen beginnt Caesar einen

Stadt benannt werden soll, entzweiten sich die Brüder Romulus und Remus.

Auch Caesars Marsch auf seine Heimatstadt ist ein Rückgriff auf die Geschichte römischer Eitelkeiten: das Remake von Ereignissen, die Caesars Jugend überschattet haben.

Denn schon einmal, im Jahr 88 v. Chr., ist ein General namens Lucius Cornelius Sulla mit seinen Truppen gegen Rom marschiert (siehe Seite 108). Der gekränkte Feldherr eroberte die Stadt, weil ihm eine Volksversammlung das Kommando für den Krieg gegen einen kleinasiatischen König entzogen hatte. Sulla bekam den Oberbefehl zurück, empfand seine Würde als wiederhergestellt und zog nach Osten in seinen Krieg.

Doch während er dort kämpfte, ergriffen in Rom seine Gegner die Macht und etablierten ein Terrorregime. Nach seinem Sieg in Kleinasien zog Sulla des-

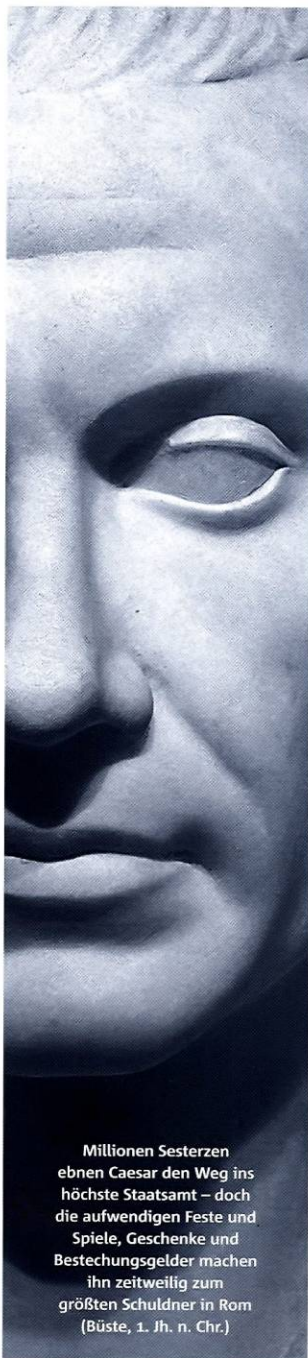
Orator, lobt Caesars „elegante, glänzende und auch erhabene und gewissermaßen adelige Art zu reden“.

Und während sich die altgedienten Senatoren eher in Würde und schlichte Gewänder hüllen, trägt Caesar seinen Narzissmus auf der Haut. Ausgiebig pflegt er seinen Leib, erscheint stets gründlich rasiert, zupft sich die Körperhaare und kämmt den Schopf in die Stirn, um seine zunehmende Kahlheit zu verstecken. Er gefällt sich in auffälliger Kleidung, trägt Fransen, die bis zu den Händen fallen, und einen provozierend lockeren Gürtel darüber.

So gerüstet, schreitet er durch eine Arena der Blicke – denn nicht zuletzt ist es der Augenschein, der den Status bestimmt. Der wiederum bemisst sich vor allem an den Ämtern eines Herrn, aber auch an seinen Stadtwillen und Landhäusern sowie an der Zahl seiner „Klienten“, also jener Menschen, die von ihm wirtschaftlich oder sozial abhängig sind und bei seinen morgendlichen Audienzen erscheinen.

Der Status verkörpert sich in kostbaren Teppichen und Speisesofas mit Bronzefüßen, in Purpurgewändern, Goldgeschirr und Perlenkolliers, in durch Tunnel mit Meerwasser gespeisten Bassins für Seefische. Er kommt auf den Tisch in Form von gemästeten Hasen, als gebratener Pfau oder als rot-schalige Auster aus dem Seebad Baiae (der Historiker Titus Livius vermerkt später, das Kochen sei von einer Dienstleistung zu einer Kunst verkommen).

Auch Caesar liebt den Luxus, der sich zur Schau stellen lässt. Er hat eine Schwäche für Schmuck, Edelsteine, Statuen und Gemälde, schenkt einmal einer Geliebten eine Perle im Wert von sechs Millionen Sesterzen (ein Arbeiter verdient drei bis sechs Sesterzen am Tag). Gibt, wie sein Biograf Sueton berichtet, Unsummen für „schlanke und geistig kultivierte Sklaven“ aus. Und lässt eine frisch gebaute Villa, die nicht komplett seinen Geschmack trifft, bedenkenlos wieder abreißen.



Millionen Sesterzen
ebnen Caesar den Weg ins
höchste Staatsamt – doch
die aufwendigen Feste und
Spiele, Geschenke und
Bestechungsgelder machen
ihn zeitweilig zum
größten Schuldner in Rom
(Büste, 1. Jh. n. Chr.)

All das sorgt dafür, dass er auffällt – doch Ruhm verschafft es ihm nicht. Um berühmt zu werden, muss er warten, muss die festgelegte Beamtenlaufbahn beschreiten, die für einen jungen Adligen ab 30 Jahren die Quästur vorsieht, danach die Ädilität, die Prätur und schließlich das Konsulat.

Und weil das Volk jeden Magistrat nur für jeweils ein Jahr einsetzt, steht die Elite im permanenten Wahlkampf, der jede Handlung einfärbt und jede freie Fläche. Noch auf den Grabsteinen protzen die Familien mit ihren politischen Leistungen und Ämtern.

Der Ehrgeiz der Aristokraten hält dieses System in Gang – und der Zwang zu gefallen: So werfen manche von ihnen Geld in die Menge, um Stimmen zu sichern, verteilen billiges oder kostenloses Getreide, geben Festessen.

Politische Programme bleiben dabei im Hintergrund, denn alle Kandidaten entstammen der gleichen verwöhnten Schicht und unterscheiden sich meist nur in der Taktik: Die „Optimaten“ stützen die Macht des Senats, die „Popularen“ dagegen versuchen, mit der Unterstützung des Volks an dem Gremium vorbei zu operieren. Auch Caesar setzt auf die große Zahl. Und wird deshalb den Popularen zugerechnet.

Dabei mag ihn die Gewissheit gestärkt haben, aus einer der ältesten Familien zu stammen. Zwar ist der Glanz seines Clans, der Iulier, seit Generationen verblichen. Zwar steht das Haus seiner Familie nicht auf dem Palatin, sondern in dem heruntergekommenen Stadtteil Subura mit seinen Bruchbuden, Bordellen und Kneipen. Doch raunt die Familienmythologie, dass die Sippe von Iulus abstamme, Sohn des sagenhaften trojanischen Helden Aneas und Enkel der Göttin Venus. Und die Schreine im Atrium füllen wächserne Totenmasken berühmter Vorfahren.

Die wichtigste Bühne für Caesars Gefallsucht aber ist das Forum, der unumstrittene Mittelpunkt der Stadt – und der Welt. Ein trockengelegtes Stück

Sumpf, eingerahmt vom Palatin, dem Hügel der Reichen, sowie dem Kapitol, dem Hügel der Götter.


Das Forum: ein schmales Rechteck zwischen den Tempeln von Religion und Politik, wo man Geschäfte macht und Karrieren. Wo die Rauchschwaden der Opfergaben zum Himmel steigen und die Stimmen der Oratoren von der Rostra erklingen, der Rednertribüne, die mit den Schnäbeln erbeuteter Schiffe verziert ist. Wo Bankiers über Kredite verhandeln und Senatoren über Gesetze, und wo von morgens bis abends ein vielstimmiger Chor von Schmeichlern und Verleumdern, Klatschbasen und Aufschneidern summt.

Hier, in zwei für jedermann offenen Tribunalen, wird auch das Recht gesprochen – und Caesar ist dabei. Denn neben der Politik ist die Justiz die einzige zivile Beschäftigung, die mit der Würde der Eliten zu vereinbaren ist. Auch sie ist ein Zuschauersport, auch sie belohnt das Showtalent, und so ist es nur folgerichtig, dass das lateinische Wort *actor* nicht nur Schauspieler, sondern auch Ankläger bedeutet.

Diese Kunst bringt Stars hervor wie den Redner Quintus Hortensius Hortatus, der derart grandios mit den Händen und dem Stoff seiner Toga fuchtelte, dass selbst Schauspieler seine Gesten studierten.

Sie lockt den Ehrgeiz eines Könners wie Cicero, der „mit höchster Anstrengung der Stimme und Anspannung meines ganzen Körpers“, wie er sagt, seiner Tätigkeit als Redner vor Gericht nachgeht. Nachdem er seine in zahllosen Plädoyers überstrapazierte Kehle während einer Reise kuriert hat, redet er Hortensius in einer Gerichtsverhandlung so fulminant nieder, dass der Rivale auf eine Replik verzichtet.

Deshalb sucht auch Caesar seinen Applaus zunächst als Ankläger bei öffentlichen Gerichtsverhandlungen. Es spielt keine Rolle, dass er seine Prozesse nicht gewinnt: Entscheidend ist die blendende Figur, die er abgibt, die



Auf dem Weg zur Konsulswürde verbündet sich Caesar 60 v. Chr. mit dem Multimillionär Marcus Licinius Crassus und dem erfolgreichen Feldherrn Gnaeus Pompeius Magnus zu einem »Triumvirat«, einem Dreierbund

Aufmerksamkeit und die Sympathien, die er auf sich zieht. Und für diejenigen, denen es nicht vergönnt ist, seine Auftritte live mitzuerleben, lässt er seine Anklagereden hinterher publizieren.

MIT 30 JAHREN wird er zum Quästor gewählt und mit 35 zum Ädilen – einem der vier Aufseher über Tempel, Märkte, Straßen, Plätze, Bordelle und Bäder der Hauptstadt. Endlich kann er sich auf jenes Ressort werfen, das der Schaulust der Republik am innigsten schmeichelt: die *cura ludorum*, die Ausrichtung der öffentlichen Spiele.

Denn es sind die großen Spektakel, die die römische Ökonomie der Anerkennung am getreuesten abbilden. Etwa der Kult der Sensationen im Circus Maximus, zu denen sich in jener Zeit bis zu 60000 Zuschauer auf den Weg machen.

Schon Roms sagenhafter Gründer Romulus soll mit Pferde- und Wagenrennen das Volk begeistert haben. Und seit dem 3. Jahrhundert v. Chr., in dem Rom langsam zur Weltmacht aufsteigt, strebt auch die organisierte Unterhaltung nach Weltniveau – mit Gladiatorenduellen ab 264 v. Chr. und, knapp 100 Jahre später, den ersten Löwen- und Pantherkämpfen.

Auch wenn es sich bei all dem formal weiterhin um religiöse Veranstaltungen handelt: Die Spektakel sind eine gigantische Bühne für den Auftritt von Helden, für Beifall wie für Verachtung – und Sinnbild für das Leben: Denn das Wort *cursus* bezeichnet nicht nur Wagenrennen und Circus-Rennbahn, sondern auch die Laufbahn, die Karriere.

Deshalb stocken Roms Politiker das staatliche Entertainment-Budget immer wieder mit üppigen Summen aus eigener Tasche auf: Immer prächtiger und extravaganter werden die Shows, immer prunkvoller die nur für die Dauer der Aufführungen errichteten Theaterbauten, immer begehrter gute Schauspieler und Wagenlenker.

Denn wer die schönsten Spiele ausrichtet, die prächtigsten Bühnen präsentiert, hat politischen Lorbeer sicher.

Und Caesar lässt sich nicht lumpen. Mehr noch: Seine Investitionen brechen alle Rekorde; seine Theaterraufführungen, Tierhetzen, Festzüge und Bankette übertreffen alles Dagewesene.

Und seine Schulden wachsen in solche Höhen, dass kein Gläubiger es mehr wagen kann, ihn fallen zu lassen.

Den größten Coup aber hat er sich 20 Jahre lang aufgespart: Vor dieser Frist nämlich ist sein Vater gestorben – doch jetzt erst hat Caesar die Bühne für eine angemessene Leichenfeier. Zu Ehren des Vaters richtet er nun ein Turnier mit 320 Gladiatorenpaaren aus – eine bis dahin unerreichte Zahl. Und alle tragen Rüstungen aus Silber, die in der Sonne strahlen.

Diese Kämpfe auf Leben und Tod scheinen es Caesar angetan zu haben.

Sie werden auf dem Forum Romanum zelebriert. Später wird er es eigens für solche Auftritte umbauen lassen – mit einem Netz aus unterirdischen Gängen und Lastenaufzügen, mit deren Hilfe die Kämpfer wie aus dem Nichts ans Tageslicht steigen können.

Bei Capua in Kampanien, der Wiege des blutigen Sports, betreibt Caesar sogar eine eigene Gladiatorenschule. Bisweilen lässt er einen fremden Fechter, von dem das Publikum einen zu gefährlichen Kampf verlangt, mit Gewalt aus der Arena schleppen und für seine eigene Truppe retten. Und so sehr liegt ihm die Ausbildung der Todgeweihten am Herzen, dass er sogar Senatoren darum bittet, sie zu trainieren.

Vielleicht sieht er, wenn er diese Überlebenskämpfer betrachtet, sich selbst. Vielleicht sind gerade sie es, die Paradeobjekte von Roms Schaulust, in denen sich eine Facette seiner Idee von Dignitas verkörpert.

Auch Gladiatoren sind ja Helden; Agenten klassisch römischer Tugenden wie Mut, Tapferkeit und Stärke – plus jener leicht anrühenden Wildheit, die ih-

nen den gewissen erotischen Hautgout verleiht. Sie sind Stars und Outcasts zugleich – und wie Caesar abhängig von der Gunst der Massen. Und was für jeden ihrer Auftritte gilt, ist der beständige Leitgedanke Caesars: Tod oder Ruhm.

WIE EIN GLADIATOR wütet Caesar jetzt auch in der politischen Arena. 62 v. Chr. wird er Prätor und geht im Jahr darauf als Proprätor in die Provinz Hispania Ulterior, wo er sich zum ersten Mal als Feldherr hervortut. Wohl im Juli 60 v. Chr. wird er zum Konsul für das dar-



58 v. Chr. wird Caesar Statthalter der beiden gallischen Provinzen. Für Ruhm und Beute beginnt er – ohne das Mandat des Senats – dort einen Krieg. Diese Goldmünze mit seinem Namen aus dem Jahr 48 v. Chr. zeigt Trophäen aus Gallien

auffolgende Jahr gewählt – und schließt um diese Zeit einen Geheimbund mit zwei abenteuerlichen Figuren.

Einer der beiden ist Marcus Licinius Crassus, der als reichster Mann Roms gilt. Seine Spezialität ist es, brennende Mietshäuser noch während der Feuersbrunst aufzukaufen und an ihrer Stelle mithilfe seiner Handwerkertruppe aus 500 Sklaven umgehend neue Wohntürme hochzuziehen. Und er war es, der Caesar eine Bürgschaft von knapp 20 Millionen Sesterzen gewährte, als dessen Schulden auf 100 Millionen angewachsen waren.

Der Dritte im Bund ist Gnaeus Pompeius Magnus, der bedeutendste Feldherr Roms. Er hat schon als junger Mann glänzende Siege errungen, hat im Osten zwölf Königreiche erobert, ist bis nach Armenien und Mesopotamien vor-

gedrungen – und versteht es, diese Ruhmestaten zu verkaufen. Ein Haudegen, der seine Locken nach Art Alexanders des Großen in die Stirn legt und einen eigenen Geschichtsschreiber mit ins Feld nimmt, um seine Heldentaten zu überliefern.

Spätere Historiker werden den Bund das „erste Triumvirat“ nennen, zeitgenössische Gegner sprechen vom „dreiköpfigen Ungeheuer“. Was die drei verbindet, ist der Verdruss jedes Einzelnen, die eigenen Interessen nicht ausreichend durch den Senat beachtet zu sehen:

Pompeius hat der Ältestenrat die Anerkennung seiner Neuordnung der östlichen Provinzen sowie ein Landverteilungsprojekt für seine Veteranen verweigert.

Crassus wurde vom Senat eine Ermäßigung der Pachtsumme für die privaten Steuereintreiber in Kleinasien versagt, denen er sich verpflichtet fühlt.

Und Caesar musste wegen der Ränke des Establishments auf den Triumph für seinen Spanien-Feldzug verzichten – eine Dauerrede des Konservativen Marcus Porcius Cato hatte in letzter Minute eine entsprechende Abstimmung vereitelt.

Das politische Programm der drei großen Egoisten ist also ebenso dürftig wie präzise: Es darf nichts geschehen, was einem von ihnen schaden könnte.

Noch erkennt kaum jemand die Gefahr, die der neue Konsul für die republikanischen Institutionen darstellt. Dabei ist Caesar entschlossen, notfalls gegen den Senat zu regieren, wenn es sein muss, mit Gewalt. Er bringt beispielsweise ein Ackergesetz ein, das den Veteranen des Pompeius Land verschaffen soll – und lässt den Optimaten Cato, der die Abstimmung darüber wieder einmal durch ausdauerndes Reden verzögern will, kurzerhand abführen.

Seinen Ko-Konsul Marcus Calpurnius Bibulus, der die Abstimmung in einer Volksversammlung verhindern will, lässt er vom Mob mit Jauche über-

gießen. Und als der entsetzte Bibulus daraufhin erwägt, den Staatsnotstand auszurufen, zieht Caesars Verbündeter Pompeius als Drohgebärde kurzerhand seine Veteranen in der Hauptstadt zusammen.

Von nun an regiert Caesar mit Beschlüssen der Volksversammlung gegen den Senat – im Sinne der Interessen seiner beiden Verbündeten, die er für den Machterhalt braucht. Er lässt die Verordnungen des Pompeius für die Ostprovinzen ratifizieren und die Pacht für die Crassus verbundenen Steuer-eintreiber senken.

Wer sich ihm in den Weg stellt, wird eingeschüchtert oder ausgeschaltet: Oppositionelle bedroht er mit Verleumdungsklagen oder beschuldigt sie mithilfe gekaufter Zeugen der Verschwörung.

Die Massen sind zunächst entzückt. Denn Caesars Politik ist nicht nur im Sinne seiner beiden Mit-Triumvirn, sondern auch der *plebs*: Von dem Ackergesetz etwa, der Verteilung öffentlichen Landes, profitieren neben den Veteranen des Pompeius auch verarmte Stadtbewohner und kinderreiche Familien.

Die konservativen Optimaten aber ballen hilflos die Fäuste, vergebens droht der zweite Konsul Bibulus damit, nach himmlischen Vorzeichen Ausschau zu halten, um die Volksversammlungen nicht stattfinden zu lassen.

Und allmählich stößt Caesars brachiales Vorgehen auch im Volk auf Missfallen: Hier und da werden er und Pompeius nun im Theater ausgepöffelt oder mit feindseligem Schweigen bestraft.

Doch Caesar plant schon die nächste Stufe: den Krieg. Denn nur militärische Erfolge können ihm jene maßlose Anerkennung verschaffen, nach der er dürstet. Und einträglich sind sie oben-drein – schon die Eroberungen in seinem spanischen Jahr haben Caesars Millionenschulden gestilgt.

FÜR ROMS GRÖSSE ist Krieg die Grundbedingung. Die Reichtümer seiner Provinzen, die Ausschaltung aller Handels-

konkurrenten ermöglichen erst das mußevolle, oft luxuriöse Dasein vieler seiner Bürger, die Befreiung von direkten Steuern, die regelmäßigen üppigen Geld- und Nahrungsgeschenke an die ärmeren Bevölkerungsschichten.

Römische Magistrate schröpfen die Provinzen mit Kopf-, Säulen- und Türsteuern, plündern Tempel, beschlagnahmen Getreide und Waffen. Kaum ein Feldzug stellt für die Weltmacht mehr ein nennenswertes Wagnis dar. Dabei dient Krieg der Republik nicht vornehmlich der Eroberung von Territorium, sondern zur Selbstdarstellung, zur Demonstration ihrer Überlegenheit. Rom siegt für Ehre und Respekt – und seine Feldherren siegen für den Triumphzug, den der Senat ihnen für mindestens 5000 erlegte Feinde gestatten kann.

CAESAR FÜHRT SEINE KRIEGE UNGE- MEIN BRUTAL

Auch Caesar will den Krieg vor allem dazu nutzen, um Ruhm zu erlangen.

Zur Bühne seiner Heldenspiele wählt er sich die Provinzen Gallia Cisalpina (jenes Gebiet zwischen Alpen, Apennin und Adria, das Rom zu Beginn des 2. Jahrhunderts v. Chr. erobert hat) sowie Illyrien, den vor rund 100 Jahren unterworfenen Nordwestteil der Balkanhalbinsel. Dort wird er nach seiner Zeit als Konsul nun Statthalter, und ein von ihm bezahlter Volkstribun setzt auch gleich noch ein Gesetz durch, das seine Amtszeit auf mehr als fünf Jahre festlegt.

Und als der Statthalter der südfranzösischen Provinz Gallia Narbonensis stirbt, stellt der vom Widerstand ermüdete Senat auf Antrag des Pompeius auch dieses Gebiet unter Caesars Kommando. An diesen unruhigen Grenzen, so mag Caesar spekuliert haben, wartet

genügend Konfliktpotenzial, um ihm die ersehnten Heldentaten zu ermöglichen.

Außerdem erhofft er sich Sicherheit vor der wachsenden Zahl seiner Feinde im heimischen Rom. Denn als Statthalter einer Provinz genießt er – wie jeder Amtsinhaber – jene Immunität, die ihn vor einem möglichen Verfahren wegen seiner verwegenen Amtsführung als Konsul schützt.

Um während der Abwesenheit die Stellung in Rom zu halten, kräftigt er die bröcklig gewordene Koalition mit Pompeius, indem er ihm seine Tochter Iulia zur Frau gibt, heiratet seinerseits die Tochter des ihm nachfolgenden Konsuls, mobilisiert auch von Neuem seine Mit-Triumvirn, um bei den Magistratswahlen eigene Gefolgsleute durchzusetzen – nur einige Prätorienstellen muss er den Optimaten überlassen. Doch von nun an, tönt er im Senat, werde er allen „auf den Köpfen herumspringen“.

Um die Triumphe, denen er nun hinterherjagt, hat ihn keiner gebeten: Zur Eroberung der unabhängigen gallischen Gebiete hat Caesar keinen Auftrag. Rom ist wenig interessiert an neuen Provinzen, die mit dem vorhandenen Personal nur schwer zu verwalten und ruhigzustellen wären. Nach dem Sieg über die Arverner und Rutunen im Jahr 121 v. Chr. etwa hat der Senat deren Gebiete nicht in eine Provinz umgewandelt, sondern vielmehr festgelegt, „dass Gallien frei sein“ solle.

Zwar hat Caesar selbst als Konsul einige ältere Bestimmungen in einem Gesetz zusammengefasst, das einem Statthalter verbietet, „die Provinz zu verlassen, Truppen aus deren Gebiet zu führen, auf eigene Faust einen Krieg anzufangen, ohne Weisung des römischen Volkes oder Senats in ein Königreich einzufallen“. Dennoch lässt er von nun an, wie ein Geschichtsschreiber knapp 200 Jahre später resümieren wird, „keine Gelegenheit zu einem Krieg aus“.

Immer wieder beschwört er eine vage barbarische Gefahr, eine Bedrohung für die römische Provinz und damit Rom

selbst, spricht von irgendeinem angeblichen „Hilferuf“ befreundeter Völker.

So begründet er seine eigenmächtigen Angriffe auf alles, was ins Visier seiner Ruhmsucht kommt – und nach geschlagener Schlacht geben ihm die Erfolge recht.

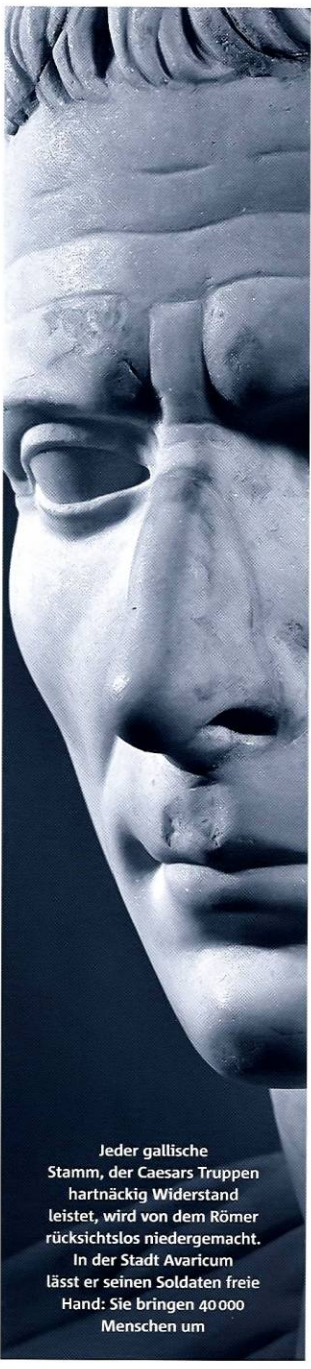
Seine Männer verpflichtet er sich unter anderem durch die Verdopplung des Solds und das Versprechen von Sklaven und Getreide – aber auch durch sein Charisma, dem sein Biograf Plutarch dereinst eine dämonische Kraft nachrühmen wird. Caesars Männer lieben ihn dafür, dass er sie nicht „Soldaten“ nennt, sondern „Kameraden“. Blindlings folgen sie ihm auf die Jagd nach Ruhm, die über Leichen geht.

Gleich zu Beginn des Feldzugs gegen die Gallier bricht er römisches Gesetz, als er einen Stamm angreift, der weder der Republik unterworfen ist noch für sie eine Bedrohung darstellt: die Helvetier. Ein großer Tross dieses Bergvolks ist aufgebrochen, um im Westen bessere Lebensbedingungen zu finden. Ihr Fehler ist es, Caesar zu bitten, dabei römisches Territorium durchqueren zu dürfen. Der sichert sofort die Grenze ab – und überfällt dann die „Eindringlinge“ auf dem Territorium des freien Galliens.

Zwar beschwerten sich seine Gegner im Senat über diesen Rechtsbruch, die Mehrheit der Bürger aber findet an der verwegenen Tat nichts auszusetzen.

Denn seit im 4. Jahrhundert v. Chr. Kelten bis nach Rom vordrangen und die Stadt plünderten, sind die Völker im Norden beliebtes Ziel römischer Schreckens- und Rachefantasien. So kann Caesar auf die Sympathien der breiten Öffentlichkeit bauen, wenn er nun Stamm um Stamm ins Visier seiner Kriegsmaschine nimmt.

Deshalb macht er in seinen wenige Jahre später erschienenen Selbstdarstellung „Über den Gallischen Krieg“ auch keine Anstalten, seine Grausamkeiten zu bemänteln. Im Gegenteil: Hier und da lässt er durchaus durchblicken,



Jeder gallische
Stamm, der Caesars Truppen
hartnäckig Widerstand
leistet, wird von dem Römer
rücksichtslos niedergemacht.

In der Stadt Avaricum
lässt er seinen Soldaten freie
Hand: Sie bringen 40000
Menschen um

dass er den Krieg nicht zuletzt gegen die Zivilbevölkerung führt. Und erweckt nicht einmal den Anschein, das ruinierte und ausgeblutete Land irgendwann auch wieder aufbauen zu wollen.

Die Abschachtung der fast 40000 Bewohner von Avaricum, darunter Greise, Frauen und Kinder, die fast komplette Ausrottung der Eburonen, Tenkterer und Usipeter: für ihn alles kein Grund zur Scham, sondern zum Stolz. Und die Zahl seiner Opfer rechnet er nicht klein, sondern bläht sie auf; sie sind schließlich die Währung, in der die fernen Zuschauer seines Gladiatorenspiels den Wert des Siegers messen.

Jede Ruhmestat erzwingt eine weitere, jeder Sieg schafft neue Gegner, jeder Krieg erzeugt den nächsten. Hat Caesar sich in einem der von ihm überannten Gebiete festgesetzt, entdeckt er umgehend eine „Verschwörung“ der neuen Nachbarn – die ihm dann die Rechtfertigung liefert, auch dort mit aller Gewalt aufzuräumen.

Den Reichtum, der am Weg zum Ruhm liegt, nimmt er bereitwillig mit. Denn Gallien ist ein wohlhabendes Land, der Boden schwer von Eisenerz, Zinn, Kupfer und Silber, prall die Goldminen in den Cevennen und Pyrenäen. Caesar plündert Städte, die sich längst ergeben haben, entreißt den Heiligtümern und Tempeln der Besiegten ihre Schätze. In Rom fällt der Goldpreis um ein Viertel. Und Finanzprobleme wird der Feldherr nie mehr kennen.

Einen satten Teil der Beute investiert er in das Wohlwollen der Mitbürger. Er sendet Werbegeschenke an Ritter und Senatoren, die er im Gegenzug Loyalitätseide leisten lässt, stopft die Mäuler der Nörgler mit Gold, günstigen oder zinslosen Krediten.

Und so verklingt auch in der Heimat allmählich die Opposition, verläuft eine Untersuchungskommission, die der Senat nach einem Massaker in Richtung Gallien schicken will, im Sande.

Der Krieg, den er umwirbt wie eine Frau, treibt ihn nun vor sich her. Hetzt

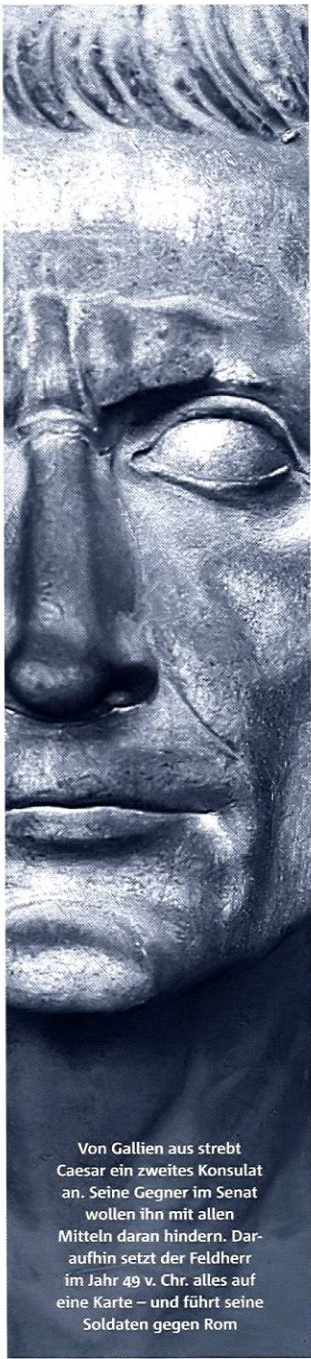
ihn über den Rhein auf die Germanen, jagt ihn über den Kanal nach Britannien: Dort soll es nicht nur Zinn und Blei geben, wie Roms Kaufleute wissen, und Gold und Silber, wie sie hoffen, sondern zudem ungekannte Abenteuer, vielleicht mit Barbaren von unfassbarer Wildheit. Caesar ist begeistert. Wie der große Alexander will er nicht nur Eroberer, sondern Entdecker sein.

Zwar ist die Expedition nach Britannien ein Fehlschlag – die Insel enthüllt keine Schätze und lässt sich kaum unterwerfen, der Abzug der Römer gleicht einer Flucht. Doch die Gesamtbilanz des Gallischen Krieges, die Caesar nach Rom meldet, ist unwiderlegbare Werbung in eigener Sache: 1192000 Barbaren zur Strecke gebracht!

Das ist vermutlich Aufschneiderei. Die Historiker halten etwas niedrigere Zahlen für wahrscheinlich, erinnern aber zugleich daran, dass neben den Gefallenen etwa eine Million Gefangene und Versklavte zu den Opfern zu addieren sind – bei einer geschätzten Gesamtbevölkerung Galliens von zehn Millionen ein schwerer Aderlass.

Und selbst Caesars Prahlereien erfassen noch nicht jene Opfer, die aus ihren verbrannten Häusern vertrieben wurden, erfroren oder auf der systematisch verwüsteten und geplünderten Erde verhungerten. Einige Forscher nehmen an, dass ihre Zahl die der direkten Kriegstoten weit übersteigt.

GALLIEN ABER ist nun „befriedet“, wie es in der Sprache des Imperiums heißt. Das Reich ist um eine halbe Million Quadratkilometer gewachsen. Roms Grenze liegt am Rhein, und Caesar ist mit seinen Siegen, seiner Beute und seinem auf zehn Legionen angewachsenen Heer zum mächtigsten Mann des Reichs geworden. Mit diesen Trümpfen in der Hand strebt er im Jahr 50 v. Chr. zurück nach Rom. Jetzt will er mit einem zweiten Konsulat seine Immunität verlängern – und sich wohl auch neue Provinzen sichern, die ihm weitere Gele-



Von Gallien aus strebt Caesar ein zweites Konsulat an. Seine Gegner im Senat wollen ihn mit allen Mitteln daran hindern. Daraufhin setzt der Feldherr im Jahr 49 v. Chr. alles auf eine Karte – und führt seine Soldaten gegen Rom

genheiten zu militärischen Heldentaten bescheren sollen.

Es kann ihn kaum verwundern, dass die Republikaner wenig Begeisterung zeigen. Sie erinnern sich an die Brutalität, mit der er in seiner ersten Amtszeit ihre Institutionen gedemütigt hat.

Das Triumvirat ist in der Zwischenzeit zerbrochen, Crassus im Krieg gefallen. Und sein einstiger Verbündeter Pompeius ist von ihm abgerückt: Seit der Senat die Neugestaltung des Generals im Osten und die Belohnung seiner Veteranen nicht mehr infrage stellt, ist das anrühliche Zweckbündnis mit Caesar überflüssig geworden. Zudem bedrohen die gallischen Siege seinen bislang ungefochtenen Nimbus als glänzendster Feldherr des Reichs. Und mit dem Tod seiner Ehefrau, Caesars Tochter Iulia, ist für Pompeius auch die letzte Gemeinsamkeit mit dem Schwiegervater dahin.

Um sich gegen Caesar behaupten zu können, hat sich Pompeius auf die Seite der Optimaten geschlagen, die den Senat beherrschen und wie er die wachsende Macht des gallischen Siegers fürchten. Und im Jahr 52 v. Chr., nachdem der einstige Volkstribun Publius Clodius Pulcher einem Attentat zum Opfer gefallen ist und seine Anhänger bewaffnete Unruhen in der Hauptstadt angezettelt haben, verleiht der Senat dem verdienten Recken nie da gewesene Vollmachten: Pompeius wird zum alleinigen Konsul ernannt, führt seine Truppen in die Stadt und macht mit den Rädelsführern kurzen Prozess.

Nun gilt es, die Rückkehr Caesars an die Macht zu verhindern. Zwar haben die Volkstribune für den Helden von Gallien eigens ein Ausnahmegesetz beschließen lassen, das ihm auch in Abwesenheit die Bewerbung für das Konsulat erlaubt – auf diese Weise könnte er vom Amt des Statthalters direkt in das des höchsten römischen Beamten wechseln, ohne in der Zwischenzeit seine Immunität gegen Strafverfolgung zu verlieren.

Doch Pompeius setzt eine Verordnungsung durch, nach der wieder jeder Kan-

didat persönlich vor der Volksversammlung erscheinen muss. Bevor Caesar erneut zum Konsul gewählt werden könne, beschließt der Senat, müsse er sein Heer und die Statthalterschaft über die Provinzen in Gallien und Illyrien abgeben. Caesar fürchtet, dass ihn wegen seiner ersten Amtszeit in Rom ein Prozess erwartet; das aber wäre vermutlich das Ende seiner politischen Karriere.

Ohne den Schutz seiner Legionen und der Immunität, die ihm sein Amt als Statthalter verleiht, wagt er sich nicht in die Stadt – und ohne Anwesenheit in Rom lässt das Gesetz seine Kandidatur zum Konsul nicht zu. Da sieht Caesar nur noch einen Ausweg, der seine Ehre unbeschadet lässt: den Putsch.

Den Marsch auf Rom.

UND SO ZIEHT ER im Januar 49 v. Chr. gegen die eigene Stadt, die eigene Republik. Auf dem Weg nach Rom kapituliert Ort um Ort ohne Gegenwehr vor seinen Männern. In der Kapitale raffen Senatoren hastig ihre Habe zusammen; die Konsuln fliehen, ohne noch Zeit für die vorgeschriebenen Opfer zu finden; sie lassen sogar den Staatsschatz in Rom.

Auch Pompeius macht sich davon, versucht mit einem Haufen Legionären einen Hafen an der Adria zu erreichen, um von Griechenland aus die Rückeroberung der Republik vorzubereiten.

Caesar aber, der große Darsteller seiner selbst, gefällt sich in einem frischen Kostüm – statt in der blutigen Rüstung des Gladiators nun im Gewand des großmächtigen Herrschers. Seine neue Parole heißt *clementia*, Milde: Nach der Einnahme der Stadt Corfinium etwa lässt er die Anführer der verteidigenden Armee laufen – und macht anschließend sogar gute Miene zu dem Doppelspiel des gegnerischen Generals, der mitsamt der gnädig überlassenen Kriegskasse zu Pompeius eilt. Einem seiner besten Männer, der zum Feind überläuft, schickt Caesar noch das Gepäck hinterher.

Damit niemand sein neues Image übersieht, verbreitet sein PR-Büro in der

Hauptstadt umgehend überall die Historie der „Milde von Corfinium“. Schon lange fließen alle Nachrichten von Caesars Schlachtfeldern über diese Kanzlei. Seine Profis verschicken Briefe, spicken unschlüssige Senatoren mit Desinformationen, organisieren Spontankundgebungen für ihren Auftraggeber.

Dabei glauben sie offenbar selber nicht immer an die Schmeicheleien, die sie über den Chef verbreiten: In einer schwachen Stunde raten sie Cicero, um den sie eigentlich werben sollen, sich doch lieber an Pompeius zu halten.



Nachdem er den Kampf um die Macht in Rom gewonnen hat, lässt Caesar auf Münzen seinen Namen neben die Gestalt des Aeneas prägen, des mythischen Ahnherrn der Stadt. So will er sich Legitimität verschaffen

Cicero selbst spricht bald von Caesars „hinterhältiger Milde“.

Der bekämpft unterdessen in Spanien, Griechenland und Afrika mit unvermindertem Furor die Truppen seiner Gegner. Schlägt die Armee seines Rivale Pompeius nahe dem thessalischen Pharsalos und verfolgt den Fliehenden bis an den Nil, wo ihm dienstfertige ägyptische Offiziere den bereits abgeschlagenen Kopf seines Feindes überreichen. Greift mit der ganzen Annäherung eines Weltherrschers auch in den ägyptischen Erbfolgestreit ein – und nimmt in Kauf, dass bei den Kämpfen die Bibliothek von Alexandria in Brand gerät.

Dafür kann er die Eroberung der Königin Kleopatra vermelden (oder sie die seine). Möglicherweise schätzt Caesar in ihr die Vertreterin des Geschlechts der

Ptolemäer – und somit indirekt eine Erbin seines Idols Alexanders des Großen.

Vielleicht genießt er aber auch die erotische Raffinesse, mit der sie seine Dignitas auflädt: die Erzählungen vom ersten Rendezvous mit der Ptolemäerin, die sich, so geht die Fama, in einem Wäschesack verborgen heimlich in seine Gemächer habe tragen lassen; die nächtlichen Schlemmereien unter vier Augen, die gemeinsamen Gondel-Kreuzfahrten den Nil hinauf (obwohl ihm im harten Geschäft des Bürgerkriegs dafür wohl kaum viel Zeit geblieben sein kann, wie Historiker nüchtern nachrechnen).

Caesar hat nun mal einen Ruf zu verteidigen – den des Frauenhelden. „Städter, bewacht eure Frauen“, besingen ihn seine Soldaten, „den kahlen Ehebrecher führen wir heran.“

Neben seinen drei Ehen pflegt er ungezählte Affären, vergreift sich, wie der Historiker Sueton auflistet, an der Gemahlin eines Königs, an den Ehefrauen seiner politischen Partner oder Gegner sowie den Töchtern seiner Geliebten.

Schließlich soll er sogar ein Gesetz entworfen haben, so heißt es, das ihm gestattet, mit jeder beliebigen Römerin Kinder zu zeugen – auch wenn der Volkstribun, den er damit angeblich betraut hat, diesen Vorschlag offenbar nicht eingebracht hat.

Und wenn ihn seine Gegner seit einer angeblichen homosexuellen Jugendsünde mit dem bithynischen Herrscher Nikomedes „Matratze der königlichen Sänfte“ nennen und in öffentlichen Reden als „Mann aller Frauen und Frau aller Männer“ bezeichnen, mag selbst das den Nimbus des Unwiderstehlichen gestärkt haben.

NACH SEINEM ägyptischen Abenteuer schlägt Caesar fast im Vorübergehen eine Schlacht gegen Pharnakes, den König des Bosporianischen Reichs, die er in einem berühmten sechssilbigen Slogan zusammenfasst, der bald auf Schautafeln seinen Triumphzug begleiten wird: „Veni, vidi, vici“ – ich kam,

ich sah, ich siegte. Dann kämpft er auch noch in Afrika.

Erst drei Jahre und sechs Monate nach der Überquerung des Rubikon, am 25. Juli 46 v. Chr., kehrt Caesar nach Rom zurück (nur einmal noch wird er zu einem Kampf gegen die Söhne des Pompeius für ein Vierteljahr die Stadt verlassen). Jetzt endlich hat er sich die Dignitas erzwungen, die ihm Rom nicht freiwillig geben wollte. Sie ist nicht billig gewesen: Hunderttausende Tote, geschleifte Städte, verbrannte Erde.

Doch viele aus der Elite der Republik, die ihm nun blutigen Beifall zollen sollen, sind nicht mehr da – sie sind gefallen, ermordet, von eigener Hand getötet, geächtet oder geflohen.

Seine militärischen Erfolge und die Loyalität all jener, die sich von dem offenkundig Unbesiegbaren Gunstbeweise erhoffen, haben seine Macht ins nahezu Monarchische wachsen lassen: Der Staat, so wird später der Althistoriker Martin Jehne befinden, besteht jetzt „hauptsächlich aus Caesar“.

Seit dem Beginn des Bürgerkriegs ist er dreimal zum Konsul gewählt und zweimal zum Diktator ernannt worden: 49 v. Chr. für elf Tage, 48 v. Chr. für ein Jahr (obwohl ein Diktator, der in der Republik in Ausnahmeständen berufen werden kann, eigentlich nie länger als ein halbes Jahr amtieren darf). Jetzt erhebt der Senat ihn gar für zehn Jahre zum Diktator. Auf diese Weise versucht er, sich mit dem Sieger gut zu stellen.

Dennoch ist Caesar ratlos, als er nach Rom zurückkehrt. Mit der Republik, deren Trümmer ihm nun zu Füßen liegen, kann er wenig anfangen – sie ist für ihn „zum Nichts“ geworden, wie er sagt, „zum Namen ohne Körper und greifbare Gestalt“. Ihre Eroberung ist ja, wie der Münchner Althistoriker Christian Meier konstatiert wird, nur „Nebenwirkung“ seines Bürgerkriegs.

Der Kämpfer, nach Jahren vertrauter Wildnis in die nun fremde Zivilisation zurückgekehrt, fantasiert Bauprojekte: ein Theater im Kapitolfelsen, den größ-

ten Tempel der Welt, die Umleitung des Tiber. Doch verwirklicht werden sie nie – wie könnte auch jemand die Stadt ausbauen, bemerkt Cicero bitter, der sie kaum noch kennt?

Plant Caesar das Ende der Republik, eine königliche Alleinherrschaft, eine neue Dynastie, wie sie Augustus der-einst begründen wird? Vieles deutet darauf hin, dass dem Narziss die Staatsform Roms herzlich egal ist. Jedenfalls habe er „niemals Absichten auf Begründung einer anderen Ordnung öffentlich geäußert“, wird Christian Meier feststellen. Es sei durchaus denkbar, „dass er im Wesentlichen improvisiert“ habe, dass er „politisch vornehmlich damit beschäftigt“ gewesen sei, „sich und seine ‚Partei‘ im Gemeinwesen zu etablieren“.

SCHRITT FÜR SCHRITT VERLIERT DER SENAT ALLE MACHT

Auch der Althistoriker Hermann Strasburger weist darauf hin, „dass Caesar selbst weder in seinen ‚Commentarien‘ noch in den nicht wenigen von ihm überlieferten Aussprüchen Pläne zur Umgestaltung des Staates oder wenigstens das Bewusstsein einer besonderen Verpflichtung andeutet“.

Selbst die engsten Vertrauten des Diktators sind im Unklaren darüber, was er vorhat. Und Cicero vermutet, Caesar wisse selber nicht, was er wolle. So stolpert der planlose Eroberer in eine Monarchie, der nur noch der Name fehlt.

ZUNÄCHST ABER will er die Früchte seines Strebens nach Ruhm auskosten. In nur zwölf Tagen feiert er vier Triumphzüge – für den Sieg in Gallien, Ägypten, Pontos (das Bosporianische Reich) und Afrika. In langen Kolonnen ziehen Gefangene, Beutestücke und Schätze durch

die Straßen – der Geschichtsschreiber Appian spricht von 60 500 Talenten Gold, dazu 2822 Goldkronen, mehr als 20 000 Pfund schwer.

Schautafeln zeugen von der Größe der Eroberungen, der Zahl der getöteten Feinde und der Grausamkeit der Schlachten. Blutrünstige Bilder malen die Selbstvernichtung der Gegner aus: Einer rammt sich den Dolch in die Brust und stürzt sich ins Meer, ein anderer entleert sich beim Abendessen, ein Dritter reißt sich die Eingeweide aus dem Leib.

In Gold und Purpur, das Gesicht rot geschminkt wie das Standbild des Göttervaters Jupiter auf dem Kapitol, steht dann der Sieger selbst auf einem vier-spännigen Wagen und rollt durch die Straßen. Ein Sklave hält einen schweren Goldkranz über seinen kahlen Schädel und wiederholt in regelmäßigen Abständen die Formel: „Bedenke, dass du ein Mensch bist.“ Das soll vor allem Unheil abwenden.

Doch bei der ersten Prozession bricht die Achse, und der Triumphator stürzt beinahe auf das Pflaster. Caesar ignoriert das schlechte Omen, erklimmt das Kapitol, als sei nichts gewesen. Flankiert von 40 Elefanten, die auf ihrem Rücken brennende Fackelständer tragen, vollzieht er seinen glorreichen Opfergang.

Er verteilt die gallische Beute, das eingezogene Vermögen der Gegner, die Erlöse aus der Versteigerung staatlicher Ländereien – und Ämter, Ämter, Ämter für alle, die ihm ergeben sind.

Er stockt den Senat von 600 auf etwa 900 Mitglieder auf, ernennt auch mal einen Konsul für einen halben Tag. Er bestimmt Prätores, Ädilen und Quästoren auf Jahre im Voraus, denn in Caesars Gefälligkeitsstaat soll keiner leer ausgehen.

Er streut mit vollen Händen Bargeld unters Volk, tilgt die Zinsen verschuldeter Bürger, bezahlt ihnen die Mieten bis zu einem Betrag von 2000 Sesterzen. Er verschenkt Öl und Getreide aus der

afrikanischen Siegesbeute an die Römer, überlässt 80 000 von ihnen Bauland in Karthago und Korinth, in Spanien und Kleinasien. Er gibt Bankette für Tausende Untertanen. Und er füttert die Augen der Römer mit Sensationen.

Wieder überstürzen sich Elefantenkämpfe, Tierhetzen und Gladiatoren-Duelle. Caesar gibt Theateraufführungen und dreitägige Athletenturniere in einem eigens gebauten Stadion – Zirkusspiele, bei denen junge Edelmänner auf Pferden turnen, und Waffentänze, bei denen Fürstensöhne aus Asien und Bithynien die Schwerter schwingen.

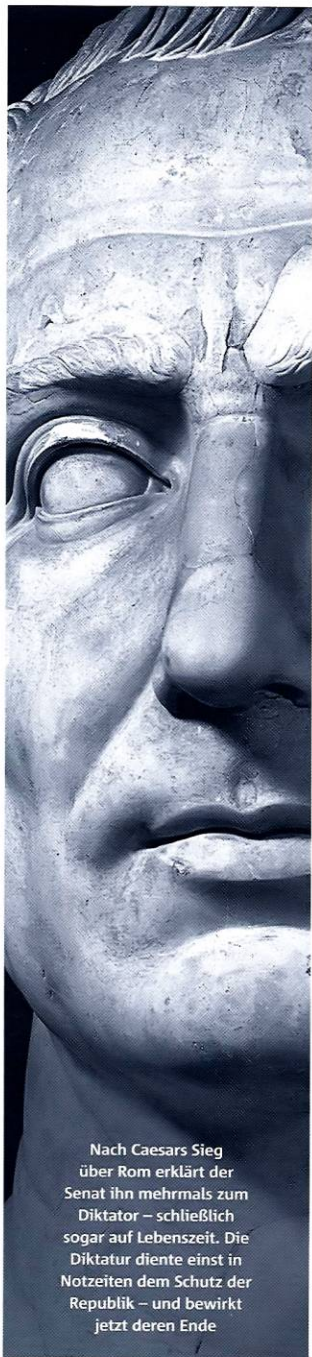
Knabenschwadronen spielen die Schlacht um Troja nach. Zwei Gefangenen-Armeen aus je 500 Infanteristen, 300 Reitern und 20 Elefanten schlachten einander zum Gaudium des Publikums ab. Und auf einem eigens ausgehobenen künstlichen See liefern sich Zwei-, Drei- und Vierdecker vom Typ der tyrischen und ägyptischen Flotte eine Seeschlacht.

Aus allen Himmelsrichtungen strömen die Schaulustigen in die Stadt. Die Gasthäuser sind derart überfüllt, dass viele Touristen in den Gassen oder in Zelten übernachten müssen.

So gewaltig ist das Gedränge, dass immer wieder Menschen in Ohnmacht sinken oder erdrückt werden. Caesar aber wohnt den Spektakeln im Triumphalgewand auf der Bank der Volkstribüne bei, den kahlen Schädel mit Lorbeer verhüllt – und bearbeitet demonstrativ seine Akten.

DOCH ALLE SPIELE können die Leere seiner Politik nicht verdecken. Nach der Vernichtung des Großteils der alten Elite ist für die Schlüsselstellen der Republik nicht viel mehr als Mittelmaß übrig geblieben.

Weil niemand weiß, was Caesar im Sinn hat, wetteifern Volk und Senatoren blindlings um seine Gunst, überhäufen ihn mit Ehren, wie sie kein Sterblicher je erlebt hat. Sie nennen ihn „Befreier“, „Imperator“ und „Vater des Vaterlands“.



Nach Caesars Sieg über Rom erklärt der Senat ihn mehrmals zum Diktator – schließlich sogar auf Lebenszeit. Die Diktatur diente einst in Notzeiten dem Schutz der Republik – und bewirkt jetzt deren Ende

Sie bauen ihm Tempel, stellen seinen Triumphwagen auf dem Kapitol auf, reihen sein elfenbeinernes Konterfei in den Kreis der Götterbilder ein.

Sie pflanzen seine Statuen in Gotteshäuser, in die Gruppe der sieben Könige Roms auf dem Kapitol, auf die Rednertribünen und auf die Plätze der Landstädte – und verschmelzen den Diktator auf dessen eigenen Wunsch mit seinem großen Vorbild: Den Hals einer Reiterstatue Alexanders des Großen krönt fortan ein Porträtkopf Caesars.

Sie taufen seinen Geburtsmonat Quintilis in Iulius um, feiern seinen Geburtstag mit einem Staatsopfer und widmen ihm bei allen Gladiatorenspielen einen Tag.

Caesars Dignitas hat nun ihren höchstmöglichen Stand erreicht. Doch je mehr die Kluft zu den Schmeichlern wächst, desto weniger mögen ihre Ehrungen ihm noch bedeuten. Und schließlich begeht er einen fatalen Fehler: Im Rausch seines geblähten Egos vergisst Caesar, dass auch seine Schmeichler Wert auf ein wenig Ehre legen.

Dabei hat es ein ruhmreicher Tag werden sollen: Diesmal, wohl gegen Ende Dezember 45 v. Chr., hat der Senat Entscheidungen getroffen, die den Alleinherrscher mit noch mehr Ehren und Vollmachten ausstatten. Alle Handlungen des Diktators einschließlich der zukünftigen werden für rechtmäßig erklärt, eine Leibwache aus Rittern und Senatoren soll ihn fortan schützen. Und die Senatoren bieten Caesar die *dictatura perpetua* an: die Diktatur auf Lebenszeit.

Damit hat die Republik ihr Ende beschlossen.

Die Senatoren erheben sich, ziehen von ihrem Tagungsort zu dem von Caesar erbauten Forum Iulium, um dem Geehrten das Bukett zu Füßen zu legen. Tuben erklingen, ein Konsul schreitet voran, dahinter Volkstribunen, Prätores, Quästoren, Senatoren.

Das Volk schließt sich an, Liktoren halten Schaulustige im Zaum.

Caesar sitzt vor dem Tempel der Venus Genetrix, seiner Urahnin, und studiert Akten. Lange Zeit scheint er die Abordnung überhaupt nicht zu bemerken. Dann endlich wendet er sich den Senatoren zu, hört sie an, verabschiedet sie dann mit einem beiläufigen Satz.

Der Skandal: Er bleibt die ganze Zeit über sitzen. Die Delegation ist entsetzt.

„Zwar erklärten nachher einige zu seiner Verteidigung“, berichtet gut 200 Jahre später der griechische Historiker Cassius Dio, „dass er infolge Durchfalls seinen Leib nicht unter Kontrolle gehabt habe und deswegen sitzen geblieben sei, um es nicht zu einer Entleerung kommen zu lassen. Sie konnten indes die Mehrheit nicht überzeugen, weil er bald danach aufstand und nach Hause ging. Die meisten vermuteten vielmehr, er sei hochmütig, und hassten ihn.“

Und so wird das Ende der Republik auch zum Ende Caesars führen.

IST ES EIN AUSBRUCH aus der luxuriösen Sackgasse römischer Politik, dass er nun die Planungen für einen Krieg vorantreibt, wie ihn Rom noch nicht gesehen hat? Einen Krieg, der die Taten Alexanders des Großen übertreffen soll, der ja kurz hinter dem Indus umkehren musste? Ist es die Hoffnung auf eine „körperliche Therapie“, wie Appian schreibt, oder die Sehnsucht nach einem heroischen Ende? Mit dem geplanten Feldzug sollen endlich die Parther unterworfen werden – der östliche Nachbar des Reichs, dessen Land am Euphrat an die römische Provinz Syrien grenzt.

Jedenfalls stehen Mitte März des Jahres 44 v. Chr. 15 Legionen bereit, eine weitere Legion sowie 10 000 Reiter und Hilfstruppen warten auf ihren Einsatz. Der Krieg soll mindestens drei Jahre dauern. Das bringt die Gegner des Diktators in Zugzwang: Wenn sie die Allmacht des Alleinherrschers noch verhindern wollen, müssen sie handeln, bevor er Rom verlässt.

Es sind rund 60 Männer, die sich zur Tat zusammenfinden – alte Anhänger



Nur wenige Monate verbleiben dem Diktator auf dem Gipfel seiner Macht, dann verschwören sich etwa 60 Senatoren gegen ihn, um die Republik zu retten – und stechen ihn am 15. März 44 v. Chr. nieder

des Pompeius ebenso wie neue Feinde, die, von Caesars Politik enttäuscht oder von seinem Hochmut brüskiert, die Republik vor dem Diktator retten wollen.

Weshalb Caesar am 15. März 44 v. Chr. so ergeben in seinen Tod läuft, bleibt ein Rätsel. Es ist kaum vorstellbar, dass ihn das Netz seiner Spione nicht vor dieser Verschwörung gewarnt hat. Es grenzt an Lebensmüdigkeit, dass er kurz vor der Tat seine spanische Garde entlässt, ohne die vom Senat zuerkannte Leibwache in Anspruch zu nehmen. Es ist schwer erklärlich, warum er gegen seinen Impuls, der ihn noch am Morgen die Teilnahme an der Senatssitzung absagen lässt, trotzdem der Überredung eines Verschwörers folgt, zur Versammlung zu gehen – und die letzte Warnung, die ihm ein Mann auf dem Weg zum Senat zusteckt, nicht einmal liest.

„Caesar hinterließ bei einigen der ihm Nahestehenden den Verdacht, er habe nicht länger leben wollen“, deutet der Geschichtsschreiber Sueton an. Und: „Darin herrscht bei fast allen Einigkeit, dass ihm ein derartiger Tod beinahe nach Wunsch gekommen ist.“

Vielleicht erhört er sich einen letzten Auftritt, einen grandiosen Abgang – nicht auf einem fernen Schlachtfeld, sondern, vor begeistertem Publikum, im Mittelpunkt der Welt.

Das Ende eines Gladiators.

Kaum hat Caesar seinen Platz im Senat eingenommen, reißt ihm einer der Attentäter die Toga vom Hals. Das ist das Zeichen zum Angriff. 23 Schwert- und Dolchstiche durchbohren seinen Körper, bis der Diktator zu Füßen der Statue des Pompeius, seines einst schärfsten Rivalen, zu Boden sinkt.

Sterbend zieht er die Toga übers Gesicht, damit niemand sehen kann, wie sich seine Miene im Todeskampf verzerrt. Dignitas bis zum Schluss.

Doch die Verschwörer haben sich verrechnet. Zwei Tage später tritt der Senat im Tempel der Erdgöttin Tellus zusammen – und ehrt die Mörder nicht etwa als Freiheitshelden, sondern hat für sie

nur eine Amnestie übrig. Die Verordnungen Caesars dagegen werden samt und sonders bestätigt: ein Kompromiss, um einen drohenden Bürgerkrieg zwischen Republikanern und Caesarianern abzuwenden.

Der Diktator selbst aber erfährt fünf Tage nach seinem Tod die endgültige Erfüllung seines Strebens nach Ruhm – einen Auftritt, der die größten Triumphe zu Lebzeiten übertrifft. Vor der Rednertribüne auf dem Forum Romanum haben seine Anhänger eine vergoldete Nachbildung des Tempels der Venus Genetrix errichtet; darin ein elfenbeinernes Bett mit goldverbrämten Purpurdecken, am Kopfe ein Siegespfeiler, behängt mit der Kleidung des Ermordeten.

Vor den versammelten Römern und einem Heer in die Stadt gestürmter Veteranen verliert sein treuer Gefolgsmann Mark Anton – einst Volkstribun von Caesars Gnaden, später die rechte Hand des Diktators und jetzt Konsul – das Testament des Toten: Jeder Bürger soll aus Caesars Privatschatulle als Geschenk 300 Sesterzen erhalten.

Beamte tragen die Bahre mit Caesars verhülltem Leichnam von der Tribüne hinunter auf das Forum.

Dann, so der griechische Geschichtsschreiber Appian, macht Mark Anton die Leichenrede zur Show. „Wie besessen“ zuckt sein Körper, er besingt Caesar als Gott, preist dessen überirdische Geburt, zählt dessen Siege auf, Schlacht für Schlacht.

Seine Stimme verdunkelt sich „von fanfarenhafter Klarheit zum Trauergesang“; er weint und schwört, sein Leben für das Caesars zu geben. Und auf dem Höhepunkt der Ansprache zeigt er der Menge das blutige, von 23 Dolchstößen zerrissene Gewand des Diktators.

Als dann auch noch eine wächserne Nachbildung des erhabenen Leibs, die

23 Wunden sorgfältig auf Körper und Gesicht geschminkt, vor den Augen des Publikums durch die Luft geschwenkt wird, hält die Menge es nicht länger aus.

In diesem Moment, berichtet Plutarch, reißen „alle Bande der Ordnung“. Bürger fordern schreiend den Tod der Mörder, andere stapeln trockenes Reisig, Stühle, Tische und Bänke aus Läden und Werkstätten zum Scheiterhaufen, schleppen die Leiche auf den Gipfel, entzündend das Holz.

Flötenspieler und Schauspieler zerfetzen ihre Gewänder und werfen sie in



Schon vor seinem Tod wird Gaius Iulius Caesar – hier auf einer Münze aus seinem Todesjahr – in römischen Tempeln verehrt. Er ist der erste Politiker Roms, der in den Kreis der Götter aufgenommen wird

die Flammen, Veteranen opfern ihre Waffen, Frauen ihren Schmuck, dazu Amulette und Kleider ihrer Kinder. „Als die Flamme aufloderte, stürzte das Volk von allen Seiten herbei, riss die brennenden Scheite heraus und lief zu den Häusern der Verschwörer, um sie in Brand zu stecken.“

Die Rasenden steigern sich in eine derartige Hysterie, dass sie einen Mann namens Cinna töten – den sie mit einem gleichnamigen Gegner Caesars verwechseln –, seinen Kopf auf eine Lanze speißen und durch die Stadt tragen.

BALD DARAUF FLAMMT der Bürgerkrieg zwischen Republikanern und Caesar-Anhängern wieder auf. Mehr als zehn Jahre werden die blutigen Kämpfe toben – bis die großen Familien der Republik nahezu ausgerottet sind, Caesars

Adoptivsohn Oktavian die Wirren beendet und bald unter dem Ehrennamen Augustus herrscht (siehe Seite 146).

Ob Caesar eine solche Monarchie geplant hatte, ist eine Frage, die die Gelehrten noch heute beschäftigen.

„Caesar schrieb Geschichte, aber er tat es nicht aus freien Stücken“, vermutet der Althistoriker Wolfgang Will. „Die vorgefundenen Umstände führten ihm die Hand. Weder seine Ziele noch seine Erfolge entstammten seinem eigenen Wunsch und Willen.“

Langfristig bleibt von Caesars Wirken neben dem Genie seiner Selbstdarstellung, das ihm einen Ehrenplatz in den Geschichtsbüchern vor allem des von „Größe“ berauschten 19. Jahrhunderts bescherte, der Anstoß zur Umstellung des Kalenders vom Mond- auf das Sonnenjahr sowie der Beginn der „Romanisierung“ Mitteleuropas – die jedoch, wie der Historiker Hermann Strasburger anmerkt, von römischen Kaufleuten und Unternehmern längst wirksamer und nachhaltiger betrieben wurde als von den Armeen Caesars (gut möglich sogar, dass die gewaltsame Eroberung den Prozess eher behindert als gefördert hat).

Vor allem aber bleiben seine Namen, in denen der Ruhm fortlebt: nicht nur im Monat „Juli“, sondern in der Herrscherbezeichnung „Imperator Caesar“ der späteren römischen Zeit, aus dem die Titel „Zar“ und „Kaiser“ wurden.

„Der Rest“, resümiert Wolfgang Will, „ist Legende.“ Sicher ist nur: Nach 450 Jahren begann das Ende der Römischen Republik in jenem Moment, als Caesar den Rubikon überschritt.

Doch es war diese Republik mit ihrem Narzissmus, ihrer Ruhmsucht und ihrer Vergötterung der Dignitas, die einen Egomane wie Gaius Iulius Caesar erst hervorbringen konnte.

Und so hat sie sich am Ende wohl selbst blutig den Garaus gemacht. □

Literaturempfehlungen: Wolfgang Will, „Caesar“, Primus Verlag: das Lebensbild eines grandiosen Ehrgeizlings, nüchtern und kritisch. W. Jeffrey Tatum, „Always I am Caesar“, Blackwell: erfassende Darstellung, die Caesar als Gestalt seiner Zeit und Kultur entmystifiziert.

Jörg-Uwe Albig, 51, Autor und Schriftsteller in Berlin, fühlte sich von Caesars skrupellosem Auftreten in der politischen Arena bisweilen auch an aktuelle römische Entwicklungen erinnert.



Der erste K·A·I·S·E·R·

In den Jahren nach Caesars Tod herrscht in Rom Chaos. Aus den Kämpfen um die Nachfolge des Diktators geht der skrupelloseste Kombattant als Sieger hervor: Es ist Caesars Adoptivsohn Oktavian, später Augustus genannt. Im Staat der Römer übernimmt er bald die alleinige Führung. Und zerschlägt die Republik damit für immer

VON JOHANNES STREMPER



Ein Lorbeerkranz krönt das Haupt Oktavians, das Symbol des glücklichen Siegers. Gut möglich, dass der französische Maler Louis Gauffier, aus dessen Bild die Ausschnitte stammen, damit auf die spätere Kaiserwürde des Augustus anspielt – ebenso wie mit der Statue, die einen römischen Herrscher in der Vorstellung des 18. Jahrhunderts zeigt (Ölgemälde, 1787/88)

Wenn der Himmel sich schwarz färbt und Donnergrollen die Vögel zum Verstummen bringt, flüchtet der Herrscher der Welt in ein tiefes, fest gefügtes Kellergewölbe. Augustus, der von den Göttern geliebt wird, ist von furchtbarer Angst vor Gewittern geplagt.

Das hat seinen Grund – Blitze scheinen ihn Zeit seines Lebens zu verfolgen. Einer schlug neben seinem Haus auf dem Palatin ein, was die Zeichendeuter als Hinweis verstanden, dass der Gott Apollo dort einen Tempel fordere. Ein zweiter, zehn Jahre später während eines Nachtmarsches in einer spanischen Provinz, verfehlte nur knapp seine Säufte und tötete einen Fackelträger. Seither ergreift Augustus die Flucht, wann immer ein Gewitter aufzieht, und er trägt stets das Fell einer Mönchsrobbe bei sich, das vor Blitzen schützen soll.

Der mächtigste Mann Roms, zusammengekauert in einer dunklen Kellerecke, ängstlich ein Fell umklammernd: Das ist ein rührendes Bild von einem Menschen, der sonst so wenig Menschliches an sich hat.

Denn Augustus trägt eine Maske, hinter der seine Leidenschaften verborgen liegen. Er ist in allem maßvoll: macht sich nicht viel aus Luxus und Palästen, begnügt sich beim Essen mit Schwarzbrot, Sardellen und Feigen und trinkt kaum Wein. Von seiner zweiten Gattin trennt er sich wegen ihres angeblich ausschweifenden Charakters, und als seiner einzigen Tochter Ehebruch mit mehreren Männern vorgeworfen wird, verbannt er sie lebenslang aus Rom. Zwar pflegt er selbst viele Affären, aber nicht aus Lüsterheit, so heißt es, sondern um möglichen Verschwörungen der Ehegatten auf die Spur zu kommen.

Ein Mann ohne Gemüt und ohne Humor, höflich, aber nicht herzlich. Seine stärkste Eigenschaft ist, dass er niemals aufgibt. Mit dumpfer Hartnäckigkeit hat Augustus sich seinen Weg nach oben erkämpft, um dann scheinbar mühelos die Maske des Militärdiktators mit der des Friedensstifters zu tauschen. An der Macht halten kann er sich nur, weil er verbirgt, wer und was er wirklich ist.

Denn darauf fußt der Erfolg seiner Herrschaft. Während sein Adoptivvater Gaius Iulius Caesar ganz er selbst war – angriffslustig, direkt, hochfahrend –, übt Augustus sich in Bescheidenheit und Selbstverleugnung: Denn ein großes Maß Beherrschung braucht, wer mehr Macht besitzt als jeder andere, sie aber nicht zur Schau stellen darf.

Caesar ist wenige Monate vor seiner Ermordung 44 v. Chr. nicht einmal aufgestanden, als der Senat zu ihm kam, um ihn zu ehren – Augustus dagegen begrüßt an Sitzungstagen jeden Senator einzeln auf seinem Platz, lässt spitze Bemerkungen regungslos über sich ergehen, ergreift bei Beratungen erst das Wort, wenn alle anderen gesprochen haben. Der Herrscher ist zum Schauspieler geworden: Der Allmächtige gibt die Rolle des Ersten Bürgers einer Republik, die in Wirklichkeit längst abgeschafft ist.

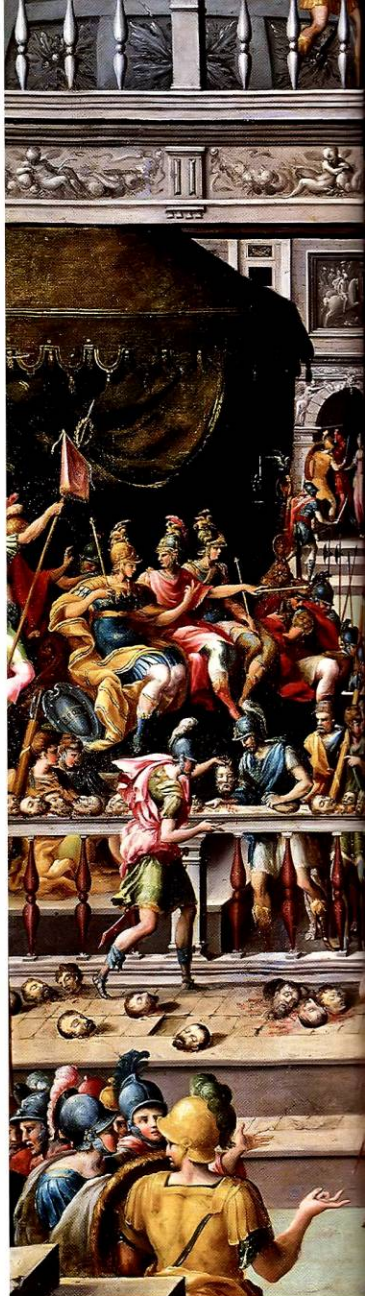
Die Wahrheit ist auf dieser Bühne, was der Schauspieler daraus macht. Und je besser er seine Kunst beherrscht, desto dreister kann er die Tatsachen von den Füßen auf den Kopf stellen.

„Im Alter von 19 Jahren habe ich als Privatmann aus eigenem Entschluss und aus eigenen Mitteln ein Heer aufgestellt, mit dessen Hilfe ich den durch die Willkürherrschaft einer bestimmten Gruppe versklavten Staat befreite.“

So beginnt Augustus den Rechenschaftsbericht seiner Taten, die „Res gestae divi Augusti“. Am Ende seines Lebens, aus einem Abstand von 55 Jahren, schildert er darin den Anfang seines Aufstiegs – und wie er das tut, ist atemberaubend in seiner Unverfrorenheit.

Nachdem der „versklavte Staat“ von ihm befreit worden sei, schreibt er, habe ihn „der Senat unter ehrenvollen Beschlüssen in seine Reihen aufgenommen, wobei er mir konsularischen Rang bei den Abstimmungen zuerkannte. Ebenso verlieh er mir militärische Befehlsgewalt. Auf dass der Staat keinen Schaden nehme, sollte ich als Propätor zugleich mit den Konsuln Sorge tragen. Das Volk aber wählte mich im selben Jahr zum Konsul, nachdem beide Konsuln im Krieg gefallen waren, und zum Triumvirn für die Wiederaufrichtung des Staates.“

Daran ist einerseits alles wahr und gleichzeitig doch alles falsch. Aber es belegt die Überzeugungskraft des Schauspielers Augustus – und die Bereitwilligkeit des Publikums, ihm zu folgen –, dass er seinen Bericht mit dem Eingeständ-





Im Alter von 19 Jahren verbündet sich Oktavian 43 v. Chr. mit den Generälen Mark Anton und Marcus Aemilius Lepidus – angeblich, um die Republik nach Caesars Herrschaft wieder aufzurichten. Tatsächlich aber streben die Triumvirn (links unter dem Baldachin) nur nach der Macht. Sie säubern Rom brutal von ihren politischen Gegnern. Mehr als 2300 Feinde fallen ihren Verfolgungen zum Opfer (französisches Ölgemälde, 16. Jh., das das antike Rom nach den Vorstellungen der Zeit zeigt)

nis beginnen kann, als Privatmann ein Heer aufgestellt zu haben.

Denn das ist in Rom nichts anderes als: Hochverrat.

IM MASKENSPIEL muss sich Gaius Octavius, so der Geburtsname des Augustus, schon als junger Mann üben. In den ersten Monaten des Jahres 44 v. Chr. hält er sich in Apollonia auf, einer makedonischen Stadt an der östlichen Adriaküste, wo er mit Caesars Heer auf den Feldherrn wartet. Wahrscheinlich soll er als *magister equitum* dienen, als Reiterführer. Doch er hat keinerlei Erfahrung mit einem militärischen Kommando; zudem fehlt ihm insgeheim auch jede Neigung zum Soldatenleben – ein peinlicher Makel für einen jungen römischen Adligen. Statt sich auf den Krieg vorzubereiten, studiert er lieber an der Seite seines Hauslehrers literarische Werke.

Er ist jetzt 18 Jahre alt. Ein wohlbehüteter, weicher Jüngling aus einer Kleinstadt, 1,70 Meter groß, das Haar dunkelblond gewellt, die Haut voller Muttermale. Seine Nase zeigt eine leichte Krümmung, die Augenbrauen sind zusammengewachsen, die Zähne klein und auseinanderstehend. Das einzig Auffallende an diesem etwas stämmigen, aber gut aussehenden Mann liegt in den blaugrauen Augen, deren kaltes Leuchten seine Gesprächspartner dazu bringt, den Blick zu senken.

Aufgewachsen ist Octavius in der kleinen Stadt Velitrate (heute: Velletri), rund 40 Kilometer südöstlich von Rom. Sein Vater verwaltete eine Zeit lang als Statthalter die Provinz Macedonia, starb aber, bevor er in der Hierarchie Roms noch weiter hätte aufsteigen können. Die Octavii sind eine wohlhabende und angesehene Familie, die jedoch kaum über Einfluss in der Hauptstadt verfügt.

Viel wichtiger als der Vater wird für Octavius daher sein Großonkel: Gaius Iulius Caesar aus dem uralten

Geschlecht der Iulii. Caesars Schwester war die Großmutter von Octavius, zusammen mit zwei Nachkommen einer anderen Schwester gehört er zu den nächsten männlichen Verwandten des Feldherrn. Und früh wird deutlich, dass Caesar Pläne mit dem Jungen hat: Octavius ist zwölf, als er die Leichenrede für seine verstorbene Großmutter halten darf und sich so der Öffentlichkeit als Mitglied der iulischen Familie vorstellt.

Wenig später sorgt Caesar dafür, dass der Junge in ein Priesterkollegium aufgenommen und ins Patriziat erhoben wird, den in der Königszeit entstandenen Geburtsadel. Auch der Aufenthalt hier beim Heer geht auf Caesars Willen zurück: Octavius soll seinen Großonkel auf einem Feldzug gegen die Parther im Osten begleiten.

Dann aber kommen und vergehen die Iden des März, wird Caesar ermordet (siehe Seite 132). Octavius kann nicht ahnen, dass sich gerade sein Schicksal entschieden hat: Als ein von der Mutter gesandter Eilbote vom Tod Caesars berichtet, macht er sich mit ein paar Getreuen sofort auf den Rückweg nach Italien, wo er von seines Großonkels Testament erfährt: Er soll als Haupterbe drei Viertel des Vermögens erhalten, außerdem adoptiert Caesar ihn als Sohn und vermachte ihm so seinen Namen.

Gegen den Rat der Mutter und des Stiefvaters begibt Octavius sich nach Rom, um das Testament offiziell anzunehmen.

Die Stadt ist in diesen Tagen wie gelähmt und zugleich in starker Unruhe. Denn die Beseitigung Caesars hat sich als gewaltiger politischer Fehlschlag erwiesen: Nach dem Mord wollte niemand den Ruf nach Wiederherstellung der Republik hören, die Senatoren sind in Panik aus dem Saal geflohen. Die meisten von ihnen waren durch Caesar in den Rat aufgenommen worden, als dieser das Gremium auf 900 Männer erweitert hatte. Die

wenigen Senatoren, die noch die Zeiten eines selbstständigen Rates erlebt hatten, bevor er unter Caesar zu einem reinen Abnickgremium herabgesunken war, reichten nicht aus, um die alte Ordnung wiederzubeleben.

Zudem hatten die Verschwörer keine konkreten Pläne für die Zeit nach dem Attentat getroffen. „O, welch herrliche, aber sinnlose Tat“, schreibt der einflussreiche Senator Marcus Tullius Cicero (siehe Seite 120) an einen Freund, „sie wurde mit männlichem Mut, aber mit knabenhaftem Verstand ausgeführt.“

Niemand weiß, was als Nächstes geschehen, in welche Richtung sich der römische Staat nun wenden wird.

Um Zeit zu gewinnen, sind die Anhänger Caesars und seine republikanischen Gegner erst einmal ein seltsames Stillhalteabkommen eingegangen: Die Mörder hat man amnestiert, gleichzeitig alle Gesetze und Verfügungen des toten Diktators für rechtmäßig erklärt. (Das befristete Amt des Diktators ist für Notzeiten vorgesehen und mit weitreichenden Kompetenzen ausgestattet. Caesar jedoch hatte es sich auf Dauer verleihen lassen.)

Es ist ein beschämender Handel für beide Seiten: Die Caesarianer verzichten auf Vergeltung für den Mord, die Verschwörer auf die politischen Konsequenzen ihrer Tat. Ganz Italien vibriert derweil vor Gerüchten, und überall im Reich warten ehemalige Legionäre Caesars auf ihre Versorgung.

Der Mann, auf den sich jetzt alle Blicke richten, ist Mark Anton. Er übt in diesem Jahr das Amt des Konsuls aus (der andere Konsul war bis zu seinem Tode Caesar selbst) und besitzt das Vertrauen vieler Caesarianer, der Anhänger des Ermordeten. Er war ein enger Vertrauter, sogar Freund Caesars, hat ihm im Krieg als Truppenführer gedient und mit seiner Hilfe Karriere in Rom gemacht. Aber Mark Anton laviert zunächst zwischen den Caesarianern und den Republikanern und versucht, beide Seiten ruhig zu halten, um seine eigene Machtposition zu stärken.



• OKTAVIAN •

Als Caesar ermordet wird, ist Octavian 18 Jahre alt und ein politischer Niemand. Doch dank des Erbes seines Adoptivvaters und diplomatischen Geschicks gelingt es dem Jüngling, Freunde und Feinde Caesars zu seinem eigenen Vorteil auszunutzen

Oktavian schwört blutige • RACHE • an den Mördern Caesars

beteiligt, unterstützt aber die Mörder und gilt als Kopf der Republikaner.

Und er hasst Mark Anton, in dem er die größte Gefahr für den Fortbestand der Republik sieht – und der zudem nun über eigene Truppen verfügt: Caesars Heer gegen die Parther. In einer Reihe von Reden hat der rhetorisch begnadete Cicero schon seit dem September 44 v. Chr. versucht, die Senatsmehrheit von ihrer Kompromisspolitik gegenüber dem Caesarianer abzubringen – mit zunehmendem Erfolg.

In einer Flut von Briefen schmeichelt Oktavian sich nun bei Cicero ein, erbittet seinen Rat, nennt ihn sogar „Vater“, denn er braucht einen Fürsprecher im Senat, um seine Privatarmee zu legitimieren und eine Amtsgewalt zu erhalten.

Der Schauspieler spielt seine erste große Rolle: die des selbstlosen Beschützers der Republik. Unter der Führung Ciceros, bietet Oktavian an, werde er mit seinen Soldaten den Staat vor dem angeblich machthungrigen Mark Anton retten, der sich zum neuen Alleinherrscher erheben wolle. Auf die Rache an den Mördern seines Adoptivvaters, so versichert er treuherzig, werde er verzichten.

Cicero zögert, den Jüngling gegen Mark Anton ins Spiel zu bringen. Doch schließlich geht der eitle Politiker dem 19-Jährigen auf den Leim.

Gegen alle Gesetze überzeugt er den Senat, Oktavian zum Senator zu ernennen und ihm umfassende militärische Befehlsgewalt gegen Mark Anton zu übertragen, der sich mittlerweile mit seinen Truppen nach Oberitalien abgesetzt hat.

„Unter ehrenvollen Beschlüssen“ habe ihn der Senat damals „in seine Reihen aufgenommen“, wird Oktavian in seinem Tatenbericht schreiben. Dabei hat es etwas so wenig Ehrenvolles lange nicht gegeben: Zum ersten Mal in der Geschichte Roms ernennt der Rat selbst einen neuen Senator. Und mit dem Militärkommando für Oktavian hat man die Söldnertruppe eines gesetzlosen Abenteurers lega-

lisiert. Nun schickt der Senat Oktavian mit seinen Truppen nach Oberitalien, um Mark Anton zu besiegen.

Es ist eine verquere Situation: Der Erbe Caesars kämpft jetzt gemeinsam mit dessen Mördern gegen Caesars angesehenen General.

Vor der Stadt Mutina (Modena) kommt es zur Schlacht. Mark Anton unterliegt und muss fliehen. Da die beiden Konsuln des Jahres 43 v. Chr. bei den Kämpfen gestorben sind, fordert der siegreiche Oktavian das Konsulat nun für sich. „Das Volk wählte mich im selben Jahr zum Konsul, nachdem beide Konsuln im Krieg gefallen waren“, so wird er selbst schreiben.

Was er unterschlägt: Der Senat denkt zunächst gar nicht daran, ihm das Amt zuzugestehen. Eine Delegation von Zenturionen, die die Forderung überbringt, wird abgewiesen, worauf deren Anführer den Mantel zurückschlägt, auf sein Schwert zeigt und sagt: „Dies wird es machen, wenn ihr es nicht macht.“

Wenig später marschiert Oktavian tatsächlich mit all seinen Legionen auf Rom – und der Senat gibt nach. Durch einen Militärputsch also gelangt er an sein erstes Konsulat.

Oktavian zeigt sich erstaunlich abgeklärt: Er sieht seinen Vorteil – er ist der Einzige mit einem schlagkräftigen Heer in Italien – und diktiert die Bedingungen. Cicero, der die beiden gefährlichsten potenziellen Erben Caesars aufeinanderhetzen und Oktavian für seine Zwecke nutzen wollte, muss erkennen, dass er selbst benutzt worden ist.

Denn Oktavian hat bekommen, worauf er von Beginn an aus war: ein eigenes Heer und ein hochrangiges Amt. Jetzt kann der 19-Jährige, ein Jahr zuvor noch ein politischer Niemand, Mark Anton fast auf Augenhöhe gegenüberreten.

Schon macht er seinen nächsten Zug: Entgegen seiner Versicherung, auf Rache zu verzichten, richtet er ein Sondertribunal ein und lässt



MARK ANTON

44 v. Chr. ist er der Konsul neben Caesar. Nach dessen Tod versucht Mark Anton, seine führende Position zu behalten. Dafür paktiert er sogar mit Oktavian. Doch einige Jahre später kommt es zum Krieg der beiden Konkurrenten

Da wird die Balance aus dem Lot gebracht durch die Ankunft von Caesars Erben, mit dem niemand gerechnet hat: Gaius Iulius Caesar Octavianus, wie Octavius als Adoptierter nun nach römischer Sitte heißt. Der 18-Jährige reißt erstaunlich schnell die Initiative an sich.

Zuerst gelobt er Rache an den Mördern seines Adoptivvaters, dann macht er sich daran, gemäß dessen letztem Willen allen Bürgern Roms jeweils 300 Sesterzen auszuzahlen. Schließlich organisiert er bereits von Caesar geplante Spiele zu Ehren der Venus.

Danach versammelt er einige Berater um sich und beginnt im Oktober, Soldaten anzuwerben. Wenn Oktavian Jahrzehnte später in seinem Bericht schreibt, er habe dies „aus eigenem Entschluss und aus eigenen Mitteln“ getan, so ist davon nur die Hälfte wahr: Von ihm mag zwar der Entschluss sein – das Geld dafür aber hat er in den Wirren nach Caesars Tod von den jährlichen Steuern der Provinz Asia und aus dem Etat für den Partherfeldzug abgezweigt, ohne Berechtigung und ohne Auftrag.

Nach wenigen Wochen befiehlt er bereits mehr als 3000 Soldaten. Das aber ist illegal: Denn ohne Zustimmung des Senats ist es einem Privatmann verboten, ein Heer auszuheben.

Dass Oktavian es dennoch wagt, ist ein deutliches Signal: Er will neben dem persönlichen Erbe Caesars auch das politische antreten und mit den anderen Caesarianern um die Nachfolge ringen.

Mark Anton, etwa 20 Jahre älter und erfahren in Krieg und Politik, hat sich per Gesetz den Anspruch auf Caesars ehemalige Provinzen in Gallien und Oberitalien gesichert und befiehlt zudem über die in Makedonien stehenden Truppen, die eigentlich gegen die Parther ziehen sollten. Verächtlich nennt er Oktavian „diesen Knaben“ – doch er begreift schnell, dass ihn da ein neuer Konkurrent im eigenen Lager herausfordert.

Ginge es bei Machtkämpfen um Wahrhaftigkeit, müsste sich Oktavian neben Mark Anton auf die Seite der Caesarianer stellen, gegen die Mörder seines Adoptivvaters. Aber er schlägt einen unerwarteten Haken – und wendet sich an Cicero. Der 62-jährige Senator war zwar nicht an der Verschwörung gegen Caesar



Das Bündnis der Triumvirn ist nicht von Dauer. Lepidus wird schon früh an den Rand gedrängt, und 31 v. Chr. sucht Oktavian die Entscheidung im Ringen um die Macht. Vor der Westküste Griechenlands stellt er Mark Anton (in der Bildmitte, im goldenen Harnisch) in einer Seeschlacht. Oktavian (rechts, mit erhobenem Schwert) triumphiert, während sein Gegner und dessen Verbündete, die ägyptische Herrscherin Kleopatra (links), nach Alexandria fliehen (Ölgemälde von Lorenzo A. Castro, 1672)



die Caesarmörder in Abwesenheit zum Tode verurteilen. Die Verschwörer halten sich im Osten des Imperiums auf, dessen reiche Provinzen sie in ihre Gewalt gebracht haben. Doch noch während Oktavian mit elf Legionen nach Norden marschiert, angeblich um Mark Anton zu schlagen, lässt er in Rom vom Senat einen Beschluss aufheben, der den General zum Staatsfeind erklärt hat.

Und er trifft Mark Anton nicht etwa zum Kampf – sondern um sich mit ihm zu verbünden.

RUND 50 000 SOLDATEN lagern im Oktober des Jahres 43 v. Chr. an einem Fluss nahe der Stadt Bononia (Bologna) – fünf Legionen an jedem Ufer. Drei Tage lang marschieren morgens Abordnungen aus je 300 Elitesoldaten zu zwei Brücken, die auf eine kleine Insel in der Flussmitte führen. Ein General inspiziert anschließend das Eiland und gibt durch Schwenken seines Kriegsmantels das Signal, dass keine Hinterhalte drohen. Erst dann betreten Mark Anton und Oktavian einzeln die Insel und konferieren miteinander.

Mark Anton, der sich nach Gallien abgesetzt hatte, ist trotz seiner Niederlage noch immer der mächtigste Caesarianer. Ein trinkfester Mann, berühmt für seine Tapferkeit, von den Legionären verehrt. „Du Knappe, der du alles deinem Namen verdankst“, hat er noch vor Kurzem sein Gegenüber verhöhnt – und gespotet, Oktavian sei so wenig Soldat, dass er nicht einmal eine Schlachtreihe mit sicherem Auge abschätzen könne.

Viele abfällige Anekdoten kursieren über Caesars Erben: Ein Weichling sei er, der sich nach ein paar Gläsern Wein übergeben müsse, sich die Adoption durch Unzucht mit dem Großonkel erschlichen habe, sein Beinhaar nach Art der Frauen mit glühenden Nusschalen versenge, damit es sanfter nachwache. Bei der Schlacht von Mutina soll er wie ein Feigling geflohen und erst zwei Tage später ohne Pferd und Feldherrnmantel wieder aufgetaucht sein.

Aber auch seine Gegner müssen zugeben, dass Oktavian auf einem anderen Schlachtfeld, dem der Politik, eine erstaunliche Kaltblütigkeit gezeigt hat. Alle Seiten haben ihn unterschätzt.

Und so mühelos wie Oktavian sich zuvor auf die Seite der Republikaner um Cicero geschlagen hat, wechselt er jetzt erneut die Fronten: Er hat ja Rache an den Mördern seines Adoptivvaters ge-

schworen – und dafür braucht er Mark Anton und dessen Verbündete.

Gemeinsam mit einem weiteren General – Marcus Aemilius Lepidus, der aber nie eine große Rolle spielen wird – einigen sich die beiden nach langen Verhandlungen darauf, ein *tresviri rei publicae constituendae* zu gründen, ein Triumvirat „zur Wiederaufrichtung des Staates“, dessen Ordnung unter Caesars Herrschaft ja ausgehebelt worden ist.

Ein trauriger Witz. Denn es geht nicht um ein politisches Programm oder die Neuordnung des Gemeinwesens, sondern allein um Rache und um Macht. Damit der Schein gewahrt bleibt, lassen sich die Feldherren ihre Herrschaft und zahlreiche Sondervollmachten von einer Volksversammlung bestätigen.

Wenn Oktavian also in seinem Tatenbericht voller Stolz schreibt: „Das Volk wählte mich zum Triumvirn“, dann ist auch das nur ein Teil der Wahrheit.

Die Herrschaft des Triumvirats, dessen Dauer auf fünf Jahre angesetzt ist, das aber insgesamt zehn Jahre bestehen wird, beginnt mit einem legalisierten Massenmord: Um sich bei den bevorstehenden Kämpfen mit den Caesarmördern in den östlichen Provinzen den Rücken freizuhalten (und die Kriegskasse zu füllen), beginnen die drei, ihre Gegner in Italien zu beseitigen – mithilfe von „Proskriptionen“.

Auf öffentlich ausgehängten Listen (*proscribere* = bekannt machen) werden Senatoren und Ritter für vogelfrei erklärt. Wer sie tötet, kann auf eine Belohnung rechnen, wer sie versteckt, erwartet selbst den Tod; die Vermögen werden eingezogen (die Proskriptionen sind nicht ohne Beispiel: Schon Lucius Cornelius Sulla ist fast 40 Jahre zuvor so vorgegangen; siehe Seite 108.)

Eines der ersten Opfer ist Oktavians „väterlicher Freund“ Cicero. Als der Senator versucht, von einem seiner Landgüter aus Italien zu verlassen, holen ihn seine Mörder ein. Ein Zenturio tötet ihn in seiner Sänfte – den abgeschlagenen Kopf und Ciceros Hände stellt man auf dem Forum zur Schau.

Panik geht um in Rom. Immer neue Listen mit den Namen der Geächteten

werden angeschlagen, die Triumvirn steigern sich in einen Blutrausch. Sklaven jagen ihre Herren, Ehefrauen verraten ihre Männer, manch altherwürdige republikanische Familie wird vollständig ausgelöscht. Treffen kann es jeden: Ein ehemaliger Provinzstatthalter soll nur deshalb ermordet worden sein, weil er einem Triumvirn seine kostbare korinthische Vase nicht geben wollte.

Am Ende haben mehr als 300 Senatoren und 2000 Ritter den Tod gefunden: Roms republikanische Elite ist vernichtet. Mag mancher Bürger für Mark Antons Grausamkeit noch Verständnis aufbringen – geht er doch vor allem gegen seine Gegner vor, die ihm zuvor den Krieg erklärt hatten –, muss Oktavian wie ein Verräter an seinen Helfern erscheinen, als berechnendes Ungeheuer.

OKTOBER 42 V. CHR.: Die 22 Legionen Mark Antons und Oktavians marschieren durch die Provinz Macedonia nach Osten, fast bis an die Grenze Thrakiens. Aus der anderen Richtung, der Provinz Asia, kommen ihnen 17 römische Legionen entgegen, angeführt von Marcus Iunius Brutus und Gaius Cassius Longinus, den beiden Köpfen der Verschwörung gegen Caesar.

Die zwei haben im Osten des Reiches ihr Heer aufgebaut. Nahe der Stadt Philippi in Nordgriechenland treffen die Armeen aufeinander – mehr als 200 000 Soldaten. Was folgt, ist die bis dahin größte Schlacht der Alten Welt.

Oktavian haben schon die Strapazen während der Überfahrt nach Macedonia aufs Krankenlager geworfen, an die Front lässt er sich in einer Sänfte tragen. Als überragender Feldherr aber erweist sich Mark Anton, der in kühnen Attacken erst die Armee des Cassius Longinus und in einer zweiten Schlacht 20 Tage später die des Brutus schlägt. Am Ende nehmen sich beide Caesarermörder mit Hilfe von Vertrauten das Leben.

Etwa 40 000 Römer sind bei Philippi gefallen. Oktavian soll sich, während der ihm unterstellte linke Flügel in der ersten Schlacht zurückgeworfen wurde, wieder einmal in umliegenden Sümpfen versteckt haben und erst nach drei Tagen aufgetaucht sein. Andere sagen, nicht der Feind, sondern Krankheit und Schwäche hätten ihn in die Flucht geschlagen.

Die republikanische Partei hat kein Heer und keine Anführer mehr. Die Rache ist vollstreckt.

Mark Anton hat bei Philippi seinen Ruf als großer Feldherr verteidigt und übernimmt nun die eroberten Ostprovinzen, um sie zu ordnen und die Grenzen gegen die Parther zu sichern.

Oktavian erhält eine weniger dankbare Aufgabe: Er soll die rund 55 000 Veteranen, denen nach ihrer Entlassung Land versprochen ist, in Italien ansiedeln. 18 Städte werden dafür enteignet, unzählige Bauern zu Obdachlosen, es kommt zu Aufständen, Unruhen, Krieg.

Der Adoptivsohn Caesars beweist erneut, dass er nichts hält von dessen sprichwörtlicher Milde, der *clementia Caesaris*. Als sich unter der Führung eines Konsuls Truppen gegen Oktavian erheben und dieser sie in der Stadt Perusia (Perugia) besiegt, antwortet er den zum Tode verurteilten Bürgern, die um Gnade flehen, unbewegt mit dem stets gleichen Satz: „Du musst sterben.“



**MARCUS
• AEMILIUS •
LEPIDUS**

Er ist der Dritte im Bund mit Oktavian und Mark Anton. Während die zwei das Imperium in Ost und West teilen, darf Lepidus die Provinz Africa behalten. Doch als er Anspruch auf Sizilien erhebt, wird er von Oktavian entmachtet

Mit seinen Frontwechseln zwischen Republikanern und Caesarianern, nach den brutalen Proskriptionen und nun noch den Enteignungen ist er zum wohl meistgehassten Mann Italiens geworden.

Vielleicht wird Oktavian irgendwann in dieser Zeit klar, dass er sich verändern muss, um zu bestehen. Vielleicht weisen seine Berater im Hintergrund ihm eine neue Richtung, vielleicht handelt er auch nur instinktiv aus dem Moment, ohne schon ein ganzes Programm vor Augen zu haben. Möglich, dass er lernt. Möglich auch, dass alle bislang gezeigte Brutalität nur Kalkül und Schwindel war.

Jedenfalls probiert der Schauspieler jetzt eine neue Maske aus.

Während Mark Anton weit entfernt von Italien den bereits von Caesar geplanten Feldzug gegen die Parther vorbereitet, führt Oktavian wieder Krieg.

„Das Meer habe ich von der See-Überplage befreit“ – mit diesem Satz wird er die Kämpfe später in seinem Tatenbericht verklären.

Tatsächlich geht es ihm um die Allein herrschaft im Westen des Reichs, denn von Sizilien aus beherrscht ein letzter Gegner der Triumvirn den größten Teil des Mittelmeers und fordert Beteiligung an der Macht: Sextus Pompeius Magnus, Sohn von Caesars Widersacher Gnaeus Pompeius Magnus, verhindert, dass Getreideschiffe Rom erreichen, und löst so Hunger in der Hauptstadt aus.

Am Anfang stehen Rückschläge und Niederlagen: Oktavian erweist sich als völlig unfähiger Feldherr zur See, verliert während einer Schlacht die Hälfte seiner Flotte und sieht sich nach dem Untergang seines Schiffes in so aussichtsloser Lage, dass er einen Vertrauten bittet, ihm den Tod zu geben, falls ihm Gefangenschaft drohe.

Es ist der Tiefpunkt seines Lebens – und vielleicht geht er gereift daraus hervor. Denn als er am Ende doch gesiegt hat und mit seinen Truppen nach Rom zurückkehrt, lernen die Römer einen neuen Menschen kennen.

Als Erstes erklärt er den angenehmen überraschten Senatoren, die ihn außerhalb der Stadtmauer begrüßen, dass er vorerst nicht nach Rom einmarschieren, sondern treu nach dem Gesetz erst am Tag seines Triumphzugs die Bannmeile der Stadt, das *pomerium*, übertreten werde. Als Triumvir dürfte er das zwar tun, aber nach Jahrzehnten unbekümmerter Rechtsbrüche der Tyrannen und Generäle soll diese Geste wohl Respekt gegenüber den republikanischen Gesetzen demonstrieren. Der neue Ton lässt die Menschen aufhorchen.

Zudem proklamiert Oktavian mit seinem Sieg zugleich das Ende der Bürgerkriege und die Wiederherstellung der alten Ordnung. Deshalb werde er auch seine außerordentlichen Vollmachten als Triumvir niederlegen und alle Gewalt an Volk und Senat übertragen – allerdings erst, wenn Mark Anton nach Rom komme und das Gleiche tue. Trotz die-

ser listigen Einschränkung: Ein Herrscher, der freiwillig auf Macht verzichtet, das muss Oktavians Zuhörern wie ein Märchen vorkommen.

Darüber hinaus scheint der Verhasste plötzlich sein Herz für das Wohlergehen seiner Mitbürger zu entdecken: Die Veteranen siedelt er diesmal auf Staatsland an (sodass er Entzweitungen vermeidet), er streicht Sondersteuern, erlässt Schulden, die Privatleute dem Staat zu zahlen haben, und lässt Räuberbanden bekämpfen. In den folgenden Jahren werden Straßen ausgebaut, eine Wasserleitung gebaut und Gaben wie Öl und Salz an die Bürger verteilt. Ausgerechnet Oktavian bringt ein Gefühl von Recht und Ordnung zurück ins Reich und den so lang ersehnten Frieden.

Wieso diese plötzliche Verwandlung? Auch wenn das Volk den neuen Wohltäter schätzt und der Senat sich geschmeichelt zeigt von Oktavians Respekt: Kaum jemand wird daran zweifeln, dass der Caesarerbe einen Plan verfolgt.

Mit der Ankündigung, seine Sonderrechte freiwillig niederzulegen, hat er Mark Anton geschickt die Verantwortung für die Fortdauer des Triumvirats zugeschoben. Doch mit seinem Versprechen, die Republik wiederherzustellen, wie sie vor der Diktatur Caesars bestanden hat, rüstet er in Wahrheit für den Endkampf um die Herrschaft.

Denn das Duell mit Mark Anton muss zwangsläufig den Schlusspunkt seines Aufstiegs bilden, „da jeder von beiden nicht nur der erste Mann in der Stadt Rom, sondern im ganzen Erdkreis zu sein begehrt“, wie ein Zeitgenosse schreibt.

Vielleicht beginnt Oktavian neben allen kurzfristigen Plänen in diesen Tagen aber auch schon zu ahnen, welche Chancen in seinem neuen Maskenspiel liegen: in dieser Mischung verborgener Macht und offener Selbstbescheidung.

Besonders im Senat hat Mark Anton nach wie vor viele Anhänger und Freunde. Während Oktavian als kalter

Rächer aufgefallen ist, als eigennützig-ger Emporkömmling, hat Mark Anton sich – zumindest nach der Schlacht von Philippi – großmütig gezeigt, ritterlich und versöhnlich gegen seine Feinde.

Also beginnt Oktavian, Mark Anton gezielt zu demontieren. Das Volk, ruhiggestellt mit Brot und Gaben, erlebt einen Propagandakrieg, wie es noch keinen gegeben hat.

Seine • PROPAGANDA • setzt Oktavian ein wie kein Zweiter

Mark Anton arbeitet seinem Gegner dabei, ohne es zu wollen, in die Hände: Denn während Oktavian gerade einen Erfolg als Feldherr feiern konnte, endet der Krieg gegen die Parther mit einer Niederlage. 32000 Legionäre sterben in den Kämpfen und während eines schmachvollen Rückzugs. Mark Antons Ruf des Unbesiegbaren ist dahin.

Und die lange Zeit, die er in den östlichen Provinzen verbracht hat, scheint ihn verändert zu haben. Von Italien aus muss es wirken, als wolle er sich in einen hellenistischen Gottkönig verwandeln. Der römische General lässt sich als „Neuer Dionysos“ verehren, vergibt eigenmächtig römische Provinzen an Klientelkönige und lebt mit einer Geliebten, der ägyptischen Herrscherin Kleopatra.

Das alles schlachten Oktavians Propagandisten eifrig aus: Obwohl sich die indirekte Herrschaft durch Klientelkönige schon oft bewährt hat (und Oktavian sie im Wesentlichen beibehalten wird), stellt man es jetzt so dar, als verschleudere Mark Anton römisches Gebiet – vor allem an seine Gespielen.

Als der sich dann noch von seiner Frau in der Heimat, Oktavians Schwester, scheiden lässt und ein Testament bekannt wird, in dem er seinen Kindern mit Kleopatra römische Provinzen vererbt und sich ein Grabmal in Alexandria wünscht, kippt die Stimmung ins Hysterische: Mark Anton scheint tatsächlich als Kleopatras höriger Sklave den Verkauf des Reichs zu betreiben.

„Der römische Krieger steht jetzt in Diensten eines Weibes“, empört sich der Dichter Horaz. „Für sie schleppt er Schanzpfähle, für sie trägt er Waffen, für sie hat er gelernt, runzligen Kastraten zu gehorchen.“

Aus dem Duell zweier römischer Generäle hat Oktavians Propaganda geschickt einen Krieg gegen das Ausland geformt. Und nur er kann Italien jetzt noch beschützen vor den Horden des Orients, vor der „königlichen Hure“ Kleopatra. So wird der Krieg denn auch nicht Mark Anton, sondern der Ägyptin erklärt: In alter Tradition schleudert Oktavian eine rituelle Lanze in ein als Feindesland markiertes Geviert in Rom.

Im September 31 v. Chr. treffen die Gegner an der Küste von Actium in Griechenland aufeinander: Als würde es nie ein Ende nehmen, kämpfen erneut Römer gegen Römer – 17000 Männer sterben in der Seeschlacht, durchbohren sich gegenseitig mit ihren Schwertern und Speeren, ertrinken, verbrennen auf den in Flammen stehenden Schiffen.

Mark Anton und Kleopatra gelingt es, die feindlichen Linien zu durchbrechen und sich nach Alexandria zu retten.

Oktavian setzt ihnen nach, schlägt alle Angebote auf Verhandlungen aus. Als er schließlich im August des Jahres 30 v. Chr. die ägyptische Kapitale einnimmt, stürzt sich Mark Anton in sein Schwert, und die gefangen gesetzte Kleopatra macht ihrem Leben durch Gift ein Ende.

Auf die Nachricht vom Selbstmord des Mark Anton soll Oktavian sich zurückgezogen und in seinem Zelt um den Toten geweint haben. Als guter Schauspieler trägt er dennoch Sorge, dass umstehenden Freunden seine Trauer und die Tränen nicht entgehen.

DEN SIEG FEIERT Oktavian mit einem Triumphzug, wie ihn Rom noch nicht gesehen hat. Zu vorderst tragen Diener in langen Kolonnen die Beutestücke des ägypti-



GAIUS
• CASSIUS •
LONGINUS

Er war der
Anstifter zum
Caesarattentat.
Wie andere Verschwörer wird auch Longinus zunächst amnestiert, dann aber in Abwesenheit zum Tode verurteilt. In auswegloser Lage lässt er sich 42 v. Chr. von einem Vertrauten töten

schen Königshauses sowie Schautafeln, die die Größe der eroberten Ländereien, die Zahl der getöteten Feinde und Darstellungen der Schlachten zeigen. Dahinter folgen die Gefangenen und dann Oktavian, hoch zu Pferd, das Gesicht als Triumphator rot gefärbt.

Jubel und Erleichterung sind groß, die Schätze Ägyptens grenzenlos, dennoch übersieht wohl niemand eine unscheinbare Änderung in der Reihenfolge des Zuges: Der zweite Konsul und die höchsten Amtsträger des Senats schreiten nicht wie bisher vor, sondern hinter dem Triumphator durch die Straßen.

Sie, die in Zeiten der Republik den Heerführer mit einem Kriegszug beauftragt haben, sehen nun aus wie Befehlsempfänger. Und der bisherige Diener des Staates tritt wie ihr Herr auf.

Oktavian gehört jetzt alle Macht der römischen Welt. Er hat dem Reich den Frieden gebracht – auch wenn der Friede das Ende eines Konfliktes war, den er selbst entfacht hat. Doch nach der langen Zeit der Bürgerkriege sehnt sich alles danach, und jeder, der für Ruhe ist, muss für Oktavian sein.

Mit seiner uneingeschränkten Gewalt könnte er sich nun wie einst Caesar zum Diktator auf Lebenszeit erheben. Wen soll er denn noch fürchten? Gegner gibt es keine mehr. Zwei Gründe sind es wohl, die Oktavian davon abhalten.

Da ist zum einen das warnende Beispiel seines Großonkels, den ebendieser Schritt das Leben kostete. Da ist zum anderen jenes Versprechen, das er vor dem Feldzug gegen Mark Anton gegeben hat: seine Ausnahmewelt niederzulegen.

Aber natürlich denkt Oktavian keine Sekunde daran, die mühsam errungene Macht loszulassen. Zunächst säubert er den Senat. Hier sitzen seine letzten Kritiker, hier soll seine neue Herrschaftsform ihren sicheren Rahmen finden. 190 der gut 1000 Senatoren, größtenteils einstige Unterstützer des Mark Anton, werden für „unwürdig“ befunden und müssen gehen.

Bald darauf, am 13. Januar des Jahres 27 v. Chr., ruft Oktavian das Gremium zu einem dreitägigen Staatsakt zusammen.

In bewegten Worten spricht er im Sitzungssaal von seinen Taten, die nur dem Wohl des Staates und der Rache an den Mördern Caesars gedient hätten.

Beides sei erreicht und daher die Zeit gekommen, die außerordentlichen Befugnisse wieder abzugeben. Doch schon während der Rede sind von allen Seiten Zwischenrufe zu hören; in der Aussprache danach wird Oktavian bedrängt, sich weiterhin der Geschicke Roms anzunehmen. Er sträubt sich scheinbar, lässt sich erneut bitten.

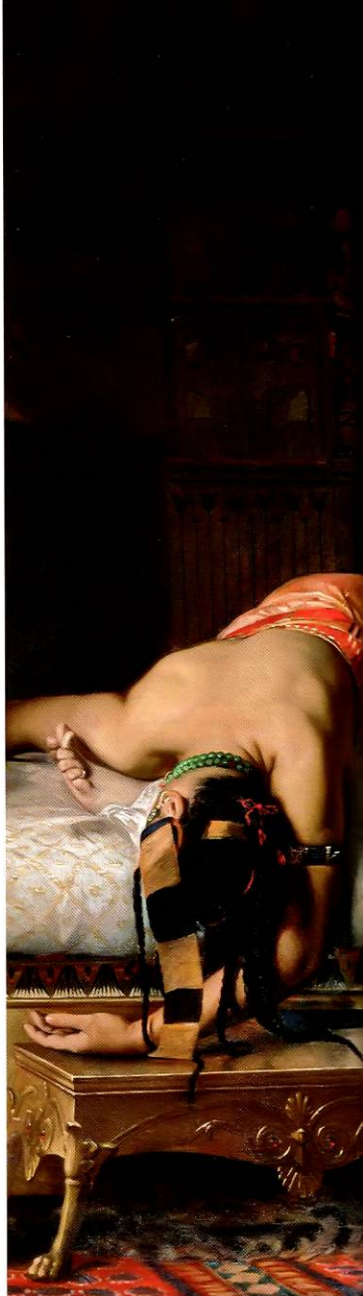
Es ist ein Stück großartiges Theater: Oktavian hat alles geplant, seine Claqueure und Zwischenrufer lenken die übrigen Senatoren in die vorher festgelegte Richtung.

Am Ende erklärt er sich bereit, erneut – befristet – die Sorge für jene zehn der 20 römischen Provinzen zu übernehmen, in denen noch kein stabiler Friede herrscht: Das freilich ist ein großer Teil des Imperiums, darunter fast die gesamte Iberische Halbinsel, Gallien, Zypern und das gerade eroberte Ägypten. Dort stehen auch die meisten Legionen, und um deren Oberbefehl geht es Oktavian vor allem. Die andere Hälfte der Provinzen kontrolliert fortan der Senat.

Auf den ersten Blick gibt Oktavian also tatsächlich Macht ab. Aber sein Gewinn wiegt das auf: Denn er kann sich nun immer darauf berufen, dass der Senat ihn bedrängt habe, Verantwortung zu übernehmen. Das verträgt sich umgekehrt auch besser mit der Würde der Senatoren, denen es leichter fällt, etwas von sich aus zu überlassen, als dass es ihnen genommen wird.

Natürlich ist jedem von ihnen klar, dass Oktavian weiterhin mehr Macht besitzt als jeder andere in Rom: Er ist nun im fünften Jahr nacheinander Konsul, lässt sich Jahr für Jahr wiederwählen (obwohl das Amt traditionell erst nach einer Amtspause erneut übernommen werden darf), gebietet über den größten Teil der Truppen, entscheidet an den Grenzen des Reiches über Krieg und Frieden und verfügt aus seinen Feldzügen wie kein anderer über große Summen Geldes sowie eine riesige Klientel. Dennoch: Verglichen mit der Zeit des Triumvirats, hat der Senat wieder etwas Einfluss gewonnen.

Trotzdem wird das, was in diesen Tagen des Jahres 27 v. Chr. als *res publica restituta* gefeiert wird – als wieder aufgerichtete Republik –, zu deren unwiderruflichem Ende.





Nach der Niederlage bei Actium nehmen sich Mark Anton und Kleopatra 30 v. Chr. das Leben, die ägyptische Herrscherin durch Gift. 14 Jahre nach der Ermordung Caesars ist der Kampf um die Macht beendet – und Oktavian Alleinherrscher (Ölgemälde von Jean André Rixens, 1874)

Die neue Regierungsform verlangt beiden Seiten Schauspielkunst ab: Oktavian darf den Senat und das Volk seine Macht nicht allzu deutlich spüren lassen, der Senat wiederum muss so tun, als würde er Oktavian seine Rolle abkaufen.

Von seinem Ehrentitel *princeps senatus* – Erster des Senats – abgeleitet, nennt er sich selbst nun „Priniceps“, was Erster unter Gleichen bedeutet.

Und Oktavian besitzt die Selbstbeherrschung, die für das Tragen dieser Maske nötig ist: Er behandelt die Senatoren mit großer Höflichkeit als seinesgleichen und erwartet umgekehrt keines übermäßigen Respekt. Wenn er aus Rom aufbricht oder dorthin zurückkehrt, tut er das oft mitten in der Nacht, um niemanden in die Verlegenheit zu bringen, ihm zuzubeln zu müssen. Ehrungen, die ihm der Senat immer wieder anträgt, lehnt er häufig ab.

Als man ihn allerdings während des Staatsaktes mit Auszeichnungen überhäufen will, nimmt er alle an. Ein Senator stellt den Antrag, Oktavian den Namen „Augustus“ zu übertragen, der „Herr“, der „Erhabene“. Der Name verleiht dem Träger eine religiöse Aura.

Was spontan wirken soll, ist in Wirklichkeit in langen Beratungen mit Oktavian abgestimmt. Zudem darf er den Eingang seines Hauses mit Lorbeer schmücken, dem Zeichen des Triumphators, und erhält die aus Eichenlaub gefertigte Bürgerkrone, die früher demjenigen zustand, der das Leben eines anderen Römers im Kampf gerettet hat. Er bekommt sie für die Rettung des ganzen Staates.

In seinem Sitzungssaal schließlich, der Curia Julia, lässt der Senat einen goldenen Schild anbringen, auf dessen Oberseite die Tugenden des Augustus aufgezählt sind: Tapferkeit (*virtus*),

Milde (*clementia*), Gerechtigkeit (*iustitia*) und Pflichterfüllung (*pietas*). Fast muss es wie die offizielle Anerkennung seiner Schauspielkunst wirken, dass auf diese Weise ein Mann geehrt wird, der bisher bekannt war als feige, grausam, ungerecht und eigennützig.

DAS PRINZIPAT ist so kompliziert aufgebaut wie ein Uhrwerk – und mit dem Staatsakt im Jahr 27 v. Chr. lange nicht vollendet. Zehn weitere Jahre wird Augustus noch experimentieren, hier eine Schraube nachziehen, dort eine Feder spannen. Dann passen alle Teile zusammen, ein Zahnrad greift ins andere, und die Mechanik beginnt langsam, aber unauffällig sich zu drehen.

Im Senat zum Beispiel nimmt der Äger darüber zu, dass Augustus sich Jahr für Jahr zum Konsul wählen lässt. Also gibt der Priniceps das Amt tatsächlich auf, lässt sich aber aus Versatzstücken anderer Ämter und besonderen Privilegien eine neue Rechtsgewalt schneiden, die der alten faktisch gleichkommt.

Er darf etwa den Senat zusammenrufen und in den Sitzungen als Erster sprechen, dem Volk Gesetze vorlegen, erhält die oberste militärische Befehlsgewalt für alle römischen Provinzen. So degradiert er den Ältestenrat zum Handlanger seiner Interessen. Zudem verkleinert Augustus den Senat auf rund 600 Mitglieder.

Auf diese Weise gelingt Augustus, was niemand ihm je zugetraut hätte: Auf den Ruinen der Republik erfindet er mit dem Prinzipat eine neue Staatsform und macht sich zum ersten „Kaiser“ Roms, wie man den neuen Alleinherrscher des Imperiums später nennen wird.

Damit endet nach mehr als einem halben Jahrtausend die Geschichte der Römischen Republik, die länger bestanden hat als jede andere Republik der Weltgeschichte. Deren Begründer hatten nie wieder von einem König beherrscht

werden wollen, und doch legen die Bürger Roms am Ende wieder alle Macht in die Hand eines Einzelnen.

Mehr als 40 Jahre wird Augustus nach diesem Staatsakt noch regieren. Der wohl amoralischste Politiker seiner Zeit begründet eine Ära des Wohlstands und der Sicherheit, eine Blütezeit von Kunst, Kultur und Wissenschaft. Schriftsteller wie Horaz, Ovid und Vergil schaffen elegante Dichtungen, Titus Livius verfasst eine Geschichte Roms, und der Baumeister Vitruv schreibt ein umfassendes Werk über die Architektur.

Ausgerechnet der skrupelloseste Bürgerkriegsgeneral gibt einer ganzen Friedensperiode seinen Namen, der Pax Augusta – dem Augusteischen Frieden.

Im Jahr 14 n. Chr. kündigen dann jene Gewitter, die den mächtigsten Mann Roms sein ganzes Leben lang verfolgt und in Angst versetzt haben, auch das Ende seiner Herrschaft an – so zumindest wird es später berichtet.

Ein Blitz schlägt in sein Standbild auf dem Kapitol ein und lässt den ersten Buchstaben des Namensteils Caesar schmelzen. Das übrig gebliebene „Aesar“ bedeute in der Sprache der Etrusker Gott, erklären die Zeichenleser, und das zerstörte C stehe für die Zahl 100. In 100 Tagen also werden die Götter Augustus unter sich aufnehmen.

Als es so weit ist, am 19. August 14 n. Chr., wirkt Augustus gefasst. Er zählt 75 Jahre, mehr als die Hälfte seines Lebens hat er den Ersten Bürger einer Republik gegeben, die gar nicht mehr existierte. Wer er wirklich war, hielt er stets verborgen.

Jetzt umringen Freunde das Totenbett des Augustus, und der große Schauspieler nimmt Abschied mit der Schlussformel einer attischen Komödie: „Wenn gut gespielt wurde“, sagt er, „klatscht Beifall und begleitet uns mit Beifallsrufen hinaus.“ □

Johannes Strempele, 39, hat sich schon einmal mit Augustus beschäftigt. In seinem Kleopatra-Porträt für GEOEPOCHEN „Das alte Ägypten“ schilderte er bereits die Auseinandersetzung zwischen dem Erben Caesars und Mark Anton – nur aus der entgegengesetzten Perspektive.



**MARCUS
JUNIUS
BRUTUS**

Er war der
Anführer der
Caesarmörder.
Im Jahr 42 v.
Chr. unterliegt
Brutus den
Triumvirn bei
Philippi und
wählt den Frei-
tod. Oktavian
hat seinen
Schwur erfüllt:
Caesars Tod
ist gerächt

Literaturempfehlung: Iochen Bleicken, „Augustus. Eine Biografie“. Rowohlt: brillante Studie über den Caesarerben, der sich vom „ganz gewöhnlichen Terroristen“ und „meistgehassten Mann Italiens“ (Bleicken) zum Vater des Vaterlandes wandelt.

Die Sprache der Bilder

Seit mehr als zehn Jahren sorgt Christian Gargerle dafür, dass die Texte von passenden Fotos und Gemälden illustriert werden

Sehr früh schon hat der Großvater bei ihm das Interesse an Bildern geweckt. Der Maler nahm Christian Gargerle oft mit in das Kunsthistorische Museum seiner Heimatstadt Wien, erklärte ihm die Gemälde, erzählte ihm Geschichten über die Künstler. Besonders hat Gargerle die Erkenntnis geprägt, dass Bilder beeindruckend, ja fast überwältigend können; zugleich aber auch lesbar sein, vielleicht sogar Erklärungen für die großen Fragen liefern können. Und dass bei aller Lesbarkeit immer ein Rest schwer zu beschreibender magischer Wirkung bleibt. Als Gründungsbildredakteur von GEOEPOCH und GEOEPOCH EDITION hat er die fabelhafte Welt der Bilder zu seinem Beruf gemacht.

Die Kenntnisse dazu verdankt der 52-Jährige einem Studium der Kunstgeschichte und Ethnologie, die Praxis dem Wiener Aktionisten Hermann Nitsch, für den er mehrere Jahre lang gearbeitet hat. Christian Gargerle hat kulturhistorische Ausstellungen



CHRISTIAN GARGERLE

gen kuratiert und sich als Organisator und Herausgeber Themen wie dem Licht, dem verblichenen Glanz der Grand Hotels oder dem Orientalismus gewidmet. Dabei hat er Gemälde und Fotografien immer wieder auch als Dokumente präsentiert – trotz ihrer unmittelbaren Wirkung auf den Betrachter.

Exakt das ist auch heute sein Anspruch: der Leser von GEOEPOCH mit eindrucksvollen Bildern emotional anzusprechen, in ihm eine Stimmung zu erzeugen und in den Artikel förmlich hineinziehen. Und dabei

stets darauf zu achten, dass die Illustrierung nie Selbstzweck wird, nie das geschriebene Wort überwältigt.

Fragt man, was ihm besondere Freude macht, überrascht seine Antwort: Tatsächlich schätzt der Bildredakteur die „hoffnungslosen“ Fälle – Themen, zu denen es keine unmittelbaren passenden Darstellungen gibt und bei deren Bebilderung er sich behutsam herantasten muss.

Fotovermerk nach Seiten

Anordnung im Layout: L= links, r= rechts, o.= oben, m.= Mitte, u.= unten

Titel: akg-images

Editorial: Katrin Trautner für GEOEPOCH: 3 u.

Inhalt: Nachweise bei den jeweiligen Artikeln
Der Stolz der Republik: Scala: 6/7; Alinari Archives/ulstein bild: 8/9, 10/11, 14/15, 15/17; Alinari Archives/Interfoto: 12/13; adoc-photos/ulstein bild: 18/19
Geburt einer Weltmacht: Bridgeman Art Library: 20/21
Hintergrund: De Agostini Picture Library/akg-images: 20/21
Vordergrund: 22; Hermann Buresch/bpk-images: 25; Robert Schlesinger/dpa Picture Alliance: 26; Manfred Steffens/akg-images: 28; Sandro Vannini/Corbis: 31 o.; Scala: 31 u.; 32 u.; United Archives/mauritus-images: 32 o.; Ingrid Geske-Heiden/Antiken-sammlung, SMB/bpk-images: 34; Dagli Orti/Museo di Villa Giulia/Art Archive: 36; Scala/bpk-images: 38
Wasser für Rom: Tim Wehrmann für GEOEPOCH: 40–52

Cannae. Hannibals Sieg: Scala/bpk-images: 54; British Museum, London: 55; Alburn/Oronzo: 60; Sammlung Axel Gottmann/Hermann Heinen/Interfoto: 63; ak-images: 64, 65

Gefährliche Mysterien: ak-images: 72/73, 74/75, 76/77; Christie's Images/Bridgeman Art Library: 78/79; Gallery Collection/Corbis: 80/81

Die Stunde des Siegers: Jochen Stuhmann für GEOEPOCH: 82–97

Zwei Brüder gegen den Senat: Neurdein/Roger-Viollet: 99; Archiv Geschichte/Bridgeman Art Library: 101; Eric Lessing/akg-images: 102, 105

Aufbruch am Tiber: ak-images: 108, 114; Mary Evans Picture Library/Interfoto: 108/109, 111, 116; Sammlung Rauch/Interfoto: 110, 113; Alamy/mauritus-images: 112; Mary Evans Picture Library: 115; Historisches

Auge Ralf Feltz/Interfoto: 117

Die Macht des Wortes: Gian Milly/Time & Life Pictures/Getty Images: 120/121; Uffizi stampa e Internet, Senato della Repubblica, Rom: 122, 125, 126, 128/129

Caesar: ak-images: 132, 135, 145; Walter Sanders/Time Life Pictures/Getty Images: 136; Alamy/mauritus-images: 137; Eric Lessing/akg-images: 139; Alinari/Interfoto: 134; Scala: 143; Dagli Orti/Museo della Civiltà Romana/Art Archive: 144

Der erste Kaiser: Bridgeman Art Library: 146, 147; White Images/Scala: 148/149; Araldo de Luca/Corbis: 150; Alinari Archives/Interfoto: 151; National Maritime Museum, London/Interfoto: 152/153; Photosisa/Interfoto: 154; ak-images: 156/157; Museo Nazionale del Bargello, Florence, Italy/Alinari/The Bridgeman Art Library: 158; Katrin Trautner für GEOEPOCH: 159

Von der Bauernsiedlung zum Imperium: Mary Evans Picture Library/Interfoto: 164 l., 164 m., 164 r. m., 165 m., Bettmann/Corbis: 164 l. m.; Sammlung Rauch/Interfoto: 164 r. r., 165 l. m.; RMN/bpk-images: 165 l. l.; Walker Historical Picture Archive/Alamy: 165 r. m.; Bridgeman Art Library r. r.

Vorschau: UPI/dpa Picture-Alliance: 170; ak-images: 171

Karten: Ralf Bitter für GEOEPOCH: 23, 29, 52; Thomas Wächter für GEOEPOCH: 57, 58, 62, 66, 69, 85; Stefanie Peters für GEOEPOCH: 163

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung.

© GEO 2011 Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge.

Das Magazin für Geschichte

Gruener + Jahr AG & Co KG, Druck- und Verlagshaus,
Sitz von Verlag und Redaktion: Am Baumwall 11, 20459 Hamburg.
Postanschrift der Redaktion: Brieffach 24, 20444 Hamburg.
Telefon 040 / 37 03 0. Telefax 040 / 37 03 54 48.
Telefax 21 92 20. E-Mail: briefred@geo.de
Internet: www.geo-epoche.de

CHEFREDAKTEUR

Michael Schuber

GESCHÄFTSFÜHRENDER REDAKTEUR

Cay Rademacher

KONZEPT DIESER AUSGABE

Dr. Anja Pries

ART DIRECTION

Tajana Jovanovic

TEXTREDAKTION

Jens-Balmer Berg, Insa Bethke, Dr. Frank Otto,

Joachim Telgenbielcher

BILDREDAKTION

Christian Gargerle, Roman Rasmacher

Freie Mitarbeiter: Katrin Trautner

VERIFICATION

Lenka Brandt, Olaf Miescher, Andreas Sedlmair

Freie Mitarbeiter: Regina Franke, Tobias Hagemann, Alice Passfeld,

Sebastian Schulz, Stefan Seifert, Tino Zett

LAYOUT: Freie Mitarbeiter: Christine Camde, Eva Mitschke, Tino Zett

WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG: Julia Kreische

KARTOGRAPHIE: Stefanie Peters, Thomas Wächter

Freie Mitarbeiter: Ralf Bitter

SCHLUSSREDAKTION: Dirk Krömer, Karola Schulte

CHEF VOM DIENST TECHNIK: Rainer Droste

MITARBEITER DIESER AUSGABE

Freie Mitarbeiter: Jörg-Uwe Allig, Dr. Henning Albrecht,

Dr. Ralf Behrendt, Heidemarie Bruckmann, Gerd Göttschall, Dr. Marion Hombach,

Prof. Dr. Bernhard Linke, Jan Ludwig, Dr. Mathias Meuschel,

Martin Patsch, Johannes Peters, Jochen Ploch, Boryana Povorka,

Andreas Schneider, Johannes Schneider, Dr. Martin Staruljica,

Johannes Strempel, Cornelia Wawersick, Sebastian Witte

ILLUSTRATIONEN

Freie Mitarbeiter: Jochen Stuhmann, Tim Wehrmann

HONORARE: Petra Schmidt

REDAKTIONSASSISTENT: Ursula Arenz

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt: Michael Schaper

HERAUSGEBER: Peter Matthias Gade

VERLAGSLEITUNG: Dr. Gerd Brüne, Thomas Lindner

GESAMTANZEIGENLEITUNG: Heiko Hager, G-J Media Sales

VERTRIEBSLEITUNG: Michael Schaper (VP) Deutscher Pressevertrieb

MARKETING: Anja Schindler (OLG), Patricia Korrell

HERSTELLUNG: Oliver Fehling

ANZEIGENABTEILUNG Anzeigenverkauf

G-J Media Sales / Direct Sales, Sabine Pfaff,

Teil. 040 / 37 03 38 89, Fax: 040 / 37 03 53 02

Anzeigenposition: Anja Mordhorst,

Teil. 040 / 37 03 23 38, Fax: 040 / 37 03 38 87

Es gilt die GEO Sonderhefte-Anzeigenpreisliste Nr. 7/2011.

Hilfspreis: 990 Euro

ISSN: 978-3-652-00031-4, 978-3-652-00037-6 (Hefte mit DVD)

ISSN: Nr. 1861-6097

© 2011 Gruner + Jahr, Hamburg

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,

Konto 0322806, BLZ 250 700 00

Druck: Mohr Media Mediadruck GmbH, Gütersloh

Printed in Germany

GEO-LESERSERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION

Telefon: 040 / 37 03 30 98, Telefax: 040 / 37 03 54 48

E-Mail: briefred@geo.de

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

KUNDENSERVICE UND BESTELLUNGEN

Anschrift: GEO Kundenservice persönlich erreichbar:
20080 Hamburg Mo–Fr 7.30 bis 20.00 Uhr
Sa 10 bis 14.00 Uhr

E-Mail: geopoeche-service@guj.de

Telefon innerhalb Deutschlands: 030/805/8618000*

Telefon außerhalb Deutschlands: +49/1805/8610000

Telefax: +49/1805/8618002

24-Stunden-Online-Kundenservice: www.meinabo.de/service

Preis Jahresabonnement: 48,00 € (D), 53,70 € (A), 99,00 € (CH)

Studentenabo: 42,00 €

Abo mit DVD: 85,50 € (D), 94,20 € (A), 274,60 € (CH)

Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich

BESTELLADRESSE FÜR

GEO-BÜCHER, GEO-MALEREIEN, SCHUBER ETC.

KUNDENSERVICE UND BESTELLUNGEN

Anschrift: GEO-Versand-Service,

Verne-Haas-Strasse 5, 74122 Neckarsulm

Telefax: +49/1805/802000*

Telefax: +49/1805/802000*

E-Mail: service@guj.com

*14 Cent/Minute aus dem deutschen Festnetz;

Mobilfunkpreis maximal 42 Cent/Minute

Als der KONSENS zerbricht

Jahrhundertlang eilt Rom von Sieg zu Sieg, beherrscht schließlich fast das gesamte Mittelmeer. Und doch scheitert die Republik. Der Historiker Bernhard Linke über die Gründe für deren Niedergang

GEOEPOCHE: Herr Professor Linke, die Römische Republik hat mehr als 400 Jahre bestanden, länger als irgendeine andere Republik der Weltgeschichte. Was macht ihren Erfolg aus? Ihre militärische Schlagkraft?

Bernhard Linke: Eher ihre enorm starke Mittelschicht. Das müssen Sie uns erklären.

Die Römische Republik ist eigentlich eine Agrargesellschaft, selbst die Oberschicht rekrutiert sich traditionell aus Landbesitzern, die meisten Römer sind und bleiben während der gesamten Antike Bauern. Und diese Bauern sind autark. Der Familienvater führt den Hof, darf Eigentum erwerben und verkaufen, darf richten über seine Sklaven, sogar über seine Frau, seine Kinder. Der *pater familias* übernimmt also staatliche Aufgaben. Das sind freie, unabhängige Männer, die das auch bleiben wollen.

Was hat das mit dem Erfolg der Republik zu tun?

Es ist das Fundament, denn diese Bürger stellen die Soldaten. Sie kämpfen für ihre Freiheit, für ihre Eigenständigkeit. Und sie kämpfen für Beute. Deswegen folgen sie den Feldherren der senatorischen Oberschicht in den Krieg. Die innenpolitischen Verhältnisse bleiben stabil, weil die Republik ab etwa 340 v. Chr. expandiert, sehr viel Beute da ist, sehr viele Ressourcen akquiriert werden – und weil sich die senatorische Oberschicht damit „Zufriedenheit“ bei der Mittelschicht sichern kann. Zugleich haben alle in dieser Beutegemeinschaft verbundenen Bürger das Gefühl, den anderen Völkern überlegen zu sein. Dieses Selbstverständnis macht die Römer unglaublich stark.

Der Konsens hält aber nicht ewig. 133 v. Chr. erschlagen Senatoren nach einem Machtkampf den Volkstribun Tiberius Gracchus. Die Feldherren Sulla und Caesar werden später zu Diktatoren. Was bringt das Erfolgssystem ins Wanken?

Das ist immens kompliziert. Zunächst einmal beginnt mit dem 2. Jahrhundert v. Chr. eine Zeit der tief greifenden Verwerfungen. Während des Zweiten Punischen Krieges bringt Hannibal den Römern gewaltige Verluste bei. Wenn unsere Schätzungen richtig sind, kommen allein in den ersten Kriegsjahren ungefähr 25 Prozent der wehrfähigen Bevölkerung um. Zugleich sind etwa zwei Drittel aller Senatoren gefallen. Die alte Oberschicht ist geschwächt. Die nachwachsende Generation ist weitgehend ausriadiert. Mehr als 100 Senatorenposten müssen nun mit Leuten aus völlig neuen Familien besetzt werden.

Ein gewaltiger Traditionsbruch.

Es herrschen schwierige Verhältnisse im Senat. Die alten Familien sehen sich sogar gezwungen, die Neuen mit Sittengesetzen dazu zu bringen, sich wie richtige Senatoren zu verhalten. Anschließend gewinnen die Römer zwar in kürzester Zeit den Osten dazu, Makedonien wird 168 v. Chr. zerschlagen, das klein-

asiatische Seleukidenreich düpiert – doch dann geschieht Erstaunliches: Die römische Oberschicht hört auf zu erobern. Warum?

Das wissen wir nicht. Leider bricht auch Livius – unsere Hauptquelle – hier ab. Aber eines ist gewiss: Die Oberschicht nutzt die äußeren Ressourcen immer weniger, es kommt kaum noch Beute nach Rom.

Wie steht die Mittelschicht dazu?

Die römischen Bauern sitzen spätestens seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. auf sehr fruchtbaren Böden, die meisten Bürger sind wohl gut ernährt. Die Kinder haben große Chancen, erwachsen zu werden. Die Kriege haben aber bisher auch dazu geführt, dass die Gesellschaft nicht zu stark anschwilt und keine Tendenzen der Verarmung da sind – denn gefallene Soldaten konkurrieren nicht mit ihren Geschwistern daheim, können nicht heiraten, keine Kinder zeugen.

Nüchtern betrachtet investieren die Römer also bis 168 v. Chr. – bei allem persönlichen Leid, das damit für die Familien verbunden war – ihren demografischen Überschuss in die Kriege. Nun aber findet die demografische Entlastung nicht mehr statt. Dadurch, dass weniger Männer im Krieg fallen, heiraten mehr Frauen, es gibt deshalb mehr Söhne, die ein Stück Land besitzen wollen. Wenn aber eine Parzelle gerade einmal dazu ausreicht, eine einzige Familie zu ernähren, dann kann der *pater familias* alles Land an nur einen Sohn vererben, die anderen verarmen. Stellen Sie sich vor, welcher Hass innerhalb dieser Familien daraus entsteht, wenn einer alles bekommt und die anderen nichts.

Weite Teile der Mittelschicht rutschen ab in die Unterschicht der Besitzlosen?

Richtig. Dazu kommt, dass die Oberschicht nun immer größere Ackerflächen in Italien bewirtschaftet. Ein Verteilungs- und Preiskampf um Land beginnt, bei dem viele Kleinbauern nur noch bedingt mithalten können.

Da setzen die Landreformen von Tiberius Gracchus an.

Genau. 180 v. Chr. war noch weitgehend alles im Lot – 30 Jahre später aber haben wir die erste Generation, die den demografischen Druck spürt. Scipio Aemilianus etwa, der für das Jahr 147 v. Chr. zum Konsul gewählt wird, nimmt Freiwillige mit auf die Strafexpedition gegen Karthago – offensichtlich gibt es nun in der Mittelschicht sehr viele Söhne, die lieber freiwillig in den Legionen dienen, als das Heer der Besitzlosen in den Städten zu vergrößern. Und in diesem Armeelager in Nordafrika hält sich auch der junge Tiberius Gracchus auf. Sein Schwager Scipio hat ihn mitgenommen.

Hat Gracchus hier schon erkannt, wie es um die Landbevölkerung steht?

Gut möglich. Spätestens aber zurück in Rom wird er gesehen haben, dass immer mehr Besitzlose und verarmte Kleinbauern

in die Hauptstadt drängen. Das ist eine explosive Mischung. Und da es keine Expansion mehr gibt, kann die senatorische Oberschicht die Probleme auch nicht mehr auf Kosten Dritter lösen. **Gracchus versucht als Volkstribun, die wachsende Verarmung der bürgerlichen Mittelschicht durch die Umverteilung von Land einzudämmen.**

Damit hat er zumindest sein Thema gefunden, um sich als Politiker zu profilieren. So viel aber ist klar: Mit Gracchus kehrt auf einmal die Politik in das Leben der römischen Bürger zurück. Seine Reformen betreffen alle Römer.

Damit legt er sich mit der Elite an. Viele Senatoren sind ja zugleich Großgrundbesitzer.

In der Tat. Aber er weiß die Massen in der Hauptstadt auf seiner Seite. Das ist ein ungeheures Machtpotenzial. Wir müssen uns Rom im späten 2. Jahrhundert v. Chr. als antike Megacity vorstellen. Viele arme Stadtrömer leben unter katastrophalen Bedingungen, während ihre Verwandten auf dem Land gar nicht so schlecht dran sind. Da kommen dann Überlegungen auf wie: „Wir haben doch das Weltreich erobert, unsere Großväter, Väter. Und jetzt müssen wir unter solch prekären Bedingungen leben.“ Diesen Diskurs über Ungerechtigkeit nimmt Gracchus auf.

Und provoziert den Senat.

Durch sein Vetorecht kann ein Volkstribun das gesamte politische Leben lahmlegen. Das tut Tiberius Gracchus ja auch, um seine Reformen durchzudrücken. Er übergeht den Senat, mischt sich in die Außen- und Finanzpolitik ein. Aufgrund seiner extremen Konfliktbereitschaft fürchten viele Senatoren, dass er sich zum Alleinherrscher in Rom aufschwingen will – und deshalb ermorden sie ihn. Tiberius' Bruder Gaius Gracchus versucht zehn Jahre später als Volkstribun ein ähnliches Reformprogramm. Um sich seiner zu entledigen, verhängt der Senat 121 v. Chr. sogar den Notstand. Erstmals kämpfen innerhalb Roms nun bewaffnete Truppen gegen Bürger. Die Gewalt hält Einzug in die Politik, und diese Gewalt geht vom Senat aus.

Die Zeit des Konsenses und der Beutegemeinschaft ist vorbei?

Das Vertrauen der Bürger in den Senat nimmt dramatisch ab. Im *populus Romanus* regt sich Widerstand. Es ist sozusagen die Rückkehr der Ständekämpfe, wie es sie im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. zwischen Patriziern und Plebejern gegeben hat. Wieder gibt es Gesellschaftsschichten, die miteinander um Einfluss auf die Geschicke des Staates ringen, um politische Macht. Nur sind es jetzt mehr Fraktionen als nur Patrizier und Plebejer. Die Gesellschaft spaltet sich in zahlreiche politische Gruppierungen. Und wahrscheinlich verschärfen sich die Probleme über die nächsten 30 Jahre noch. Das zeigt der Reformversuch des Volkstribuns Marcus Livius Drusus 91 v. Chr. Er verspricht unter anderem den italischen Verbündeten das Bürgerrecht.

Und er erleidet das gleiche Schicksal wie die Gracchen.

Sein ungeklärter Tod führt 91 v. Chr. zum ersten Bürgerkrieg der römischen Geschichte. Die italischen Bundesgenossen erheben sich gegen Rom. Auf einmal kämpfen Leute gegeneinander, die zuvor Seite an Seite gestritten haben – die Bundesgenossen stellen ja 60 Prozent der römischen Armee. Dieser Krieg ist nach der teilweisen Verarmung der Mittelschicht und dem Schicksal der Gracchen die dritte, und wenn Sie mich fragen, schlimmste gesellschaftliche Verwerfung, die zum langsamen Niedergang der Republik führt. Eine mentale Verrohung ohne Beispiel ist die Folge. Die Loyalität der Bürger untereinander und die Bindung zum Staat sinken.

In Ihren Ausführungen spielt das Militär keine Rolle. Was sagen Sie zu den Thesen vieler Ihrer Kollegen, dass es vor allem

ehrgeizige Feldherren waren, die der Republik den Todesstoß versetzten?

Die alten Überlegungen laufen darauf hinaus, dass man sagt, es habe wegen der weitgehenden Verarmung der Mittelschicht einen Mangel an Soldaten gegeben. Immer mehr Besitzlose müssten nun verpflichtet, ausgerüstet, nach ihrem Kriegsdienst versorgt werden. Wir haben es also mit Leuten zu tun, die von einer Bürgerarmee zu einer Soldateska herabsinken, die nur noch ihren eigenen Vorteil im Auge hat. Ihre Treue gehört demjenigen, der ihnen Beute verspricht. Mit dem ziehen sie dann sogar gegen Rom. Ehrlich gesagt, halte ich das für nicht überzeugend...

... nun ja, Sulla und Caesar haben sich mit der Hilfe ihrer Truppen an die Spitze der Republik gesetzt...

Gaius Marius und Gnaeus Pompeius, zwei durchaus gewaltbereite Feldherren, haben es nicht getan. Und bei Sulla wie auch bei Caesar entstehen die Bürgerkriege in der Innenpolitik. Die verarmten Soldaten, die es durchaus gegeben hat, sind nicht der Auslöser, sie sind Mittel zum Zweck. Die Republik geht nicht am Militär zugrunde.

Woran denn?

An der Unfähigkeit der senatorischen Oberschicht. Die Aristokraten kündigen auf fast allen Ebenen die Solidargemeinschaft auf. Aus der Sicht vieler Bürger droht die Macht des Senates immer mehr zu einer kollektiven Tyrannei zu werden, die nur dadurch behoben werden kann, dass ein Einzelner die Rechte der breiten Bevölkerung schützt. Ganz so wie es Augustus später vorgeführt hat. Aber daran ist nichts militärisch. Wir heutigen reduzieren Rom immer auf Legionen, auf Adler, auf Schwerter und kämpfende Truppen. Wir betonen immer das Militärische, doch für die römische Politik war es gar nicht so wichtig.

Seltsam für einen Staat, der fast das gesamte Mittelmeer erobert hat.

Den republikanischen Römern ist der Reichsgedanke völlig fremd. Dieser kommt erst in der Kaiserzeit auf. Nach außen sind sie immer aggressiv gewesen, um sich zu profilieren, um Beute zu machen. Zugleich sieht man im alltäglichen Rom innerhalb der heiligen Stadtgrenze aber keine einzige Waffe, keine Uniform, nichts. Diese Gesellschaft hat eine merkwürdige Ambivalenz.

Eine Ambivalenz, wie sie ja auch Oktavian, der sich später Augustus nennt, zeigt. Der tritt als 18-Jähriger das Erbe Caesars an, lässt Hunderte Gegner ermorden und wandelt sich dann zum Friedensfürsten.

Oktavian hat recht bald verstanden, dass er nur gewinnen kann, wenn er den Senatoren ihr Gesicht lässt. Nicht ohne Grund verleiht der Senat ihm 27 v. Chr. den Ehrentitel Augustus, „der Erhabene“. Augustus schafft eine kommunikative Monarchie. Das ist sein Geheimnis. Er stellt den Konsens wieder her: mit einer starken Leitung des Staates, die den einzelnen Römer aber nicht bedroht. Unter seiner Herrschaft kann man wieder Bürger sein, Bürger und nicht Untertan.

Und deswegen begehrt auch keiner gegen ihn auf?

Genau. Für den *pater familias* auf dem Land und damit für das Gros der Bevölkerung ändert sich mit dem Ende der Republik tatsächlich kaum etwas. □

Von der Bauernsiedlung zum IMPERIUM

Getrieben vom Wettbewerb der Oberschicht um Vermögen, Ansehen und Ruhm, ringt ein Stadtstaat in Mittelitalien in Jahrhunderten zäher Kriege erst seine Nachbarn nieder und bringt anschließend weite Teile Europas unter seinen Einfluss. Dann aber zerbricht die Republik an ihren inneren Widersprüchen

VON ANDREAS SEDLMAIR; PORTRÄTS: MARION HOMBACH

Um 1000 v. Chr.

Angehörige vom Stamm der Latiner siedeln – vom Norden kommend – auf dem Gebiet der späteren Stadt Rom, einem hügeligen Gelände nahe einer Furt durch den Fluss Tiber.

753 v. Chr.

Romulus, Nachfahre des trojanischen Prinzen Aeneas, gründet die Stadt Rom – so jedenfalls berichtet es eine Jahrhunderte später aufgezeichnete Legende von der Entstehung der Stadt. Das mythologische Gründungsjahr wird erst im 1. Jahrhundert v. Chr. festgesetzt.

um 650 v. Chr.

Die verstreuten Dörfer der Hügelregion am Tiber wachsen zu einer stadtdartigen Siedlung zusammen. Wahrscheinlich erfolgt die eigentliche Stadtründung unter dem Einfluss der Etrusker – eines Volkes, das seit 800 v. Chr. große Teile Mittelitaliens besiedelt und den anderen Stämmen der Halbinsel vor allem durch seine Kenntnis der Eisenherstellung und -verarbeitung überlegen ist. Etruskische Könige, die zugleich als oberste Priester amtieren, herrschen ab etwa 600 v. Chr. über die lateinischen Bewoh-

ner der jungen Stadt, deren Name „Rom“ vielleicht von einem etruskischen Geschlechternamen abgeleitet ist.

509 v. Chr.

Gemäß einer Überlieferung vertreiben die Bewohner Roms den letzten Etruskerkönig Lucius Tarquinius Superbus. Zwar gibt es für dessen Existenz keine historischen Belege, doch lässt sich nachweisen, dass einflussreiche römische Familien (die Patrizier) tatsächlich um 500 v. Chr. das Königtum verdrängen und eine Republik (lat. *res publica*, „die öffentliche Sache“) gründen. Die Macht liegt nun in den Händen jener Geschlechter. Deren Oberhäupter bilden den Senat, eine Art Ältestenrat. Aus ihrer Mitte wählen sie für jeweils ein Jahr einen höchsten Beamten, der in ihrem Auftrag den römischen Stadtstaat regiert.

um 470 v. Chr.

Zwischen den Patriziern und den Plebejern – der politisch rechtlosen großen Masse der römischen Bevölkerung – bricht ein überwiegend gewaltlos geführter Konflikt um die Mitbestimmung im Staat aus, der Rom fast zwei Jahrhunderte lang

prägen wird. In diesen „Ständekämpfen“ setzen sich die plebejischen Bauern, Händler und Handwerker für die rechtliche Gleichstellung mit den Patriziern und die Zulassung zu den politischen Ämtern ein. Diese Ansprüche leiten sie vor allem aus ihrer gestiegenen Bedeutung für die Kriegsführung des Staates ab: Anders als in früheren Zeiten, in denen die Patrizier mit ihren Gefolgschaften in den Kampf gezogen waren, bedient sich Rom inzwischen großer Bürgerheere, in denen vor allem Plebejer dem Gegner in festgefühten Schlachtreihen entgegentreten. Um ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen, verweigern die Plebejer den Wehrdienst oder legen die Arbeit nieder.

Zudem schaffen sie sich mit einer eigenen Volksversammlung – der Zusammenkunft aller erwachsenen, männlichen Plebejer – sowie den von ihnen gewählten Volkstribunen eigene politische Institutionen, die zunächst außerhalb der staatlichen Strukturen stehen, sogar gegen sie gerichtet sind. Um die anfangs zwei, später zehn Volkstribune

vor gewaltsamen Zugriffen der Patrizier zu schützen, verleihen die Plebejer ihnen den Status der Unantastbarkeit: Sie schwören feierlich, jede Verletzung eines Tribuns zu rächen.

um 450 v. Chr.

In den „Zwölf-Tafel-Gesetzen“ wird erstmals das im römischen Stadtstaat geltende Recht kodifiziert und veröffentlicht. Die Patrizier versuchen auf diese Weise, ihre angestammten Privilegien abzusichern. Doch zugleich bedeutet die Bekanntgabe der Gesetze vor allem für den Plebejer einen Zuwachs an Rechtssicherheit, da sie sich in Konflikten mit Patriziern nun auf feststehende Rechtsnormen berufen können.

um 396 v. Chr.

Mit der Zerstörung des 20 Kilometer nordwestlich von Rom gelegenen etruskischen Veji endet der wohl erste größere Krieg der Römischen Republik. Das Territorium der zuvor mit Rom rivalisierenden Stadt wird dem *ager publicus*, dem Gemeindegut, hinzugefügt. Dadurch verdoppelt sich Roms Staatsgebiet auf annähernd 1500 Quadratkilometer.

387 v. Chr.

Ein Heer von aus Oberitalien eingefallenen Kelten schlägt ein Aufgebot Roms vernichtend und zieht daraufhin in die Stadt ein. Lediglich den Kapitolschen Hügel können die Angreifer wahrscheinlich nicht einnehmen. Nachdem die Rom geplündert und verwüstet haben, ziehen die Kelten wieder ab.

Um sich fortan gegen solche Angriffe zu schützen, umgeben die Römer ihre Stadt mit einer Mauer. In den folgenden Jahrhunderten flammen immer wieder Kämpfe auf zwischen Rom und den in Oberitalien lebenden Kelten.

um 367 v. Chr.

Die Patrizier müssen – wohl geschwächt durch ihr Versagen im Kampf gegen die Kelten – einen Kompromiss mit den Plebejern eingehen: Fortan führen zwei höchste Beamte den Staat gemeinsam, einer dieser beiden Konsuln soll Plebejer sein. Dadurch verliert allmählich der Gegensatz zwischen den Patriziern und den Plebejern an Bedeutung. Nach und nach bildet sich mit der Gruppe der *nobiles* eine neue Führungsschicht heraus, in der der patrizische Geburtsadel und der neue

plebejische Amtsadel vertreten sind. Zur Nobilität werden die Angehörigen aller Familien gezählt, die in jüngerer Vergangenheit einen Konsul gestellt haben.

340 v. Chr.

Die lateinischen Städte südlich und östlich von Rom, die in den Jahrzehnten zuvor gemeinsam mit der Republik gegen die Kelten und andere Feinde gekämpft haben, rebellieren gegen die immer dominierender werdende Stellung Roms. Den Krieg gegen die einstigen Verbündeten kann die Stadt 338 v. Chr. für sich entscheiden. Bald darauf werden die meisten lateinischen Territorien dem römischen Staatsgebiet einverleibt, dessen Fläche so auf rund 6100 Quadratkilometer anwächst.

312 v. Chr.

Der hohe Beamte Appius Claudius Caecus verfügt den Bau einer Straße, die Rom mit der kampalischen Stadt Capua verbindet. Die zunächst noch nicht geplafonerte Trasse, die nach ihrem Erbauer Via Appia genannt wird, soll vor allem den Transport von Truppen und Kriegsmaterialien nach Süden

DIE EXPANSION DES RÖMISCHEN REICHES



Über Jahrhunderte weiten die Römer ihren Herrschaftsbereich aus, zunächst auf Italien und die umgebenden Inseln, danach auf das westliche und das östliche Mittelmeer. Als im Jahr 14 n. Chr. Augustus stirbt, der erste römische Kaiser – und Totengräber der Republik –, erstreckt sich das Imperium Romanum bereits über einen Großteil der damals bekannten Welt

erleichtern. In den folgenden Jahrzehnten verlängern die Römer die Straße, bis sie 264 v. Chr. das an der südlichen Adriaküste gelegene Brundisium (Brindisi) erreicht. Auch ein weiteres wichtiges Bauprojekt plant Appius Claudius: Er lässt den ersten Aquädukt der römischen Geschichte bauen, eine Fernleitung, die Wasser vom Rand der Sabiner Berge nach Rom führt. Appius Claudius gelingt es auf diese Weise, die Wasserversorgung der Stadt erheblich zu verbessern.

295 v. Chr.
Bei Sentinum (westlich von Ancona) erringen die Römer

einen klaren Sieg über die Samniten, einen Bund aus verschiedenen italienischen Stämmen, die in einer Koalition mit Etruskern, Umbrem und Kelten an mehreren Fronten gegen Rom kämpfen. Der römische Triumph bedeutet die Entscheidung in den „Samnitenkriegen“, einer Reihe von militärischen Auseinandersetzungen, die Rom in den drei Jahrzehnten zuvor um die Vorherrschaft in Italien geführt hat. Die besiegten Gegner müssen nach den Friedensverhandlungen in ein abhängiges Bündnisverhältnis zu Rom treten. In den folgenden Jahrzehnten

werden auch alle bislang noch unabhängigen etruskischen Städte in das römische System von Verbündeten eingegliedert. Damit ist Rom zur bedeutendsten Macht Italiens geworden.

287 v. Chr.
Die seit etwa 470 v. Chr. andauernden Ständekämpfe zwischen den Patriziern und den Plebejern kommen zu einem Ende: Ein neues Gesetz verfügt, dass fortan die *plebiscita*, die Beschlüsse der von den Volkstribunen geführten Versammlung der Plebejer, für das gesamte Volk und damit auch für die Patrizier bindend sein sollen. Die ur-

sprünglich revolutionär ausgerichtete Volksversammlung wird damit ebenso wie das Volkstribunat endgültig in den Rang eines offiziellen Staatsorgans erhoben. Mit dieser Anerkennung verlieren die plebejischen Institutionen jedoch ihren oppositionellen Charakter: Fortan stellen Volksversammlung und Volkstribune die Politik des Senats nur noch in Ausnahmefällen infrage.

280 v. Chr.
Der griechische Heerführer Pyrrhos landet in Unteritalien, um im Auftrag der von Griechen bewohnten Stadt Tarent Krieg gegen Rom zu führen. Nach

einem ersten Sieg schließen sich mehrere zuvor von Rom unterworfenen Stämme dem Feldherrn an und bedrohen so die römische Vorherrschaft auf dem italienischen Festland. Pyrrhos erringt zunächst einige Erfolge, erkennt aber schließlich die Überlegenheit der Römer und kehrt 275 v. Chr. in seine Heimat Epirus zurück. In den folgenden Jahren kann Rom die abtrünnigen Verbündeten wieder unterwerfen, Tarent an sich binden und so auch ganz Süditalien unter seine Kontrolle bringen.

264 v. Chr.
Ein an Rom gerichtetes Hilfestesuch

ehemaliger Söldner, die auf Sizilien gegen Vertreter der nordafrikanischen Großmacht Karthago kämpfen, bietet den Vorwand für den Ersten Punischen Krieg, den ersten von drei Kriegen Roms gegen Karthago. Die im heutigen Tunesien gelegene Stadt ist um 800 v. Chr. von phönizischen Kaufleuten gegründet worden und hat sich zur wichtigsten Handelsmacht im westlichen Mittelmeer entwickelt. Die Karthager (von den Römern Punier genannt) beherrschen Teile der nordafrikanischen Küste sowie Gebiete auf der Iberischen Halbinsel, Korsika, Sardinien und den

Westen Siziliens. Am Ende des mehr als 20 Jahre andauernden Krieges, in dem zum ersten Mal römische Soldaten außerhalb des italienischen Festlands kämpfen, gelingt es den Römern, die Karthager von Sizilien zu vertreiben und deren militärische und wirtschaftliche Position zu schwächen. Das Interesse Roms ist von nun an auf den gesamten Mittelmeerraum gerichtet.

schaft investieren, die als der einzige ihnen angemessene Lebensunterhalt betrachtet wird. Das Gesetz stärkt jene reichen Bürger Roms, die nicht dem Senat angehören und deshalb die Verdienstmöglichkeiten des Handels nutzen können, sie werden bald *equites* („Ritter“) genannt.

Der karthagische Feldherr Hannibal

zieht, von Spanien kommend, mit einem Heer über die Alpen nach Italien. Zuvor hat Rom dem nach der Niederlage im Ersten Punischen Krieg wieder erstarkten Karthago wegen dessen Expansionspolitik auf der Iberischen Halbinsel den Krieg erklärt. Hannibal, dem sich in Italien zahlreiche keltische Stämme

anschließen, kann 217 v. Chr. in der Schlacht am Trasimenischen See einen klaren Sieg über die römischen Truppen erringen.

um 216 v. Chr.
Der Patrizier Quintus Fabius Pictor schreibt eine Geschichte Roms, von den mythischen Anfängen bis in seine eigene Zeit. Für den Bericht verwendet Pictor

zahlreiche ältere Erzählungen, die auch Elemente aus Mythen anderer Kulturen enthalten. Sein Werk soll vor allem die Römer im Kampf gegen Karthago motivieren und zugleich den Führungsanspruch des Adels legitimieren.

216 v. Chr.
Nahe der apulischen Festung Cannae

unterliegt ein römisches Heer von 76 000 Mann in der bis dahin größten und verlustreichsten Schlacht der Antike den zahlenmäßig unterlegenen, taktisch aber geschickt agierenden Truppen Hannibals. 60 000 Soldaten fallen auf römischer Seite, etwa 10 000 geraten in karthagische Gefangenschaft. Doch anders als

FELDHERRN, STAATSMÄNNER UND SCHRIFTSTELLER PRÄGEN DAS GESICHT

229/228 v. Chr.
In einem Krieg gegen Seeräuberfürsten an der dalmatinischen Küste greift Rom erstmals auf das Ostufer der Adria aus.

227 v. Chr.
Auf der im Ersten Punischen Krieg eroberten Insel Sizilien sowie auf Sardinien und Korsika, die Rom beide 237 v. Chr. annektiert hat, werden die ersten römischen Provinzen eingerichtet. Anders als auf dem italienischen Festland, wo Rom besiegte Rivalen meist durch Verträge an sich gebunden hat, werden die Provinzen direkt der römischen Herrschaft unterstellt, indem sie von Statthaltern mit ziviler und militärischer Amtsgewalt (Prätoren) verwaltet werden.

218 v. Chr.
Ein neues Gesetz verbietet den Senatoren und deren Söhnen Handel und Geldgeschäfte, die mächtigen und durch die zahlreichen Feldzüge Roms häufig reich gewordenen Mitglieder des Senats sollen ihr Vermögen fortan nur in die Landwirtschaft



BRUTUS
(Daten unbekannt)

Der Gründer der Republik hat womöglich nie existiert: Lucius Iunius Brutus, so heißt es später, lebt zu einer Zeit, als noch ein tyrannischer König am Tiber herrscht – Lucius Tarquinius Superbus, sein Onkel. Brutus prangert auf dem Forum dessen Untaten an, bis die Römer den Herrscher unter seiner Führung vertreiben. Tatsächlich wird das Königtum um 500 v. Chr. von der Republik abgelöst – doch die genauen Ursachen dafür sind unbekannt. Auf jeden Fall lenken fortan gewählte Beamte gemeinsam mit einem Ältestenrat, dem Senat, die Geschicke der Stadt. Als Historiker Roms Geschichte Jahrtausende später aufzeichnen, erklären einige von ihnen Brutus – obwohl kein Dokument über ihn aus seiner Zeit existiert – zum Anfänger in jenem epochalen Wechsel.



PLAUTUS
(um 250–184 v. Chr.)

Keiner bringt die Römer so zum Lachen. Die Komödien des Titus Maccius Plautus basieren auf griechischen Vorlagen, deren Handlungsabläufe er jedoch stark verändert und zuspitzt. Die Singspiele, die zu den Götterfesten aufgeführt werden, sind äußerst erfolgreich, denn auf der Bühne geschehen Dinge, die das strenge Rom sonst nicht duldet: Sklaven treiben Ränkespiele mit ihren Herren, Ehefrauen betrogen ihre Gatten, junge Männer wünschen den Tod des Vaters. Doch selbst die sittenlosen Komödien halten sich an Grundregeln: Die Charaktere dürfen sich nicht zu realen Personen äußern oder deren Namen tragen. Mit seinen Werken gelang Plautus zu Wohlstand – und noch 1800 Jahre später werden sie einem anderen als Inspiration dienen: William Shakespeare.



CATO D. Ä.
(234–149 v. Chr.)

Er gibt sich als der tugendhafteste aller Bürger: Marcus Porcius Cato hat als Feldherr Tapferkeit bewiesen, als Privatmann verkörpert er Mäßigkeit, nimmt nur einfache Speisen zu sich, trinkt den gleichen Wein wie seine Sklaven, arbeitet auf dem Feld. Der Mann aus wohlhabender Familie gelangt in höchste Ämter. Als Zensor wendet er sich gegen Ausschweifungen und Luxus, fordert, die Jugend solle sich im soldatischen Kampf üben, statt den Philosophen zu lauschen. Doch hinter dem Bild des traditionellen Römers verbirgt sich ein auch durch die griechische Kultur geprägter Intellektueller. Dennoch wird er späteren Generationen, die die Republik in blutigen Kämpfen ehrgeiziger Politiker versinkt, zum Ideal des sittenstrengen, prinzipientreuen Senators.



SCIPIO D. J.
(185–129 v. Chr.)

146 v. Chr. erobert Publius Cornelius Scipio Aemilianus Africanus die Stadt Karthago und zerstört sie. Der Senat hat den Konsul auf Drängen des Volkes nach Afrika geschickt, denn viele Römer halten den Rivalen Karthago auch nach zwei verlorenen Kriegen noch für eine Gefahr. Der Feldherr verdankt das Kommando seinem Namen: Sein Adoptivgroßvater hat mehr als 50 Jahre zuvor Hannibal besiegt, und manche glauben, nur ein Scipio könne Karthago einnehmen. Vor allem aber hat er sich schon als junger Offizier in Schlachten bewährt. Mit Befestigungsanlagen schneidet er Karthago von jeder Versorgung ab. Als den Punieren die Vorräte ausgehen, erobert er Haus für Haus. Danach lässt er die Stadt niederbrennen, die Überlebenden in die Sklaverei verkaufen. Karthago existiert nicht mehr.



LUKULL
(117 v. – um 56 v. Chr.)

Beute aus Feldzügen hat den Senator Lucius Licinius Lucullus zum zweitreichsten Mann Roms gemacht, doch den militärischen Ruhm erntete sein Rivale Gnaeus Pompeius Magnus. Weil ihn seine politische Laufbahn nicht befriedigt, strebt Lukull deshalb wohl anders an: Auffallen durch Extravaganz. Seine Gäste ruhen auf purpurnen Polstern, trinken aus edelsteinbesetzten Bechern: Chöre und Rezitatoren unterhalten sie. Er führt als Erster Kirschbäume nach Italien ein, mästet Wacholderdrosseln. In einem seiner Landhäuser gedeihen Fische in Teichen, die durch Frischwasserkanäle mit dem Meer verbunden sind. So wird Lukull zum Vorbild jener Römer, die sich vor allem für Villen und Delikatessen interessieren – und zum Namensgeber aller Gourmets und Prasser.

von den Verlierern der Schlacht erwartet, zieht der siegreiche Hannibal nun nicht gen Rom; wahrscheinlich wartet er auf ein Friedensgeschick der Römer. Als das ausbleibt und die römischen Truppen fortan größeren Schlachten aus dem Weg gehen, verlegt sich Hannibal in den folgenden Jahren darauf, mit

seinem Heer durch Süditalien zu ziehen und das Land dabei zu verwüsten. Währenddessen gelingt es römischen Legionen unter Publius Cornelius Scipio, die Karthager von der Iberischen Halbinsel zu vertreiben, ihrer wichtigsten Besitzung. Als Scipio 204 v. Chr. sogar in Nordafrika landet und Karthago bedroht, wird Hanni-

bal in seine Heimat zurückberufen. Bei Zama im weiteren Umland von Karthago besiegt Scipio Hannibals Heer. Rom kann dem Konkurrenten nun einen Siegfrieden diktieren, der Karthago Großmachtstellung endgültig beendet und Rom zum Beherrscher des westlichen Mittelmeeres macht.

200 v. Chr.
Eine Volksversammlung stimmt der Empfehlung des Senats zu, dem makedonischen König Philipp V., der weite Teile Griechenlands beherrscht, den Krieg zu erklären. Philipp, der im Zweiten Punischen Krieg zeitweilig mit Hannibal verbündet war und von den Römern deshalb als Feind betrachtet wird,

unterliegt 197 v. Chr. in der griechischen Region Thessalien den römischen Legionen und muss sich aus Griechenland zurückziehen. Trotz dieses ersten großen militärischen Erfolges im östlichen Mittelmeerraum verzichtet Rom zunächst darauf, griechische Territorien in sein Reich einzugliedern. Vielmehr erklärt der Feldherr

Titus Quinctius Flaminus 196 v. Chr. in einer umjubelten Rede am Isthmus von Korinth die griechischen Stadtstaaten für frei, die zuvor unter makedonischer Herrschaft standen. Zwei Jahre später verlassen die letzten römischen Soldaten das Land.

197 v. Chr.
Im Süden und Osten der Iberischen Halbinsel werden Territorien, die römische Truppen im Kampf gegen Karthago erobert und anschließend erweitert haben, zu zwei römischen Provinzen erklärt und fortan von Statthaltern verwaltet. Anders als in den meisten anderen von ihnen okkupierten Gebieten gelingt es den Römern in Iberien lange Zeit nicht, den Widerstand der einheimischen Völker zu brechen.

191 v. Chr.
Wenige Jahre nach dem Krieg gegen Makedonien wird mit dem sich von Kleinasien bis jenseits des Hindukusch erstreckenden Seleukidenreich eine weitere hellenistische Großmacht zum Gegner Roms. Den Versuch König Antiochos' III., in das durch den Abzug der Römer entstandene Machtvakuum in Griechenland vorzustoßen, beantwortet Rom mit einem Feldzug gegen den mächtigen Herrscher. 188 v. Chr. muss Antiochos nicht nur seine Eroberungen in Griechenland aufgeben, sondern auch große Teile Kleinasiens an die römischen Verbündeten Pergamon und Rhodos abtreten. Obgleich Rom

DER RÖMISCHEN REPUBLIK – UND BEGRÜNDEN ZUGLEICH DEREN NACHRUHM



POMPEIUS
(106–48 v. Chr.)

Als erfahrener Feldherr braucht Gnaeus Pompeius Magnus nur wenige Monate, um 846 Schiffe und fast alle Stützpunkte jener Piraten zu vernichten, die seit Jahrzehnten das Mittelmeer terrorisieren. Daneben kämpft er für Rom in Etrurien, Spanien und Kleinasien – und geht deshalb bei seiner Rückkehr 62 v. Chr. davon aus, dass ihm der Senat dafür danken werde. Der aber bewilligt nicht einmal die Versorgung seiner Truppen mit Siedlungsland. Deshalb verbündet sich Pompeius mit Roms reichstem Mann, Marcus Licinius Crassus, und dem politisch ambitionierten Gaius Iulius Caesar und ergreift die Macht im Staat. Crassus stirbt. Das Bündnis zerbricht. Es kommt zum Bürgerkrieg. Pompeius unterliegt Caesar, flieht nach Ägypten und wird dort ermordet.



SPARTAKUS
(?–71 v. Chr.)

Hunderttausende Sklaven leben im 1. Jahrhundert v. Chr. in der Republik, allein 250 000 in Rom. Sie bestellen die Felder der Großgrundbesitzer, hüten Vieh, arbeiten als Verwalter oder Privatlehrer. Wer in Ungnade fällt, kommt in den Steinbruch, ins Bergwerk – oder in die Arena, um dort als Gladiator zu kämpfen. Einer von ihnen ist der Thraker Spartakus. 73 v. Chr. flieht er mit etwa 70 weiteren Sklaven aus einer Gladiatorschule in Capua und ruft in Süditalien zum Kampf gegen Rom auf. Zehntausende Unzufriedene schließen sich ihm an. Doch zwei Jahre braucht der Senat, um den Aufstand niederzuwerfen. Spartakus selbst stirbt schließlich im Kampf, 6000 Gefolgsleute werden gekreuzigt. Die Abschreckung gelingt: Einen solchen Sklavenaufstand gibt es in Italien nie wieder.



SALLUST
(86–34 v. Chr.)

Erfolgreich organisiert er den Nachschub für den Feldherrn Caesar, wird zur Belohnung Statthalter der Provinz Africa Nova und hofft auf das Konsulat. Doch mit der Ermordung Caesars endet auch die Karriere des Gaius Sallustius Crispus. Von nun an richtet er den Ehrgeiz auf die Historiografie, um mit ihr die Dekadenz im Staat zu rügen: Berühmt wird seine Schilderung der Verschwörung des Senators Catilina – zugleich eine versteckte Anklage gegen seine eigenen Zeitgenossen: Die Senatoren seien bestechlich, egoistisch und unfähig, Rom zu regieren. Für die elegant formulierte Schrift wird er von vielen zeitgenössischen Lesern bewundert, und auch heute noch ist Sallust einer der wichtigsten Chronisten der finalen Krise der Republik.



AGRIPPA
(63–12 v. Chr.)

Auf niemanden kann sich Oktavian, der spätere Augustus, so verlassen wie auf ihn: Schon als die Kämpfe um Caesars Nachfolge ausbrechen, steht Marcus Vipsanius Agrippa auf Oktavians Seite. Er wird sein wichtigster Feldherr, erringt für ihn entscheidende Siege: 42 v. Chr. gemeinsam mit Mark Anton über die Caesarmörder, 36 v. Chr. über Sextus Pompeius Magnus, 31 v. Chr. über Mark Anton. Trotz dieser Erfolge erliegt Agrippa nicht der Versuchung, selbst nach der Macht zu greifen, sondern hilft Augustus, inneren Frieden zu stiften. Der gibt ihm 21 v. Chr. seine einzige Tochter zur Frau; ihre erben beiden Söhne adoptiert der Kaiser als Erben. So wäre Agrippa fast zum leiblichen Begründer der neuen Dynastie geworden – hätte seine Söhne nicht ein vorzeitiger Tod getroffen.



LIVIVS
(um 59 v.–17 n. Chr.)

Ihm verdanken die Römer ihre reichhaltige Geschichte: Mehr als 40 Jahre lang arbeitet Titus Livius an einem monumentalen Werk über die römische Vergangenheit – von der Gründung der Stadt bis 9 v. Chr. Roms Größe führt der Historienschreiber auf die Tugenden seiner Bewohner zurück: Seine Helden stürzen sich in Erdspalten, wenn Rom ein solches Opfer fordert, oder richten ihre eigenen Söhne, wenn die Befehle missachten. Historische Genauigkeit hat für ihn nicht oberste Priorität: Schlachten, Intrigen oder Bluttaten schildert er so lebhaft wie möglich, und wo es die Wirkung verlangt, erfindet er mitreißende Reden für seine Figuren. 35 der einst 142 Bände überdauern die Jahrhunderte – und gehören heute zu den Hauptquellen für die Geschichte Roms.

WIE ROM REGIERT WIRD

Über Jahrhunderte hat sich die Republik entwickelt – zu einem komplexen System gegenseitiger Kontrolle

Die Römische Republik ist keine Demokratie, sondern wird von einer aristokratischen Oberschicht gelenkt: vom **Senat** als oberstem Entscheidungsgremium sowie von gut zwei Dutzend höheren Staatsbeamten, den **Magistraten**. Die Oberschicht selbst hat ihren Charakter im Verlauf der Geschichte der Republik verändert: Lag die Macht im Staat zunächst in den Händen des Geburtsadels, der patrizischen Familien, dem die Masse des Volkes, die Plebejer, gegenüberstand, so bildete sich später eine neue Führungsschicht heraus, die Nobilität. Ihr gehören alle Familien an, die in jüngerer Vergangenheit einen Konsul (siehe unten) gestellt haben. Das können seit 367 v. Chr. sowohl Patrizier als auch reiche Plebejer sein.

Für das Amt eines – unbezahlten – Staatsbeamten kandidieren meist Angehörige der reichsten und ehrwürdigsten Familien. Denn es gehört zu ihrem Selbstverständnis, sich in dieser Ämterlaufbahn, dem *cursus honorum*, als Elite zu beweisen. Gewählt werden die Magistrate von den Volksversammlungen, in denen alle männlichen erwachsenen Bürger Roms zusammentreffen. Um 200 v. Chr. sind rund 300.000 Männer stimmberechtigt, die tatsächliche Beteiligung an den Versammlungen liegt aber selten bei über einem Prozent. Um Machtmissbrauch zu verhindern, gelten für die Ämter fünf Regeln:

- Alle wichtigen Posten werden mit mindestens zwei Männern besetzt;
- Jeder Amtsinhaber darf ein Veto gegen die Anordnung eines Kollegen aussprechen;
- Die meisten Beamten werden nur auf ein Jahr gewählt;
- eine Wahl für eine weitere Magistratur ist erst nach einer zweijährigen Pause möglich;
- niemand darf mehr als ein Amt zur gleichen Zeit bekleiden.

Die Karriere eines zukünftigen Magistraten beginnt meist mit einem zehnjährigen Militärdienst. Darauf folgt die *Quästur* (von lat. *quaerere*, „suchen, untersuchen“). Die **Quästoren** arbeiten höheren Beamten zu, verwalten etwa die öffentlichen Kassen und haben – seit 81 v. Chr. – anschließend wie alle ehemaligen Magistrate Anspruch auf einen Sitz im Senat.

Wer die Quästur absolviert hat, ist als **Ädil** (nach dem Wort für „Tempel“, *aedes*) wählbar. Denen obliegt anfangs die Aufsicht über die geweihten Stätten, später aber vor allem über Straßen, Plätze und Märkte sowie über die Ausrichtung der großen Feste mit den Spielen, die sie meistens aus ihrem Privatvermögen bezahlen. Das Amt eignet sich daher sehr dafür, Anhänger im Volk zu gewinnen.

Die nächste Karrierestufe ist die des Richters, des **Prätors** (von *praeire*, „vorangehen“). Seit 242 v. Chr. gibt es in Rom zwei: Einer entscheidet in Streitfällen unter Römern, der zweite sitzt zu Gericht, wenn ein Fremder in den Fall verwickelt ist. Als Rom seine ersten Provinzen gründet, werden dort weitere Prätoren als Statthalter eingesetzt.

Höchstes Amt der Republik ist das Konsulat. Die beiden **Konsuln** rufen den Senat zusammen, bringen Gesetze ein, weihen die Tempel und ermitteln den Willen der Götter. Im Krieg führen sie als Oberkommandierende die Truppen. Die Amtsgewalt der Konsuln und Prätoren wird *imperium* genannt. Es kann nach Ende ihrer einjährigen

Amtszeit verlängert werden, sodass sie anschließend als **Prokonsuln/Proprätoren** einen Feldzug führen oder eine Provinz verwalten dürfen – Tätigkeiten, für deren Ausübung ein Imperium unabdingbar ist.

In Notsituationen können die Träger des Imperiums einen außerordentlichen höchsten Beamten ernennen, den **Diktator**. Der amtiert als einziger Magistrate ohne Kollegen und hat umfassende Vollmachten, allerdings für nicht mehr als sechs Monate.

Wie der Diktator stehen auch die zwei **Zensoren** (von *censere*, „schätzen“) außerhalb des *Cursus honorum*. Sie werden alle fünf Jahre gewählt und kümmern sich um große Bauprojekte, etwa die Konstruktion von Aquädukten. Vor allem aber ermitteln sie das Vermögen der Bürger. Da die Höhe der Steuern und die Waffenklasse im Militärdienst vom Besitz des jeweiligen Familienoberhauptes abhängen, bestimmen die Zensoren so auch über das Steueraufkommen und die Zusammensetzung der Truppen. Diese verantwortungsvolle Stellung wird meist von früheren Konsuln eingenommen.

Anders als die meisten anderen Posten kann das Amt des **Volkstribuns** nur von Plebejern ausgeübt werden. Es hat sich in den „Ständekämpfen“ zwischen Adel und Plebejern im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. herausgebildet – in der jungen Republik sollten die Tribune das Volk gegen Übergriffe der adeligen Magistrate schützen. Da sie sich gegen den offiziellen Staatsapparat stellten und keinen Amtsschutz genossen, wurden sie vom Volk als sakrosankt erklärt: Wer einen Tribun während dessen Amtszeit körperlich angriff, konnte mit dem Tod bestraft werden. Ab 287 v. Chr. gilt das Tribunat als ein ordentliches Staatsamt, der Rang entspricht dem eines Ädils. Seit diesem Jahr können die mittlerweile zehn Volkstribune durch ihr Veto theoretisch Gesetze und andere Initiativen selbst der höchsten Magistrate verhindern. Tatsächlich aber sind die einst revolutionären Tribune nun derart in das politische System integriert, dass sie nur noch selten gegen den Senat und die Magistrate opponieren.

Nicht direkt gewählt werden die **Senatoren** (von *senex*, „der Alte“) – denn im Senat sitzen vor allem frühere Magistrate, die momentan keinen Posten bekleiden. Der Ältestenrat ist das Machtzentrum der Republik, gebildet aus anfangs 300, später 600 ehemaligen Beamten sowie einigen Bürgern, die aufgrund ihres hohen Ansehens von den Zensoren in den Rat berufen worden sind. Im Senat werden die Gesetze vorbereitet, über die anschließend eine **Volksversammlung** abstimmt (siehe Seite 169). Zudem entscheiden die Ratsherren über die Finanzen des Staats sowie dessen Außenpolitik. Senatsbeschlüsse gelten offiziell nur als „Ratschläge“, doch wer das Votum der meist auf Lebenszeit berufenen Senatoren ignoriert, stellt sich gegen die Mächtigen – und besiegelt damit meist das Ende seiner Karriere.

Jahrhundertlang regelt die gegenseitige Kontrolle zwischen Beamten, Senat und Volksversammlung das Leben in Rom. Der *Cursus honorum* hält die ehrgeizigen Adligen zur Ordnung an, verhindert im Regelfall Amtsanhäufung und Machtmissbrauch. In der Kaiserzeit aber verliert das System schnell an Bedeutung: Nun entscheidet der jeweilige Herrscher, wer in die – ohnehin mit immer weniger Macht versehenen – Ämter berufen wird.

Jan Ludwig

auch weiterhin kein Interesse daran zeigt, griechische Territorien direkt zu kontrollieren, ist es mit dem Sieg über Antiochos zur stärksten Macht auch im östlichen Mittelmeer geworden.

180 v. Chr.

Ein Gesetz legt Mindestalter für die wichtigsten Staatsämter fest. So darf ein Prator nicht jünger als 39 Jahre sein, ein Konsul nicht jünger als 42. Die herrschende Senatsaristokratie will so den allzu schnellen politischen Aufstieg von Standesgenossen aus besonders angesehenen Familien verhindern. Zudem wird der Grundsatz bestätigt, dass Politiker vor dem Antritt eines weiteren Amtes eine mindestens zweijährige Pause einlegen müssen. Diese Regelung soll gewährleisten, dass ein Beamter nach Ende seiner Amtszeit – während der er Immunität genießt – angeklagt werden kann. Spätere Gesetze regeln weitere Details der Beamtenlaufbahn, des *cursus honorum* – etwa, in welcher Reihenfolge die verschiedenen Ämter übernommen werden dürfen.

168 v. Chr.

Bei Pydna in Nordgriechenland erringt ein römisches Heer unter Lucius Aemilius Paullus in einem weiteren Krieg gegen das Makedonienreich einen deutlichen Sieg. Anders als nach früheren Konflikten betreibt Rom nun die Absetzung der königlichen Dynastie und die Zerschlagung des Reiches.

An dessen Stelle setzen die Sieger vier von Rom kontrollierte Teilstaaten. Der letzte Makedonienkönig Perseus wird gefangen genommen und den Römern in einem Triumphzug zu Ehren des Paulus vorgeführt.

154 v. Chr.

Auf der Iberischen Halbinsel flammt der Aufstand mehrerer Stämme gegen die Römer wieder auf. Daheim in Italien aber gilt den römischen Bauern – die ja den Großteil der Legionäre stellen – dieser Konflikt, anders als die Feldzüge im Osten, als wenig attraktiv. Zum einen ist ein Einsatz in Spanien aufgrund des hartnäckigen Widerstands der Einheimischen mit einem besonders hohen Risiko verbunden, zum anderen verspricht er kaum einträgliche Beute. Deshalb versuchen viele Bauern erstmals in der Geschichte Roms, den Waffendienst zu verweigern. Erst 133 v. Chr. kann Rom den Krieg siegreich beenden.

149 v. Chr.

Rom unternimmt einen weiteren Feldzug gegen Karthago. Nach dreijährigen Kämpfen können die Römer die Stadt im Jahr 146 v. Chr. stürmen und zerstören. Das karthagische Restreich wird als Provinz Africa in das Imperium eingegliedert, die überlebende Bevölkerung versklavt.

133 v. Chr.

Um seine eigene politische Karriere voranzutreiben – und wohl auch, um die Verelendung immer größerer Teile

der Bevölkerung einzudämmen –, versucht der Volkstribun Tiberius Sempronius Gracchus, Obergrenzen für die Nutzung von Staatsland einzuführen und Teile der Flächen an mittellose Bürger zu vergeben. Weil er von Seiten der Großgrundbesitzer im Senat Widerstand erwartet, lässt er eine Volksversammlung das Gesetz verabschieden, ohne sich, wie üblich, zuvor mit dem Senat abzusprechen. Auch in den folgenden Monaten setzt sich Tiberius Gracchus mehrfach über Regeln des politischen Systems hinweg und erregt so den Verdacht, er wolle sich zum Alleinherrscher aufschwingen.

Schließlich stürmen aufgebrachte Senatoren und deren Helfer eine Volksversammlung und ermorden ihn sowie Hunderte seiner Anhänger. Dennoch kann eine von Tiberius Gracchus eingesetzte Kommission in den folgenden Jahren einen Teil der geplanten, in der Bevölkerung populären Landverteilungen vornehmen.

Attalos III., der König des kleinasiatischen Reiches von Pergamon, stirbt. Wohl um seinen Untertanen einen Krieg gegen die als übermächtig erkannten Römer zu ersparen, hinterlässt er diesen die meisten seiner Besitzungen. Die neuen Herren wandeln, nachdem sie sich gegen den illegitimen Bruder des Verstorbenen durchsetzen konnten, Teile des vormaligen Königreichs

in die römische Provinz Asia um.

123 v. Chr.

Der im Vorjahr zum Volkstribun gewählte Gaius Sempronius Gracchus ist entschlossen, den Tod seines 133 v. Chr. ermordeten Bruders Tiberius zu rächen. Er setzt mehrere Gesetze durch, die gegen die Machtstellung des Senats gerichtet sind, darunter eine Regelung, die die bislang nur mit Senatoren besetzten Geschworenengerichte für den Stand der Ritter öffnet. Andere Aktionen – so die Wiederaufnahme und Erweiterung der unter Tiberius Gracchus begonnenen Landverteilungen – sollen die Popularität von Gaius Gracchus im Volk steigern und seine Machtbasis für den Kampf gegen die Senatsmehrheit stärken. Nach anfänglichen Erfolgen, die zu seiner Wiederwahl für das Jahr 122 v. Chr. führen, verliert er seinen Rückhalt im Volk, nicht zuletzt aufgrund von populistischen Versprechungen, die ein anderer Volkstribun der Bevölkerung im Auftrag des Senats macht.

Nach dem Scheitern einer dritten Kandidatur gerät Gaius Gracchus in offenen Konflikt mit dem Ältestenrat. Zwar kann er einem Angriff von Truppen des Konsuls auf eine Versammlung seiner Anhänger noch entkommen, doch lässt er sich in auswegloser Lage von einem Sklaven umbringen. Wie schon zu Zeiten des Tiberius Gracchus hat der Senat durch sein aggressives

Vorgehen dazu beigetragen, die Gewalt als Mittel der bislang weitgehend friedlich geführten politischen Auseinandersetzung zu etablieren.

105 v. Chr.

Bei Arausio (Orange) in der heutigen Provence siegt ein Heer der Kimbern und Teutonen sowie weiterer Germanen über ein römisches Aufgebot, Zehntausende Legionäre fallen. Die germanischen Stämme sind einige Jahre zuvor auf der Suche nach Siedlungsplätzen im Süden gewandert und wecken nun in der römischen Bevölkerung die Befürchtung, dass sie nach Italien ziehen könnten.

Gaius Marius, für 104 v. Chr. zum Konsul gewählt, reformiert in dieser Notsituation das römische Heer. Unter anderem rekrutiert er Freiwilige, darunter viele Besitzlose, die nach den zuvor geltenden Regeln nicht für den Heeresdienst infrage kamen. Zudem lässt Marius die Legionen in größeren Einheiten gegen die Germanen antreten und setzt auf eine strengere Ausbildung.

102 v. Chr. erweisen sich seine Maßnahmen als erfolgreich: In der Schlacht bei Aquae Sextiae (Aix-en-Provence) werden die Teutonen und Ambronen unter seiner Führung geschlagen, 101 v. Chr. besiegen die Römer bei Vercellae (Vercelli) in der Po-Ebene auch die Kimbern.

100 v. Chr.

Der Volkstribun Lucius Appuleius Saturninus setzt gegen den Wider-

stand des Senats Gesetze über neue Landverteilungen an Veteranen sowie weitere volksfreundliche Regelungen durch. Saturninus ist ein Vertreter der „Popularen“, einer Richtung innerhalb der römischen Führungselite, die in der Tradition der Gracchus-Brüder versucht, mit Unterstützung des Volkes am Senat vorbei Politik zu machen. Ihnen gegenüber stehen die „Optimaten“, die die althergebrachte Vormachtstellung des Ältestenrats erhalten wollen. Als Saturninus versucht, einen seiner Verbündeten zum Konsul wählen zu lassen, und dabei einen Mitbewerber töten lässt, ruft der Senat den Notstand aus.

Gaius Marius, der bislang mit Saturninus politisch kooperiert hat, sieht sich als amtierender Konsul nun gezwungen, gewaltsam gegen seinen Verbündeten vorzugehen. Bei den Kämpfen kommen Saturninus und viele seiner Anhänger ums Leben.

91 v. Chr.

Nach dem ungeklärten Tod des Volkstribuns Marcus Livius Drusus, der unter anderem den Italiens Verbündeten das Bürgerrecht verschaffen wollte, kommt es zu einem mehrjährigen Krieg zwischen Rom und etlichen seiner Bundesgenossen. In Mittel- und Süditalien erheben sich zahlreiche italische Völkerschaften zum Kampf gegen die zunehmend als unerträglich empfundene römische Vorherrschaft, darunter

Samniten, Marser und Lukaner. In dem von beiden Seiten erbarmungslos geführten Krieg sieht sich Rom bald zu Zugeständnissen gezwungen. So erhalten 90 v. Chr. zu nächst all jene Bundesgenossen das römische Bürgerrecht, die sich dem Aufstand nicht angeschlossen haben oder die Waffen niederlegen. Als sich im Jahr darauf ein römischer Gesamt-sieg abzeichnet, erklärt ein Gesetz schließlich alle Bewohner südlich des Pos zu römischen Bürgern. Ganz Mittel- und Süditalien ist nun in einem einheitlichen Staatswesen verbunden.

88 v. Chr.

Lucius Cornelius Sulla, Feldherr und amtierender Konsul, marschiert mit einem Heer von Campanien aus gegen Rom. Er hat sich zu diesem Tabubruch entschlossen, nachdem ihm eine Volksversammlung das Kommando für einen Feldzug gegen den kleinasiatischen König Mithridates VI. entzogen hat. Sulla kann Rom innerhalb kürzester Zeit einnehmen. Er lässt seine Gegner, darunter den populären Feldherrn Gaius Marius, als Staatsfeinde ächten und erhält das Kommando für den Krieg gegen Mithridates zurück. 85 v. Chr. zwingen seine Truppen Mithridates zu einem Friedensvertrag, doch in Rom haben während Sullas Abwesenheit dessen politische Gegner unter Führung des Konsuls Lucius Cornelius

Cinna die Macht errungen.

83 v. Chr.

Mit etwa 40.000 Soldaten setzt Sulla von Griechenland nach Italien über und löst damit in weiten Teilen Italiens einen Bürgerkrieg aus, den er im November 82 v. Chr. gewinnt. Er lässt Tausende Römer ermorden, darunter etliche Senatoren. Zudem lässt er sich per Gesetz zum Diktator ernennen: zum obersten Beamten mit umfassenden Machtbefugnissen.

In den folgenden Monaten reformiert Sulla das politische System, um die Macht des Senats wiederherzustellen und den Einfluss der Volkstribune zu mindern. Doch um den Jahreswechsel 80/79 v. Chr. tritt Sulla überraschend als Diktator zurück und lebt bis zu seinem Tod 78 v. Chr. als Privatmann.

73 v. Chr.

Zusammen mit 70 weiteren Sklaven gelingt dem Thraker Spartakus die Flucht aus einer Gladiatorenschule. In seinem Kampf gegen Rom folgen ihm Zehntausende. Erst nach zwei Jahren können Legionäre den Sklavenaufstand niederschlagen, 6000 Gefangene werden entlang der Via Appia gekreuzigt. Spartakus kommt in einem Gefecht ums Leben.

71 v. Chr.

Gnaeus Pompeius Magnus bewirbt sich um das Konsulat für das Jahr 70 v. Chr. Angesichts der Popularität des erfolgreichen Feld-

herrn – vor allem aber aufgrund der Präsenz seiner Truppen vor den Toren Roms – hat der Senat ihm zuvor eine Sondergenehmigung für seine Kandidatur erteilt, die gegen die Regeln für die Ämterlaufbahn verstößt: Denn Pompeius hat zuvor kein anderes Amt bekleidet und kann auch nicht das erforderliche Mindestalter für das Konsulat vorweisen. Nach seiner erfolgreichen Wahl macht Pompeius gemeinsam mit seinem Ko-Konsul Marcus Licinius Crassus einige der von Sulla initiierten Gesetze rückgängig. Insbesondere stärkt er wieder die Stellung der Volkstribune.

66 v. Chr.

Pompeius zieht im Auftrag des Senats erneut gegen König Mithridates VI., besiegt ihn und erobert neben dessen kleinasiatisches Reich weitere Teile Vorderasiens, etwa das bis dahin zum Seleukidenreich gehörende Syrien. Ohne hierfür beauftragt worden zu sein, ordnet er die römische Einfluss-sphäre im Osten neu: So macht er zum Beispiel Syrien zur Provinz und lässt in anderen Gebieten Klientelfürsten die römische Macht vertreten.

64 v. Chr.

Marcus Tullius Cicero wird zum Konsul gewählt. Dem begnadeten Redner ist es gelungen, ins höchste Staatsamt vorzudringen, obwohl er aus einer Kleinstadt stammt und ein *homo novus* ist, ein „Neuling“, dessen Familie in

Rom noch keinen Namen hat. Seine Amtszeit wird durch die publikumswirksame inszenierte Aufdeckung der Verschwörung einer Gruppe von Aristokraten um den Senator Lucius Sergius Catilina gekrönt.

60 v. Chr.

Die drei Politiker Gnaeus Pompeius Magnus, Gaius Julius Caesar und Marcus Licinius Crassus schließen sich in Rom zu einem informellen Machtbündnis („*Triumvirat*“) zusammen. Zum Konsul für das Jahr 59 v. Chr. gewählt, setzt Caesar mit Unterstützung der Volksversammlung – und damit am Senat vorbei – eine Reihe von Gesetzen zum Vorteil der Triumvirn durch und zieht sich so die Feindschaft der konservativen Senatsmehrheit zu.

58 v. Chr.

Unter dem Vorwand, die Sicherheit der ihm anvertrauten Provinz Gallia Narbonensis zu verteidigen – wo er inzwischen als Statthalter dient –, beginnt Caesar mit der ungemessen brutalen Eroberung des noch freien Gallien. Zwar erheben sich immer wieder einzelne Stämme, doch um 50 v. Chr. ist Roms Herrschaft über das Gebiet etabliert.

52 v. Chr.

Der frühere Volkstribun Publius Clodius Pulcher wird bei einer Schlägerei zwischen eigenen Anhängern und denen eines rivalisierenden Politikers getötet. In den Jahren zuvor hat er durch populistische

Initiativen (etwa einem Gesetz über die kostenlose Versorgung der Stadtbevölkerung mit Getreide) sowie den Aufbau von Schlägerbanden und aggressiv ausgetragenen Streitigkeiten mit Senatoren wie Cicero zu einer Radikalisierung des politischen Klimas in Rom beigetragen.

Um der Unruhen, die nach seinem Tod ausbrechen, Herr zu werden, lässt der Senat Pompeius zum alleinigen Konsul wählen und gibt ihm besondere Vollmachten. Die damit verbundene Annäherung zwischen Pompeius und den nach wie vor Caesarfeindlichen Senatskreisen trägt zur Entfremdung zwischen den zwei verbliebenen Triumvirn bei (Crassus ist 53 v. Chr. in einer Schlacht gefallen).

49 v. Chr.

Caesar überschreitet mit Truppen den norditalienischen Fluss Rubikon, der die Provinz Gallia Cisalpina vom römischen Staatsgebiet trennt. Er missachtet damit die wenige Tage zuvor ergangene Aufforderung des Senats, vor der Rückkehr nach Italien sein Heer zu entlassen – und wird in den Augen vieler Senatoren endgültig zum Staatsfeind.

Caesars Schritt löst einen Bürgerkrieg aus, bei dem ihm im Lager der konservativen Senatsmehrheit sein früherer Verbündeter Pompeius gegenübersteht. Doch der kann dem Vormarsch Caesars zunächst nichts entgegenzusetzen, da ihm

in Italien nur drei Legionen zur Verfügung stehen. Pompeius und mit ihm etwa 200 Senatoren verlassen Rom und setzen nach Griechenland über, wo sie neue Streitkräfte aufstellen.

48 v. Chr.

Bei Pharsalos in Thessalien erleidet das Heer der Senatspartei eine vernichtende Niederlage gegen Caesars Truppen. Pompeius flieht an den Nil – wo ihn die um Caesars Wohlwollen bemühten Ägypter ermorden.

45 v. Chr.

Mit einem Sieg über die Pompeiussöhne Gnaeus und Sextus in der Nähe des spanischen Munda beendet Caesar den Bürgerkrieg, der sich nach dem Tod des Pompeius in Afrika und Spanien fortgesetzt hatte. Er ist nun de facto Alleinherrscher, auch wenn er die politischen Institutionen der Republik nicht abschafft. Der Senat leistet keinen Widerstand mehr. Vielmehr überhäufen die Ratsherren ihn mit Huldigungen und Ehrentiteln. Mehrfach lässt er sich die Diktatur verleihen: zunächst auf ein paar Tage, dann auf ein Jahr, schließlich auf zehn Jahre begrenzt – und im Februar 44 v. Chr. auf Lebenszeit.

44 v. Chr.

Eine Gruppe von etwa 60 Senatoren verschwört sich unter der Führung von Marcus Iulius Brutus und Gaius Cassius Longinus gegen Caesar und ermordet den Diktator während einer Senatssitzung am

DAS MITSPRACHERECHT DER RÖMER

Über Volksversammlungen sind Roms Bürger an den politischen Entscheidungen der Republik beteiligt

Während der Republik gibt es in Rom vier verschiedene Volksversammlungen mit jeweils eigener Zusammensetzung und Kompetenz. Die wichtigste ist die *comitia centuriata*. Zu ihr treffen sich die römischen Bürger vor den Toren der Stadt, meist auf dem Marsfeld. Ihre 193 Abstammungsgruppen (*centuriae*) sind nach dem Vermögen der Teilnehmer gegliedert und entsprechen den ursprünglichen Klassen des Heeres: 18 Reitercenturien, 170 Centurien der Schwer- und Leichtbewaffneten und fünf Centurien der unteren Schichten. Diese Volksversammlung wählt die Vertreter für die höchsten Staatsämter (Konsul, Prätor, Zensor) und entscheidet über Krieg und Frieden. Zudem stimmt sie (nach 218 v. Chr. nur noch selten) über Gesetze ab, die Magistrate der Versammlung vorlegen, und entscheidet über Kapitalklagen gegen römische Bürger.

Die *comitia tributa* versammelt sich auf dem Forum und später bei Wahlen auch auf dem Marsfeld. Ihre Teilnehmer sind regional gegliedert, in 31 ländliche und vier städtische Gemeinden (*tribus*). Sie ent-

scheidet über jene Gesetzesvorlagen, die nicht der *Comitia centuriata* vorbehalten sind. Vor allem wählt sie die niederen Magistrate (Quästor, kurulischer Ädil – ein Ädil, der auch von Patriziern gestellt werden kann).

Auf dem Kapitol trifft sich die *comitia curiata*. Die älteste der vier Volksversammlungen ist nach Sippenverbänden aufgebaut. Ihre Ursprünge verlieren sich im historischen Dunkel, ebenso ihre wohl erstmals umfangreichen Befugnisse. In der späten Republik entscheidet sie über Testamente oder Adoptionen und bestätigt die Amtsgewalt (*imperium*) der Oberbeamten.

Die neben der *Comitia centuriata* machtvollste Volksversammlung ist das *concilium plebis*, das auf dem Forum, später auf dem Marsfeld zusammentritt und zu dem nur Plebejer zugelassen sind. Es ist nach Tribus gegliedert, wählt Volkstribune und plebejische Ädilen und beschließt über die Vorlagen der Tribune. Nach 218 v. Chr. ist dies der Großteil aller verabschiedeten Gesetze.

15. März. Anders als von den Attentätern erwartet, wird die Bluttat jedoch weder im Senat noch vom Volk mit Jubel aufgenommen. Daraufhin stimmen die ratlosen Verschwörer einem Abkommen mit den von Caesars Vertrautem Mark Anton angeführten Anhängern des ermordeten Diktators zu, das sie zwar für ihre Tat amnestiert, aber auch sämtliche Maßnahmen Caesars in Kraft lässt.

43 v. Chr.

Oktavian (Gaius Iulius Caesar Octavianus), der Adoptivsohn Caesars, schließt sich im Kampf um die Nachfolge des Diktators mit Mark Anton sowie dem General Marcus Aemilius Lepidus zusammen. Anders als das rein informelle Bündnis zwischen Caesar, Pompeius und Crassus 17 Jahre zuvor erhält dieses zweite Triumvirat umfassende Sondervoll-

machten und einen offiziellen Auftrag: die „Wiederaufrichtung des Staates“. Tatsächlich jedoch geht es den Triumvirn darum, ihre persönliche Macht auszubauen. Einer brutalen Säuberungswelle fallen 2300 Senatoren und Ritter und damit ein Großteil der politischen Elite Roms zum Opfer, darunter auch Cicero. Noch während in Italien das Morden andauert, wenden sich die Triumvirn mit ihrem Heer gegen die Caesarmörder, die sich mit zahlreichen Legionen im Osten des Reiches festgesetzt haben.

42 v. Chr.

Bei Philippi in Ostmakedonien besiegen die Truppen der Triumvirn in einer der größten Schlachten der Antike das Heer der Caesarmörder Brutus und Cassius, die sich daraufhin von Vertrauten das Leben nehmen lassen. Oktavian hat damit sein nach

dem Attentat auf Caesar öffentlich ausgesprochenes „Gelübde erfüllt, er werde den Mord an seinem Adoptivvater rächen.“

40 v. Chr.

Die Triumvirn teilen das Reich unter sich auf: Oktavian erhält die Westhälfte, Mark Anton kontrolliert fortan den östlichen Teil. Lepidus darf lediglich die bereits von ihm beherrschte Provinz Africa behalten. Als er 36 v. Chr. auch Anspruch auf Sizilien erhebt, wird er von Oktavian, zu dem Lepidus' Truppen überlaufen, entmacht.

33 v. Chr.

Oktavian und Mark Anton, die mittlerweile jeder für sich die Alleinherrschaft im Reich anstreben, bekämpfen sich in einem aufwendig geführten Propagandakrieg. Die zwei Rivalen versuchen, den jeweils anderen vor der römischen Öffentlichkeit zu diskreditieren. Es

gelingt Oktavian schließlich, zahlreiche Römer gegen Mark Anton einzunehmen, indem er ihm ein seit Jahren gepflegtes Liebesverhältnis mit der ägyptischen Königin Kleopatra sowie den vermeintlichen Verrat an den Interessen Roms vorwirft. Als das 37 v. Chr. verlängerte Triumviratsabkommen zum Ende des Jahres 33 v. Chr. ausläuft, wird es formell nicht verlängert. 32 v. Chr. erklärt Oktavian Kleopatra und damit de facto auch Mark Anton den Krieg.

31 v. Chr.

In der Seeschlacht von Actium unterliegen Mark Anton und Kleopatra der Flotte Oktavians. Die Geschlagenen können nach Ägypten fliehen, doch angesichts ihrer verzweifelten militärischen Lage begeben sie dort im folgenden Jahr Selbstmord. Ägypten wird römische Provinz, und Oktavian ist

nun der alleinige Herrscher des Römischen Reichs.

27 v. Chr.

Am 13. Januar gibt Oktavian alle Sondervollmachten an das römische Volk und den Senat zurück – und stellt damit die republikanische Ordnung formal wieder her.

Ein kluger Schachzug: Erwartungsgemäß bedrängen ihn die Senatoren, doch wenigstens die zahlreichen noch unruhigen Provinzen zu befrieden. Oktavian willigt ein. Am selben Tage verleihen ihm die Senatoren den neuen Ehrentitel Augustus, „der Erhabene“ – und besiegeln damit zugleich das Ende der Republik: Augustus, der sich nun Jahr um Jahr zum Konsul wählen lässt, bestimmt fortan allein die Geschicke des Staates – mit wachsender Zustimmung von Volk und Senat. Denn seine Politik führt zu wirtschaftlicher und kultureller

Blüte. Und anders als Caesar vermeidet er jeden äußeren Anschein der Allmacht. So nennt er sich nicht Diktator oder König, sondern *princeps*, was etwa „Erster unter Gleichen“ bedeutet. Doch tatsächlich ist er der Begründer des Römischen Kaiserreichs und wählt selber seinen Nachfolger aus: seinen Adoptivsohn Tiberius, dem er den Titel „Augustus“ vererbt. Der Senat, der schon lange keine eigene Politik mehr verfolgt, akzeptiert die Wahl.

Das so entstandene Kaiserreich wird fünf Jahrhunderte lang bestehen, bis der junge Kaiser Romulus Augustulus 476 von seinem germanischen Heerführer Odoaker abgesetzt wird. □

Andreas Sedlmair, 46, ist Verifikationsredakteur im Team von GEOEPOCHE, Dr. Marion Hombach, 36, Publizistin in Berlin.

Das CHINA des Mao Zedong



Drei Jahrzehnte lang ist er der mächtigste Mann im Reich der Mitte: Mao Zedong (Foto von 1934)

Heute werden die Mädchen ihre Lehrerin töten. Am 5. August 1966 treiben sie Bian Zhongyun über den Hof eines der ältesten Gymnasien Beijings. Das Gesicht der 50-jährigen Pädagogin ist mit Tinte geschwärzt, auf dem Kopf trägt sie einen spitzen Hut aus Papier, Schriftzeichen sind auf ihre Bluse gemalt. Bian muss gegen ein Kehrblech schlagen und schreien, dass sie den Kommunismus verraten habe. Ruft sie nicht laut genug, treffen sie die nägelgespickten Knüppel ihrer Peiniger. Es sind ihre Schülerinnen.

Die Mädchen, kaum älter als 14 Jahre, tragen grüne Hosen und Jacken, dazu braune Gürtel, Lederstiefel und seidene Armbänder. In Beijing haben Kämpfer einer Kinderarmee die Macht übernommen: die Roten Garden.

Wenig später zwingen sie Bian, Kübel voll Müll und Kot zu schleppen. Als die herzkrankte Frau die Last nicht mehr schultern kann, prügeln die Mädchen auf sie ein, immer wieder. Dann befahlen sie ihr, die Toiletten zu putzen, doch Bian verliert das Bewusstsein, ehe sie den Schrubber greifen kann. Die Schülerinnen schütten noch

EXPRESSIONISMUS

Revolte mit der Farbe

einen Bottich kalten Wassers über ihrer Lehrerin aus, doch es gelingt ihnen nicht mehr, sie aufzuwecken. Schließlich werfen sie den leblosen Körper auf eine Abfallkarre und lassen ihn liegen.

Niemand wird die Mädchen bestrafen. Im Gegenteil: Man wird sie für ihre Tat feiern. Denn was wie ein Amoklauf aussieht, gehorcht dem tödlichen Kalkül des mächtigsten Chinesen aller Zeiten: Mao Zedong (1893–1976) – Bibliothekar, Grundschullehrer, Kommunist, Partisan, Dichter, Revolutionär und 27 Jahre lang Herrscher über ein Viertel der Menschheit.

Seit 1949 führt Mao die kommunistische Volksrepublik China – und ist zugleich ihr oberster Rebell. Den Aufstand der Schüler, die „Große Proletarische Kulturrevolution“, hat er selbst initiiert. Die Roten Garden sollen nicht nur angebliche „Konterrevolutionäre“ wie Bian Zhongyun bekämpfen, sondern Maos Gegner in der Partei in die Defensive drängen und seinen Lebensraum verwirklichen: die permanente Revolution.

Mehr als 60 Millionen Menschen werden für diesen Traum mit ihrem Leben bezahlen.

In seiner nächsten Ausgabe erzählt GEOEPOCHÉ die Geschichte Mao Zedongs – des rücksichtslosesten Massenmörders, den das 20. Jahrhundert neben Adolf Hitler und Josef Stalin hervorgebracht hat. Beschreibt das sterbende Kaiserreich, das ihn geprägt hat. Rekonstruiert den Aufstieg des Außenseiters zum Führer der Kommunistischen Partei und zum Herrn über ganz China. Ergründet, weshalb er nach dem Sieg immer wieder über das eigene Volk herfiel, verheerende Hungersnöte auslöste und sein Land mit brutalen Kampagnen quälte. Und widmet sich dem wohl wichtigsten Erbe, das er dem Reich der Mitte hinterlassen hat: seinem Mythos.

Denn trotz aller Verbrechen wird Mao noch heute von vielen als Vater des modernen China verehrt. Hängt sein Porträt nach wie vor am „Tor des Himmlischen Friedens“ in Beijing.

Die Partei, die Mao einst mitgründete, hat seine kommunistischen Ideale zwar längst verraten, doch ihre Herrschaft stützt sich bis heute auf das Heldenepos vom Bauernsohn, der China einte, die ausländischen Besatzer vertrieb und das Land zur Atommacht aufbaute.

Auf die Legende vom Großen Vorsitzenden Mao.

Am 19. Oktober 2011 erscheint die nächste Ausgabe von **GEOEPOCHÉ**

Im Sommer 1905 begründen vier Studenten in Dresden eine der bedeutendsten Kunstrichtungen des 20. Jahrhunderts. Ihr Antrieb: Rebellion und die Gier nach Neuem. Leidenschaftlich verabscheuen die Männer um Ernst Ludwig Kirchner die scheinheilige Moral im Kaiserreich Wilhelms II., das Korsett der Konventionen. Was sie – unter dem Namen „Brücke“ – dagegensetzen, ist radikal und grotesk. In ihren Bildern stürzen sie die Perspektiven, vergrößern Formen, malen in schrillen Farben.

Das Revolutionärste aber: Sie wollen dem eigentlich Unsichtbaren eine Form geben, Gefühlen, Erinnerungen, Wünschen, Ängsten. Was für sie – und bald auch für Künstler wie Franz Marc und Wassily Kandinsky, Egon Schiele und Emil Nolde – zählt, ist der Ausdruck, die „Expression“ innerer Welten.

Viele Themen dieser Expressionisten sind für die Bürger ein Schock: Sexualität, Tod, Krankheit, Gewalt, beängstigende Großstädte und apokalyptische Landschaften. Doch die Künstler entwerfen auch idyllische Szenen, die ein natürliches Leben feiern.

Als das Deutsche Reich 1914 in den Ersten Weltkrieg zieht, sind die meisten Expressionisten begeistert: weil sie hoffen, dass der große Kampf die alte Ordnung hinwegfegt. Das Grauen an der Front ernüchtert sie jedoch schnell, einige fallen. Die Werke vieler Überlebender werden düsterer, politischer – und passen so in die krisengeschüttelte Weimarer Republik. Nun werden expressionistische Maler als Repräsentanten der Gegenwartskunst geachtet, fließen ihre Vorstellungen ein in Literatur, Musik, Architektur und Film.

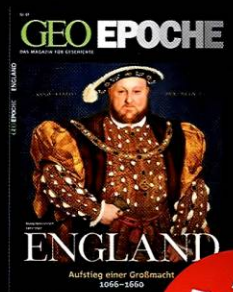
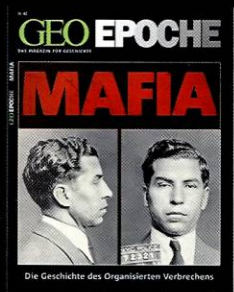
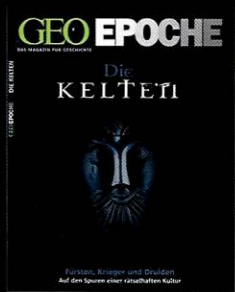
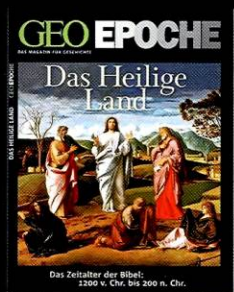
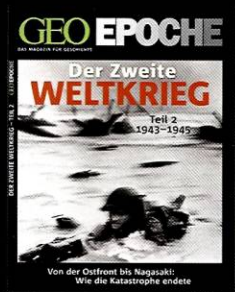
Doch schon wenige Jahre später wird ein neues Regime die Vorzeichen abermals ändern und die Kunst der Expressionisten als „entartet“ verfemen.

In seiner nächsten Ausgabe widmet sich GEOEPOCHÉ EDITION einem der wichtigsten von Deutschland ausgehenden Beiträge zur modernen Kunst. Und einer Generation, die die Provokation zum Schaffensprinzip erhob.



Alexej von Jawlensky:
Bildnis des Tänzers Alexander Sacharoff (1909)

Am 19. Oktober 2011 erscheint die nächste Ausgabe von **GEOEPOCHÉ EDITION**



Alle
Titel auch
mit DVD
erhältlich

Geschichte erleben mit GEO EPOCHE.

Jetzt im gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel. Falls Sie eines dieser Hefte verpasst haben, bieten sich jetzt folgende Möglichkeiten: Sie können zum Zeitschriftenhändler Ihres Vertrauens gehen und danach fragen. Sie können sich direkt an GEO wenden – Tel. 01805/861 8000* oder Fax 01805/861 8002*. Sie können im Internet unter www.geoshop.de nachschauen. Oder Sie können sich auf das neue Heft freuen.

Weitere Produkte im Internet unter www.geoshop.de

GEO EPOCHE